Ante Ciliga – Im Land der verwirrenden Lüge

Inhalt

ERSTES BUCH - IM LAND DER VERWIRRENDEN LÜGE 5

1. RUSSLAND UND SEINE RÄTSEL 6

Erste Schocks 6

Ist alles verloren? 9

2. IM STRUDEL DES FÜNFJAHRESPLANES 11

Eine Welt, die den Boden unter den Füßen verliert 11

Ade, Hoffnungen und Illusionen! 13

Die Komintern in Jugoslawien 16

Ich verlasse Moskau 19

In Leningrad 20

Das Jahr der großen Wende 27

Die Arbeiter und der Fünf jahresplan 31

Die herrschende Klasse und ihr wahres Gesicht 33

Episoden der Moskauer Opposition 35

3. AM RANDE DES OFFIZIELLEN LEBENS 38

Im Leningrader Gefängnis 38

Auf dem Weg ins Exil 51

Werchni-Uralsk 52

Das politische Leben im Gefängnis 55

Ein Hungerstreik 59

Die politische Unterdrückung in der UdSSR 61

Und jetzt? 65

Lenin auch... 68

Die ersten Prozesse gegen die kommunistischen „Terroristen" 72

Rückkehr nach Europa oder sibirisches Exil? 75

ZWEITES BUCH – SIBIRIEN: LAND DER VERBANNUNG UND DER INDUSTRIALISIERUNG 78

4. VOM URAL ZUM STILLEN OZEAN 79

5. DAS IRKUTSKER IDYLL 81

Zwischen Freiheit und Gefängnis 81

Das Heer der Zwangsarbeiter 82

Die Gefängnis-Plebs 85

Die Dynamischen und die Resignierten 88

Der dritte Stand und die Parias des Gefängnisses 89

Ich unterrichte Gefangene in Latein 91

DIE SOWJETISCHE PROVINZ 96

6. DER SAAL NR. 14 103

7. „DIE HERREN DES LANDES” 109
8. UND DIE TAGE VERGINGEN... 116
Händel mit der GPU 116
Im Alltagstrott..... 122
9. EIN KAPITEL KOMMUNISTISCHER PSYCHOLOGIE IN DER UdSSR..... 127
10. DIE STRASSE DER „6001 GRÄBER” 134
11. IM KÖNIGREICH DER TRUSTS 139
12. LEBEWOHL RUSSLAND, DU GRAUSAMES UND JUNGES LAND! 149

ERSTES BUCH - IM LAND DER VERWIRRENDEN LÜGE

1. RUSSLAND UND SEINE RÄTSEL

Erste Schocks

Schon längst wollte ich nach Sowjetrußland fahren. Die bolschewistische Revolution, die, angesichts eines vom Kriege zerrissenen und von der kapitalistischen Ausbeutung zugrunde gerichteten Europas, kühn die Errichtung einer sich auf die Brüderlichkeit der Völker und die Befreiung der Arbeiter gründenden Gesellschaft erstrebte, hatte von Anfang an meine ganze Sympathie gefunden. Als ganz junger Student war ich 1918 in die sozialistische Partei Kroatiens eingetreten. Aber schon bald wandte ich mich dem Bolschewismus zu. Von 1919 bis 1921 nahm ich bereits aktiven Anteil an der kommunistischen Bewegung in Jugoslawien, Sowjetungarn, der Tschechoslowakei und Italien.

Ich verschob damals meine Reise nach Rußland auf später. Um aus der bolschewistischen Lehrzeit in den Sowjetländern Nutzen ziehen zu können, schien es mir unerläßlich, erst einmal durch eine aktive Tätigkeit in der kommunistischen Bewegung Westeuropas die notwendigen Erfahrungen zu sammeln. Von 1922 bis 1926 arbeitete ich in Prag, Wien, Zagreb. Ich teilte meine Zeit zwischen der Partei und meinem Universitätsstudium. Als ich 1925 in das politische Büro der jugoslawischen kommunistischen Partei eintrat, ließ mich die Polizei in der Meinung, daß ich die Grenzen ihrer Geduld überschritten habe, ausweisen.

Ich verbrachte das folgende Jahr in Wien als Auslandsvertreter des jugoslawischen Zentralkomitees und Mitglied des Balkanbüros der Komintern (kommunistische Internationale). Im Sommer 1926 sollte ich mich nach Moskau begeben. Im gleichen Sommer aber änderte sich plötzlich die politische Orientierung der jugoslawischen Partei. Die linke Gruppe, der ich angehörte, wurde an die Wand gedrückt, und die rechte Gruppe übernahm allein die Führung. Unter diesen Bedingungen riskierte ich im Fall einer Reise nach Moskau den Verlust meiner Bewegungsfreiheit. Aber der brennende Wunsch, an Ort und Stelle die Erfahrungen der großen russischen Revolution zu studieren, siegte über alle Bedenken. Die wiederholten Schlappen, die die kommunistische Bewegung in Europa erlitt, bewiesen die Notwendigkeit, die Taktik zu verbessern und zu vertiefen. Würde da nicht eine Reise nach Moskau von höchstem Werte sein? Schließlich erwartete man in Moskau für dieses und das folgende Jahr den Besuch eines großen Teils der aktiven Kader der jugoslawischen Partei. Auch im Interesse des linken Flügels empfahl sich also eine Fahrt nach Sowjetrußland. Ich verließ Wien am 1. Oktober 1926.

Meine ersten Eindrücke von Rußland — von der Grenze bis Moskau — waren in keiner Weise bemerkenswert. Das Land erschien mir wie eine unendliche Folge weiter Räume, in denen nur hier und dort Spuren menschlichen Wirkens zu sehen waren und in dem einem nichts begegnete als ein paar ärmliche Dörfer.

Endlich dann Moskau. Der Alexanderbahnhof. Der übliche Lärm, wie er zu jedem Bahnhof gehört. Ich gehe auf den Platz hinaus und will mir ein Taxi nehmen; aber es ist kein einziges da; es gibt nur Droschken, die soge-nannten “Iswoschtschiki”. Ich mustere sie erstaunt. Wie kläglich wirken Kutscher und Wagen! Das alte Rußland, rückständig und arm trotz aller Umwälzungen, empfängt mich. Ich besteige eine Droschke.

An meiner Kleidung und meinem schlechten russischen Akzent bin ich sofort als Ausländer erkenntlich. Der Kutscher fragt mich darum: „Kommen Sie aus Amerika? Da lebt sich's gut. Anders als bei uns. Sie können alles kaufen, was Sie wollen, und in bester Qualität... und dazu nicht teuer. Bei uns sind Kleidungsstücke, die zudem nichts taugen, nur zu unerschwinglichen Preisen zu bekommen. Man hat nur noch Lumpen anzuziehen...” Ich bin völlig verblüfft. Wie, ein Arbeiter des neuen Rußland spricht so ohne jede Freude und jeden Stolz von seinem neuen Leben? Ich verheddere mich in einer verworrenen Antwort: man darf nicht glauben, daß es im Ausland nur gut gekleidete Menschen gebe... Meine ganze Aufmerksamkeit wird schon von der Straße absorbiert. Um zu meinem Fahrtziel zu gelangen, müssen wir das Zentrum von Moskau durchqueren. Die Stadt erscheint mir ganz anders, als ich es erwartet hatte. Die Häuser sehen alt und modernen Bedürfnissen wenig entsprechend aus. Das ist der Orient, das „Heilige Rußland”. Die Straßen sind mit Riesensteinen gepflastert, wie in Europa im Mittelalter. Die meisten der Vorübergehenden tragen abgenützte Kleidungsstücke oder haben nur Fetzen am Leibe. Das trübe Herbstwetter verstärkt diesen bedrückenden Eindruck uralten

Elends und eines Gemischs von Orient und mittelalterlichem Europa noch. In den ersten Tagen liegen Rußlands Rückständigkeit Europa gegenüber und seine Not wie ein Alb auf mir. Moskau kann nicht eine Ausnahme sein. Es ist das Herz, der Mittelpunkt des Landes. Sein Anblick spiegelt gewiß das Niveau des sozialen und kulturellen Lebens in ganz Rußland. Ich irre tagelang in den Straßen der Stadt umher, beobachte die Menschen, nehme an Versammlungen teil, esse in öffentlichen Speisehäusern, gehe ins Theater. Der ambulante Handel bezeugt den erschreckend niedrigen Lebensstandard der Bevölkerung. Auf jedem Schritt stoße ich auf Händler, die den ganzen Tag auf der Straße stehen und nichts weiter als ein paar Äpfel zu verkaufen haben. Was die öffentlichen Speisehäuser betrifft, so habe ich noch nie in meinem Leben etwas Unsaubereres gesehen...

Das Leben in Rußland, sagte ich mir schon in den ersten Tagen, ist weit davon entfernt, so schön und glücklich zu sein, wie es die kommunistische Presse im Ausland behauptet und wie ich es selber geglaubt hatte. Aber bei dieser Feststellung war mir wenig behaglich zumute. Vielleicht war ich vor meiner Reise hierher zu unkritisch gewesen, und ich warf mir nun vor, die Lage fast aus dem „bourgeoisen" Blickwinkel zu beurteilen. Ich wußte schon lange, wie jedermann, daß Rußland „das rückständigste Land Europas" ist, aber wie alle Ausländer hatte ich keine klare Vorstellung von dem ungeheuerlichen Umfang dieser Rückständigkeit. Nun gut, sagte ich mir, es gilt fortan, sich dieses historischen Zurückgebliebenseins bewußt zu sein und ein für allemal festzustellen, daß der Lebensstandard der Massen noch niedriger ist, als es sich in Europa vermuten ließ. Aber das alles ist nicht entscheidend; das, worauf es letztlich ankommt, ist der „Sinn" der Entwicklung.

Ich hatte aber wenigstens doch einen erfreulichen Eindruck. Obwohl sie viel schlechter gekleidet waren als die Menschen in Wien, sahen die Leute frisch aus und hatten volle Backen. Ihrem zerlumpten Aufzug zum Trotz wirkten sie gut ernährt, und aus ihren Gesichtern leuchtete der Glaube an eine bessere Zukunft. Trotz ihres Elends hatten sie in ihren Blicken und Bewegungen etwas Jugendlich-Beschwingtes. Je vertrauter sie mir wurden, desto mehr empfand ich ihre Jugendlichkeit, ihren Glauben an die Zukunft, ihre feste Überzeugung, daß das Leben erst beginne, und ihren unerschütterlichen Willen, sich den „Platz an der Sonne" zu erkämpfen, als das bemerkenswerteste Kennzeichen Sowjetrußlands. Auf der Straße, in den Büros, in den Fabriken begegnete ich Menschen, die vor der Revolution „nichts" gewesen und jetzt „alles" waren oder jedenfalls sich darauf vorbereiteten, es zu werden. Wenn man aus der für das Nachkriegs-Wien typischen verzweifelten Stagnierung kam, war man für das, was einem hier ins Auge schlug, doppelt empfänglich: der Aufstieg ganzer sozialer Gruppen, der gesteigerte Lebensrhythmus, der Wissensdurst, von dem alle und vor allem die Jugend verzehrt waren.

Inmitten des Wirbelsturms des sowjetischen Lebens erschien mir die Komintern herzlich bedeutungslos. Ohne schon Sowjetrußland und die wirkliche Rolle, die die Komintern in ihm spielt, zu begreifen, sah ich von Anfang an klar, daß zwischen der Wirklichkeit und den großen Phrasen vom „Generalstab der Weltrevolution" ein tiefer Abgrund klaffte. Die Bedeutung der Komintern war in Moskau geringer als die irgendeines Volkskommissariats. Sie war kaum etwas anderes als eine der Propagandaabteilung des Zentralkomitees angeschlossene Auslands-sektion. Die Leute, die ich dort traf — ständige Mitarbeiter der Komintern —, wirkten ebenso eng wie die ganze Institution, und das nüchterne Grau des Gebäudes, in dem sie untergebracht war, schien mir genau das Denken und Fühlen dieser Männer zu symbolisieren. Es fehlte ihnen jede Weite des Blicks, jede geistige Selbständigkeit. Ich hatte Riesen erwartet und fand Zwerge. Ich hoffte, Informationen von verehrungswürdigen Meistern zu empfangen, und traf Lakaien. Im Herbst und Winter 1926 war ein heftiger Kampf innerhalb der kommunistischen Partei im Gange. Bei meiner Ankunft wurde ich in die russische kommunistische Partei aufgenommen und konnte so die Entwicklung der Dinge von innen her beobachten.

Man brauchte nur an ein paar Parteiversammlungen teilgenommen zu haben, um zu erkennen, daß das geistige Ringen in diesem Kampf nur eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Die entscheidende Rolle war den Drohungen, den Einschüchterungsmanövern und dem Terror zugefallen. Man spürte, daß jeder, der besonders zynisch oder brutal gegen die Opposition im allgemeinen oder gegen einzelne ihrer Mitglieder vorging, eines raschen Aufstiegs und einer glänzenden Zukunft gewiß sein durfte. Wehe dem, der seine Zweifel offen darlegte, der erklärte, daß ihm diese oder jene Meinungsverschiedenheit zwischen Opposition und Majorität nicht klar erscheine. Statt ihm eine Antwort darauf zu geben, warf man ihm Mangel an revolutionärer Wachsamkeit vor, beschuldigte ihn, auf beide Felder zugleich zu setzen und ein heimlicher Verräter zu sein. Der offizielle Redner

fragte ihn mit erhobener Stimme: „Das erscheint Ihnen nicht klar? Genossen, X... erklärt, das sei ihm nicht klar; seht, die Wohlbegründetheit der Politik der Partei und der kleinbürgerliche Charakter der Opposition erscheinen ihm nicht klar... Wen gedenkt er damit zum Irrtum zu verleiten? Wir wissen sehr genau, was sich unter seiner Heuchelei verbirgt. Die Partei wird kein Zögern, keinen Mangel an Klarheit dulden..." Unter diesen Umständen schwand jede Lust zu „zweifeln" dahin. Diejenigen, die am Anfang der Versammlung ihre Zweifel auszusprechen gewagt hatten, stiegen zum Schluß auf die Tribüne, um sich für ihr Mißverständnis zu entschuldigen. Die Haltung der Opposition steigerte noch dieses Gefühl des Unbehagens. Die wenigen Opponenten, die vor den Parteizellen ihre Ansichten entwickelt hatten, ergriffen einige Wochen später vor denselben Zellen das Wort, um zu erklären, daß sie auf ihre Opposition verzichteten. Oft wandten sie sich sogar ausdrücklich gegen die Ideen der Opposition. Das war natürlich nur eine den Direktiven der Mehrheit der Oppositionsführer entsprechende Taktik. Aber diese byzantinische Diplomatie nahm den Opponenten jedes moralische Rückgrat, und bald wußten sie selber nicht mehr, ob ihre Rückzieher geheuchelt oder aufrichtig waren. Anfang Dezember tagte das „erweiterte Plenum" des Exekutivkomitees der Komintern. Die wesentliche Aufgabe dieses Kongresses war es, die russische Opposition zu verurteilen, Sinowjew von seinem Posten als Präsident der Komintern abzulösen und die Opposition Stalin und Bu-charin auf Gnade und Ungnade preiszugeben. „Der Kreis hat sich geschlossen", schrieb die Prawda. „Alle, von den Zellen der Massen bis zum Exekutivkomitee der Komintern, haben die Opposition verurteilt. Wenn diese ihren Kampf weiterführt, läuft sie von nun an Gefahr, sich gegen die sowjetische Legalität zu vergehen." Dieser den Ohren eines Mitteleuropäers harmlos klingende Satz bedeutete in Rußland die unverblümte Androhung der Vernichtung durch die GPU. Und die Vernichtung dessen, was noch an linker Opposition in der russischen Partei vorhanden war, der Triumph der nationalistischen und bürokratischen Reaktion in Rußland, die nur eine Verständigung mit den herrschenden Klassen der alten Welt anstrebte, fiel symbolisch mit der Verbannung der Komintern aus dem Bereich des Kreml zusammen. Kein Kongreß der III. Internationale durfte dort mehr stattfinden. In dem prächtigen St.-Andreas-Saal des Kreml wohnten zweihundert Delegierte und zahlreiche Gäste dem Rededuell zwischen den Führern der russischen Partei bei. Die Ausgänge wurden von jungen, stumm und unbeweglich wie Statuen dastehenden GPU-Soldaten bewacht. Stalin, Bucharin, Sinowjew, Trotzki, Kamenew hielten nacheinander lange Reden. Es war das letzte Mal in der Geschichte der russischen Revolution, daß die Führer dieser Revolution — noch gleich an Rechten — vor den Augen der Welt auf derselben Tribüne erschienen. Die schwachen Reden Bucharins und Sinowjews blieben ohne besonderen Eindruck auf mich; Bucharins Effekthascherei enttäuschte mich, und Sinowjew erschien mir als Phrasendrescher. Die unerschütterliche Entschlossenheit, mit der Stalin auf sein Ziel zuging, die Klarheit, mit der er den Zwiespalt aufzeigte, beeindruckten mich tief trotz seiner rednerischen Unzulänglichkeit. Trotzki sprach äußerst intelligent und geschickt. In oratorischer Hinsicht war seine Rede der Höhepunkt des Kongresses. Dieser Triumph war um so bemerkenswerter, als ihm aus politischer Berechnung ihre Veröffentlichung untersagt wurde. Trotzki steigt auf die Tribüne, und es wird mäuschenstill im Saal. Er fordert zwei Stunden Redezeit. Der Präsident, der Bulgare Kolarow, will ihm nur die allen anderen Rednern gewährte halbe Stunde zugestehen. Trotzki macht Miene, die Tribüne zu verlassen. Ein paar Augenblicke herrscht Verwirrung. Dann konzediert ihm der Präsident eine Stunde. Trotzki bleibt und beginnt seine Rede — seinen Schwanengesang.

Der Saal hört ihm atemlos zu. Die ohne Mandat an der Versammlung Teilnehmenden können sich nicht enthalten, bei den geistreichsten Stellen der Rede laut Beifall zu klatschen. Trotzki greift die fanatischen Verfechter der Komintern — Manuilski, Pepper, Schmeral — schonungslos an. Die gute alte Clara Zetkin beugt sich am Präsidiumstisch weit vor, um sich kein Wort entgehen zu lassen. Bucharin macht sich nervös und erregt Notizen für seine Antwort auf Trotzkis Rede. Pepper fühlt sich geschlagen und sucht Hilfe bei Clara Zetkin, aber sie wehrt ihn mit einem heftigen Wort ab. Er rennt zu Bucharin, der ihm jedoch mit einem Wink bedeutet, daß er im Zuhören nicht gestört werden wolle.

Dennoch, trotz der polemischen Glanzlichter seiner Rede, wickelte Trotzki sein Thema in allzuviel Klugheit und Diplomatie ein. Die Versammlung konnte nicht die ganze Tiefe, die ganze Tragik dessen, was die Opposition von der Majorität trennte, begreifen.

Kamenjews Rede war mäßig und klar. Im Gegensatz zu Sinowjew und Trotzki bemühte er sich nicht, die gegen die Opposition erhobenen Anklagen zu widerlegen. Er begann seine Rede mit der Versicherung, es gebe in Rußland und der III. Internationale eine Gefahr seitens der von der

offiziellen Mehrheit der russischen Partei vertretenen Rechten. Dieses Phänomen, erklärte er, sei nicht vom Zufall bedingt. Es sei eine logische Folge des kleinbürgerlichen Charakters des Landes und des Nachlassens der revolutionären Entschlossenheit im westlichen Proletariat. Diese Feststellung machte einen starken Eindruck auf die Versammlung. Aber Kamenjew zog nicht die kühnen Schlüsse, die sich aus solchen Prämissen zwangsläufig ergaben. Die Opposition wurde sich zu meiner Betroffenheit ihrer Schwäche nicht bewußt; sie ging sogar so weit, die Bedeutung ihrer Niederlage zu unterschätzen und nicht die richtigen Lehren daraus zu ziehen. Während die Mehrheit Stalins und Bucharins auf den Gesamtausschluß der Opposition hinarbeitete, suchte diese beständig nach einem Kompromiß und einer freundschaftlichen Regelung. Diese ängst liche Haltung der Opposition bewirkte, wenn nicht gar ihre Niederlage, so doch zumindest die Schwäche ihres Widerstandes.

Als mir später Wujowitsch (der zu Sinowjews Zeit Sekretär der kommunistischen Jugendinternationale gewesen war) im Vorbeigehen sagte, die Opposition müsse trotz allem in den nächsten Monaten siegen, war es mir, als wären alle Mitglieder der Oppostion von nun an nur noch Todeskandidaten.

Ist alles verloren?

Während des Komintern-Kongresses warf ein kleines persönliches Erlebnis unversehens ein grelles Licht auf die gegenwärtige Lage und die Zukunft, die mich erwartete. Ich befand mich bei einem Mitglied des Exekutivkomitees der Komintern, das mir sehr wohlgesinnt war. In der Absicht, mich auf die allzu ungehemmte Offenheit, mit der ich mich über Parteifragen äußerte, aufmerksam zu machen, gab er mir den freundschaftlichen Rat: „Vergiß nicht, mein lieber Freund, daß du nicht in Jugoslawien bist, wo man das Zentralkomitee, soviel man will, mit Steinen be-schmeißen kann. Vergiß nicht, daß du in Rußland bist und hier, sofern du nicht zum Zentralkomitee der kommunistischen Partei gehörst, nicht das Geringste zu vermelden hast."

Ein anderes, ebenfalls dort anwesendes Mitglied des gleichen Komitees fügte in bedeutungsvollem Ton hinzu: „Aber das bleibt unter uns," Und ein dritter, jüngerer, aber schon früh wissend gewordener Kollege begnügte sich mit einem beredten Schweigen.

Es gab in jener Zeit in Moskau dreißig bis vierzig aktive Mitglieder der jugoslawischen kommunistischen Partei. Zur Aufrechterhaltung des Kontakts mit den Arbeitermassen mußten sie jede Woche einen Tag 'in der Fabrik verbringen. Sie waren dort als Arbeiter tätig, nahmen an Gewerkschafts- und Parteiversammlungen teil und organisierten die Arbeit der Mopr (rote Hilfe). Die Verwandtschaft der jugoslawischen mit der russischen Sprache ermöglichte es ihnen, rasch mit dem Arbeiterleben vertraut zu werden. Die Mehrzahl meiner jugoslawischen Genossen waren Arbeiter, die eine politische Ausbildung erhalten hatten. Sie waren nach Rußland gekommen, um dort die revolutionäre Taktik des Bolschewismus zu erlernen und dann mit ihrem neuen Wissen nach Hause zurückzukehren. Diese Genossen erzählten, die einen offen, die anderen heimlich, erschreckende Dinge vom Leben der Arbeiter in den Fabriken.

Der eine von ihnen, Risto Samardjitsch-Noskow, ein alter jugoslawischer Gewerkschaftler, der später von der jugoslawischen Reaktion umgebracht werden sollte, beschrieb mir in allen Einzelheiten die menschenunwürdigen Zustände und die völlige Rechtlosigkeit, in der die Arbeiter in seiner Fabrik leben müßten. „Die sowjetischen Fabrikarbeiter", sagte er, „sind genau wie in den kapitalistischen Ländern ganz in der Gewalt ihrer Meister und Direktoren. Aber dort kann der Arbeiter immerhin in der Presse und in Versammlungen protestieren, während hier niemand ist, an den er sich wenden kann. Das ist kein Sozialismus, das ist Sklaverei."

Es gab natürlich Genossen, die aus denselben Tatsachen völlig andere Schlüsse zogen. „Ja", sagten sie, „die Peitsche, die Knute führt in den sowjetischen Fabriken erbarmungslos das Regiment, aber der russische Arbeiter ist auch unvorstellbar rückständig und hat keinerlei Verantwortungsgefühl. Er weiß nicht mit seinem Werkzeug umzugehen, hat nicht den Ehrgeiz, seine Arbeitsleistung zu verbessern, und man kommt darum nicht ohne Zwang aus, wenn man die Fabrik in Gang halten und den Arbeiter selbst erziehen will."

Sie belegten diese These mit der Schilderung verschiedener Zwischenfälle, die sie miterlebt hatten. Einer davon sei hier wiedergegeben:

Zwei Arbeiter sollten ein Petroleumfaß eine Treppe hinunterschaffen. Statt es behutsam von Stufe zu Stufe fortzubewegen, ließen sie es einfach hinunterpoltern, auf die Gefahr hin, daß es dabei

zerbrach. Was soll man da tun? Man kann sich in solchem Fall nur mit Brutalität helfen. Die Beweise „für und gegen" häuften sich. Ich begann den Geist zu begreifen, der in der sowjetischen Gesellschaft herrscht. Die Widersprüche, die ich in ihm feststellte, erschienen mir ungeheuerlich, aber die Wirklichkeit duldete sie trotzdem. Der frische Rhythmus des sowjetischen Lebens war von einer tiefen sozialen Immoralität durchdrungen. Ganze Gruppen von Arbeitern und Bauern erklommen die sozialen Höhen und behaupteten alle Arten leitender Stellungen in Wirtschaft, Politik und Verwaltung. Eine sehr große Anzahl junger Arbeiter und Bauern besetzten, dank mittlerer und höherer Bildung in der neuen Gesellschaft, die Kommandostellen. Aber diese glückliche Entwicklung zeigte nicht nur einzelne bedenkliche Züge, sondern hatte eine von Grund aus verwerfliche Seite. Die aufsteigenden Schichten machten sich einen bestimmten bour-geoisen Geist, einen Geist kaltherzigen Egoismus' und niedriger Berechnung zu eigen. Sie waren fest entschlossen, ohne Rücksicht auf den Nächsten sich ein gutes Stück aus dem großen Kuchen herauszuschneiden und mit skrupellosem Zynismus Karriere zu machen. Um zum Ziele zu kommen, scheuten sie nicht vor einem schamlosen Um-buhlen der Mächtigen zurück. An jeder ihrer Bewegungen, jedem ihrer Gesichtszüge war die mit Skrupellosigkeit gepaarte Kriecherei abzulesen. In all ihren Handlungen und all ihren Reden, die gewöhnlich von revolutionären Phrasen strotzten, war genau zu erkennen, wes Geistes Kind sie waren. Nicht nur unter den Parteilosen, sondern gerade bei den Kommunisten, die, statt die Besten zu sein, die Schlimmsten von allen waren, begegnete einem ihresgleichen.

Ist das unsere „Avantgarde"?, fragte ich mich. Was mir dabei am bedenklichsten erschien, war dies, daß diese Verbürgerlichung, statt abzunehmen, immer stärker wurde und immer weitere Kreise in ihren Bann zog. Die zerstörerische Flut stieß auf keinerlei Hindernis; niemand versuchte, sie einzudämmen. Die Masse ebenso wie die Führer fanden sich mit ihr wie mit etwas Unvermeidlichem ab.

Der Herbst 1927 war in Moskau durch ein für mich neues Ereignis gekennzeichnet: den Mangel an Butter, Käse, Milch. Die Belieferung mit Brot stockte dann ebenfalls. Aber die Menschen standen geduldig stundenlang Schlange. Keine Empörung war wahrzunehmen, von Protestversammlungen ganz zu schweigen. Die Zeitungen berichteten kein Wort darüber. Wochen und Monate ging das so. Es war unglaublich, aber wahr. Was für ein seltsames Land, was für ein seltsames Volk... ! In Europa hätte eine zehnmal geringere Lebensmittelverknappung einen Pressesturm ausgelöst, und die Kommunisten wären auf die Straße gegangen, um zu demonstrieren. Hier fand der Monate währende Mangel nicht das leiseste Echo in der Öffentlichkeit.

War das ein Zeichen für den Opfergeist der russischen Arbeiter oder für eine völlige innere Erschöpfung nach den Stürmen der Revolution? War es der Fatalismus von Sklaven, wie es die reaktionären Verächter des russischen Volkes behaupteten?

Erst nach drei Monaten begann die Presse davon Notiz zu nehmen, und man fand sich zu dieser und jener Erklärung bereit. Kalinin sagte in einer Versammlung, die Revolution habe die Volksernährung beträchtlich verbessert, was dann konsequenterweise zu einer gewissen Verknappung von Butter und anderen Lebensmitteln geführt habe...

2. IM STRUDEL DES FÜNFJAHRESPLANES

Eine Welt, die den Boden unter den Füßen verliert

Schon mehr als ein Jahr befand ich mich in Rußland. Aus Tatsachen und Eindrücken hatte ich schließlich ein klares Gesamtbild des sowjetischen Lebens gewonnen. Im Grunde freilich war es mehr eine Momentphotographie als ein Bild der eigentlichen gesellschaftlichen Entwicklung. Ich sah das Neue, das Einzigartige, die jedem Ausländer in die Augen springenden Widersprüche. Diese Eindrücke sind so ganz anders als die, die man in dem im Alten beharrenden Europa empfängt. Sie nehmen so sehr alle Aufmerksamkeit in Anspruch, daß der Ausländer sich oft darauf beschränkt, den Kontrast zwischen dem Westen und Rußland zu betonen und darüber das Studium der wesentlichen Gesetze des russischen Lebens vergißt. Er bemerkt eine völlig neue Gesellschaft, er ist frappiert von der Kühnheit ihrer Ziele und von dem harten Kampf, den sie um ihre Behauptung führt, und das genügt ihm. Dennoch, das alles ist nicht das Entscheidende; das Entscheidende ist, die allgemeine Richtung, das Endziel dieser ganzen Dynamik zu entdecken. Diese Richtung, dieses Ziel, die den Ereignissen ihren tiefen Sinn geben, sind viel schwieriger zu erkennen. Es bedarf dazu anderer Kriterien als der für das europäische Leben anwendbaren. Die europäischen Maßstäbe erlauben nur gerade die Erkenntnis des Gegensatzes zwischen dem Westen und dem Lande der Sowjets. Die Erkenntnisse, die einem helfen könnten, den Sinn der Ereignisse in Rußland aufzuspüren, lassen sich nur an Ort und Stelle gewinnen; man kann sie nicht gleichsam fix und fertig seinem europäischen Reisegepäck entnehmen. Im Winter 1927-28 begann ein neuer Abschnitt in der sowjetischen Entwicklung. Fünf Jahre „NEP" (Neue Wirtschaftspolitik) endeten mit einer allgemeinen ökonomischen und politischen Krise. Weder die Zensur des Staates noch der Partei vermochte diese Tatsache zu verschleiern. Die Regierung hatte sich dazu entschlossen, sie nicht nur zuzugeben, sondern sie zum Ausgangspunkt ihrer neuen Politik zu machen, von der ihre eigene Existenz abhing. Der Mangel an Butter, Milch und Brot hatte dem Städter das Vorhandensein einer schweren Krise der Landwirtschaft enthüllt, unter deren Folgen bereits das gesamte Land litt. Die Klagen Kalinins und Rykows in den Moskauer Versammlungen, ihr berüchtigtes Argument vom „Volk, das zuviel ißt" illustrierten die Verwirrung, die sich der Führer bemächtigt hatte. Auf dem XV. Parteikongreß im Dezember konnte man das Problem der Getreidelieferungen und der Schlangen vor den Lebensmittelläden nicht mit Stillschweigen übergehen. Aber man sprach nur behutsam davon, mit einem Anflug von neu belebtem Optimismus. In den ersten Monaten des Jahres 1928 machte der Optimismus jedoch plötzlich der Unruhe, dann der Panik Platz. In den Parteikreisen begann man bald offen von einer Krise der Getreideablieferung, von einem Streik der Landbevölkerung zu sprechen...

Die „Prawda" schlug eine neue Sprache hinsichtlich des „Kulaken" (Großbauern) an, ebenso wie des „Rückgrats jeden Dorfes", des „Seredniak" (des mittleren Bauern). „Das Dorf hat einen Aufschwung genommen und sich bereichert; der Kulake hat sich noch mehr als die anderen bereichert. Drei gute Erntejahre sind nicht vergeblich gewesen", schrieb die „Prawda" in ihrem berühmten Leitartikel vom 16. Februar 1928, der, wie es hieß, von Stalin selbst stammte. „Die Bauern haben das Getreide aufgestapelt und halten es zurück, um dadurch eine Erhöhung der Preise zu erreichen.

Das war Wort für Wort das, was die Opposition vorausgesagt hatte. Sie hatte genau so die Lage auf dem Lande geschildert; sie hatte die Versorgungsschwierigkeiten, die daraus entstehen würden, prophezeit. Darüber konnte es keinerlei Zweifel geben. Mir ebenso wie vielen meiner Genossen schien es eindeutig klar, daß in diesem wesentlichen Streitpunkt — der Landwirtschaftsfrage — die Ereignisse der Opposition recht und der Parteimajorität unrecht gaben. In seiner Warnung vor der Kulakengefahr im internen Parteikreise bediente sich Stalin ebenfalls wortwörtlich der von Trotzki und Sinowjew gebrauchten Ausdrücke: „Parteifremde Elemente sind in letzter Zeit in unsere Organisation eingesickert, in die der Partei ebenso wie in die anderen. Diese Elemente sehen nicht, daß es im Dorfe Klassen gibt; sie verstehen unsere Klassenkampfpolitik nicht, sie bemühen sich, niemandem im Dorf wehzutun, in Frieden mit den Kulaken zu leben und ihre Popularität in allen ländlichen Schichten zu bewahren." Zur gleichen Zeit, da man den Kulaken angriff, ging man gegen den Privathändler, den „Nepman" vor. Die Presse tat diesem zwar weniger Ehre an als dem Kulaken, aber

dafür nahmen ihn GPU und Fiskus in ihre Klauen. Man brummte ihm derartige Steuern auf, daß ihm nichts übrig blieb, als sein Geschäft zu liquidieren. Die Steuern stellten in Wirklichkeit eine verschleierte Konfiszierung dar. Viele „Nepmans", vor allem die geschäftstüchtigsten unter ihnen, wurden von der GPU weit weg verbannt. Endlich begannen die Presse und die offiziellen Redner sich einen dritten Feind des Proletariats vorzuknöpfen: den Bürokraten.

Die Plenarsitzung des Zentralkomitees im April verkündete, auf Stalins Anregung hin, die Notwendigkeit der „Selbstkritik" und der Demokratie innerhalb der Partei. „"Wir brauchen die Selbstkritik genau so nötig wie Luft und Wasser", sagte Stalin und fügte hinzu: „Selbst wenn die Kritik der Arbeiter nur fünf Prozent Wahrheit enthält, ist sie darum nicht weniger wertvoll." Die Stunde der Erneuerung schien für die Partei geschlagen zu haben. Die unhaltbare Atmosphäre der Jahre 1926-27 schien bereinigt zu werden. Der bürokratische Zwang, der jedes Denken in den Massen erstickte, schien sich zu lockern. Die Kommunisten gerieten in Bewegung, die Muskeln spannten sich, man spürte die Nähe eines Gewitters, eines Krieges. Man zog in den Bürgerkrieg. Die Kommuniques von der „Getreidefront" sprachen von Verhaftungen, Konfiszierungen, Terrorakten. All das schuf eine begeisterte Kampfesstimmung. Aber die Schwierigkeiten beschränkten sich nicht mehr auf die Agrarprobleme. Das ganze sowjetrussische Wirtschaftssystem schwankte in seinen Festen. Es gab genug Getreide im Dorf, die Bauern hatten jedoch kein Interesse daran, es zu Spottpreisen dem Staat zu verkaufen, weil derselbe Staat seine mittelmäßige Industrieproduktion in ungenügenden Mengen an sie verkaufte.

Man kehrte auf dem Lande wieder zur Naturalwirtschaft zurück. Die Stadt bekam kein Brot mehr geliefert, das Land keine Industrieerzeugnisse. Der Bedarf an Waren für das ganze Land bezifferte sich auf eine Summe von einer Milliarde Rubel. Der Staat hatte nicht die Mittel, Getreide zu einem erhöhten Preise zu kaufen, noch seine Industrie entsprechend auszubauen.

In der Stadt war der Warenknappheit eine große Arbeitslosigkeit vorausgegangen. Auf Grund amtlicher Mitteilungen schätzte die Opposition die Zahl der Arbeitslosen auf 2 200 000. Tomski versuchte die Opposition zu widerlegen und gab 1 700 000 gewerkschaftlich organisierte Arbeitslosen zu, wobei er die Nichtorganisierten mit keinem Wort erwähnte. Zur gleichen Zeit waren auf dem Lande die Auswirkungen der Übervölkerung zu spüren. Die Rückkehr zur Naturalwirtschaft vermochte die Existenz der oberen und mittleren ländlichen Schichten einigermaßen zu sichern, aber sie schuf eine verzweifelte Lage für das Landproletariat und die Tagelöhner, die weder im Dorf noch in der Stadt ihr Brot verdienen konnten. Das Rußland der NEP siechte dahin. Die Produktion wurde immer spärlicher und vermochte nur noch die Bedürfnisse einzelner sozialer Gruppen zu decken. Der Handel war gelähmt, die Wirtschaft des Landes auf dem toten Punkt angelangt. Die sowjetische Welt verlor den Boden unter den Füßen, und es bedurfte heroischer Anstrengungen, um sie aus diesem Elend wieder herauszuziehen. Es zeigte sich, daß der rettende Weg jener war, den die Opposition empfohlen und den die Partei schließlich als ihren eigenen ausgegeben hatte: Kampf gegen die privatkapitalistischen Elemente in der Stadt und auf dem Dorf; Konzentrierung aller staatlichen Mittel für eine beschleunigte Industrialisierung, Schaffung ländlicher Produktionsgenossenschaften mit dem Ziel einer totalen Kollektivierung, Mobilisierung der Arbeiterklasse, der Masse der Werktätigen und vor allem der revolutionären Elemente des Kommunismus zur Erreichung dieser Ziele. Man wußte in der Partei, daß eine starke Gruppe des rechten Flügels sich dieser neuen Politik widersetzte. Auch hier trafen die Voraussagen der Opposition ein. Sie hatte sogar die Namen der Anführer dieser Gruppe genannt: Rykow, Bucharin, Tomski. Man durfte mit Recht annehmen, daß, da Stalin sich die Politik der Opposition zu eigen machte, er sich mit der Gruppe Trotzki-Sinowjew gegen die Rechte zusammenschließen werde. Diese Hoffnung erreichte ihren Kulminationspunkt, als das Zentralkomitee der Partei am 3. Juni sein Manifest an die Arbeiterklasse veröffentlichte, in dem es den Kampf gegen die Bürokratie, die Selbstkritik und die Arbeiterdemokratie verkündete. Diese Parolen, schien es mir, würden die Arbeiter wieder aus ihrer Lethargie erwecken und der Bürokratie den Garaus machen. Aber der Gang der Ereignisse strafte meine Hoffnungen Lügen und belehrte mich bald darüber, wie vermessen sie gewesen waren, wie sehr ich das Talent der kommunistischen Bürokratie unterschätzt hatte, genau das Gegenteil von dem zu tun, was sie verkündete, und die schlimmsten Verbrechen mit einem Schwall fortschrittlicher Phrasen zu bemänteln.

In vielen Zellen versuchten einfache aktive Kämpfer die goldenen Worte von Selbstkritik und Arbeiterdemokratie in die Praxis umzusetzen. Sie hofften so, in ihren eigenen Organisationen, ihren eigenen Fabriken den Missetaten des Bürokratismus ein Ende zu machen. Ich muß feststellen, daß diese Anstrengungen nur dort erfolgreich waren, wo sie mit einer Aktion der höheren Instanzen Hand in Hand gingen. Wollte man zu einem Erfolge kommen, mußten diese Instanzen zu jedem besonderen Eingreifen gegen bestimmte Personen oder Zustände ihre Einwilligung gegeben haben. Wenn Arbeiter aus der Reihe tanzten und einfache Parteimitglieder sich herausnahmen, aus eigener Initiative zu handeln, genügte diese Kühnheit allein, ihre Niederlage zu besiegeln und sie einer „desorganisatorischen Aktivität" zu beschuldigen. Ich habe einen wahrhaft paradoxen Fall miterlebt. Zwei Parteimitglieder, die nicht zur Opposition gehörten, zogen sich einen strengen Verweis der Kontrollkommission zu, weil sie sich in ihrer Privatwohnung über die Haltung verständigt hatten, die sie bei der nächsten Versammlung im Kampf gegen die örtliche Bürokratie einnehmen wollten. Die Kontrollkommission der Partei war der Meinung, daß die Mitglieder nur auf Versammlungen sagen durften, was sie wußten; sich untereinander zu besprechen, die Rede vorher vorzubereiten, bewies eine „Spalter"-Gesinnnung. Unterdessen ging der Kampf gegen die Rechte und die Verfechter einer Aussöhnung mit den Kulaken weiter. Aber man spürte, daß ein unsichtbarer Dirigent den Ton mäßigte. Es war, als führte jemand die Partei wie ein Kind an der Hand: vorwärts, noch einen Schritt, hier ist es verboten, weiterzugehen, bleib stehen. Aber warum war dieser Schritt erlaubt und jener nicht? Worauf wollte man hinaus, was war das Endziel? All das blieb das Geheimnis des „Apparats". Die Massen wagten nicht einmal, danach zu fragen. Trotz der feierlichen Versicherungen der Zeitungen hinsichtlich der Selbstkritik und Demokratie trat kein wirklicher Wandel im Leben der Partei und der Massen ein. Was ging vor? War das nur ein plumper Gimpelfang? Oder konnte Stalins Politik gegen die Rechte aus taktischen Gründen sich noch nicht voll entfalten? Im Frühling 1928 fand in Moskau der IV. Kongreß der Profintern (Gewerkschafts-Internationale) statt. In der zu ihm entsandten jugoslawischen Abordnung traf ich einen alten Freund, Eisenbahner und erprobten revolutionären Kämpfer, der bei meiner illegalen Tätigkeit 1919 mein Kamerad gewesen war. Er war schon 1917-18 als österreichischer Kriegsgefangener in Rußland gewesen, hatte die Anfänge der Revolution beobachten können und sich aktiv an ihr beteiligt. Nachdem er Gast der Moskauer Eisenbahner gewesen war und sich ein Bild von ihrem beruflichen und privaten Leben hatte machen können, faßte er seine Eindrücke von Rußland in folgenden Worten zusammen:

„Die Lage ist heute ganz anders als zu meiner Zeit. Der Arbeiter sitzt wieder in der Falle. Die Bürokraten leben, wie einst die Bourgeois gelebt haben. Ihre Frauen spielen die feinen Damen. Eine neue Revolution muß kommen!" „So weit sind wir schon?" fragte ich mich.

Oberzeugt davon, daß die trotzkistische Opposition zu Recht bestand, und beunruhigt durch das Zögern der Majorität, d. h. der Gruppe Stalins, im Durchführen der neuen Politik, entschlossen sich mehrere jugoslawische Genossen, unter ihnen auch ich, mit der Opposition Verbindung aufzunehmen. Sie war zu einer illegalen Tätigkeit gezwungen.

Ihre Führer und ihr eigentlicher „Stamm" waren in die Verbannung geschickt. Der antitrotzkistische Terror ließ nicht nach.

Unter diesen Umständen bedeutete eine Fühlungnahme mit der Oppostion das Risiko, ins Gefängnis oder Exil zu kommen. Im Lande der Sowjets verhaftet und eingekerkert zu werden, was für eine seltsame Aussicht für einen Revolutionär! Man hatte uns ausdrücklich gesagt, in sowjetischen Gefängnissen befänden sich nur Gegenrevolutionäre; in diesem Lande eingesperrt zu sein, darin sahen wir alle eine verdiente Strafe. Es hatte erst ein- bis zweijähriger Beobachtungen und Überlegungen bedurft, um mit dem Gedanken vertraut zu werden, daß in diesem Lande das Gefängnis für einen Revolutionär keine Schande war, daß es zu riskieren, sogar zur Pflicht werden konnte. Aber mit wie vielen Leiden, mit wie vielen verlorenen Illusionen war der Weg bis zu dieser Erkenntnis gepflastert! Der Traum war so herrlich gewesen und um so bitterer nun das Erwachen.

Trotz der heftigen Unterdrückung war in Moskau infolge der im Lande und in der Partei herrschenden Krise ein neues Aufflackern der oppositionellen Aktivität zu spüren. Der Einfluß des Trotzkismus auf die Parteikader nahm von Tag zu Tag zu. In gewissen Parteikreisen fanden die Druckschriften der Opposition eine sensationelle Verbreitung. Nur aus ihnen konnte man authentische Angaben über den Verlauf der Feindseligkeiten zwischen der Stalin- und der Rykow-Gruppe

entnehmen. Andererseits behandelten die Publikationen der Opposition, vor allem die Briefe Trotzkis, die aktuellen ökonomischen und politischen Probleme mit einer Kühnheit und Klarheit, die zur Bewunderung zwang.

Die innere Spannung in Moskau erreichte ihren Siedepunkt im Sommer 1928 nach dem Juli-„Plenum" des Zentralkomitees der kommunistischen Partei. Die Rechte hatte bei dieser Tagung die Mehrheit hinter sich gebracht. Sie trug sich mit dem Gedanken, Stalin das Parteisekretariat zu nehmen .. . Rykow, der vor den Parteimitgliedern in Moskau über die Ergebnisse der Tagung sprach, sagte, daß die Schwierigkeiten bei den Getreidelieferungen in gewissen Kreisen der Partei ein ideologisches Zögern trotzkistischer Art hervorgerufen hätten. Das war eine kaum verhüllte Drohung. Das „Plenum" hatte den Bauern versprochen, nicht mehr außergewöhnliche Maßnahmen gegen sie anzuwenden. Die kommunistische Bürokratie hing an ihrem behaglichen Leben und hoffte noch einmal, mit verzweifelten Mitteln die unvermeidliche Machtprobe vermeiden zu können.

Stalin ließ sich von den Ereignissen nicht treiben, sondern bereitete sie vor. Im kritischsten Augenblick, als, wie es schien, sein Schicksal nur noch an einem Faden hing, bewies er eine ungewöhnliche Energie und Kühnheit. Er kämpfte hinter den Kulissen, aber die Ergebnisse seines Kampfes traten unverzüglich in Erscheinung. Er faßte die Kräfte des ihm unmittelbar unterstellten Parteiapparats zusammen. Mit Hilfe der Führer des zu der sogenannten „Mittleren Linken" gehörenden Komsomol — Ko-strow, Lominadze, Schatzkin — brachte er eine geschlossene Gruppe zustande. Er schickte seine Abgesandten in die Provinz, wo sie die örtlichen Führer und die Provinzmitglieder des Zentralkomitees bearbeiten sollten. In seiner engeren Umgebung sprach er von der Möglichkeit eines provisorischen Zusammenschlusses mit der trotzkistischen Opposition gegen die Rechte.

Aber Stalin begnügte sich nicht mit einfachen Gruppierungen innerhalb des Parteiapparats. Er rief die Massen auf. Er bereitete Volkskundgebungen, vor allem eine Arbeiterdemonstration in Moskau, vor. Jedermann wußte, daß die Rechten — Rykow, Tomski, Bucharin —, solange sie auf Kalinins und Woroschilows Unterstützung rechnen konnten, im Politbüro und im Zentralkomitee der Partei die Mehrheit hatten. Gegen diese Mehrheit richtete sich Stalins Arbeiterkundgebung. Die Rechte, obwohl sie über die Mehrheit verfügte, zögerte, Stalin von seinem Posten als Generalsekretär zu entfernen. Stalin, der in der Minderheit war, fürchtete nicht einmal das Risiko einer Intervention der Arbeiter. Trotz gewichtiger individueller Faktoren, die sicherlich die Taktik der einander gegenüberstehenden Parteigruppen beeinflußte, wurde diese in letzter Instanz doch von den sozialen Motiven bestimmt. Das Zögern der Rechten hinsichtlich Stalins erklärte sich aus der Furcht, durch seinen Abgang die „Kulaken"-Gefahr zu entfesseln und so eine Säuberung der Bürokratie zu bewirken. Die Männer der Rechten fürchteten sich vor den Konsequenzen ihrer eigenen Absichten. Was Stalin betraf, so verband er sein Glück mit dem endgültigen Triumph der Bürokratie im wirtschaftlichen und politischen Leben des Landes. Der Gedanke, eine mächtige Landwirtschaft und Industrie zu schaffen, gab ihm Flügel. Bei diesen inneren Kämpfen der Partei beschränkte sich die Rolle der Massen auf die des Zuschauers oder allenfalls des Instrumentes, dessen man sich bediente. Das Schicksal der Partei und des Landes entschied sich im Dunkel; die Massen mußten auf den Augenblick warten, da sie den Sieger, wer es auch sein mochte, im Triumph auf den Schultern tragen konnte.

*

Während des Sommers besuchte ich meinen Genossen Draguitsch, der sich in Inguschetien, einem wilden Gebirgs-gebiet im Kaukasus, befand. Ich kam Anfang August nach Moskau zurück, um dort am VI. Kongreß des Komintern teilzunehmen.

Die Sitzungen waren ziemlich langweilig. Die Teilnehmer betrachteten die Debatten als leeres Geschwätz. Alles entschied sich hinter den Kulissen. Aber noch schlimmer war es fast, daß selbst hinter den Kulissen die Entscheidungen auf später vertagt wurden. Stalin ergriff auf dem Kongreß nicht einmal das Wort; er beschränkte sich darauf, hinter verschlossenen Türen auf einer Konferenz der Führer der verschiedenen nationalen Delegationen zu sprechen und erklärte dort, daß es zwar einige Meinungsverschiedenheiten zwischen den führenden Mitgliedern des Politbüros der russischen Partei gebe, aber daß sie sich nur auf vereinzelte Fragen bezögen und daß also nicht von zwei verschiedenen „Linien" die Rede sein könne. Nach dieser Erklärung verließ er Moskau.

Zu jener Zeit begegnete ich einer Gruppe ausländischer Arbeiter. Es waren deutsche

Facharbeiter, die in den großen Industrieunternehmen Moskaus tätig waren. In der Mehrzahl waren sie politische Emigranten. Ich fragte sie nach ihren Arbeitsbedingungen. Sie antworteten mir, unter dem kapitalistischen Regime hätten sie niemals so schlechte wie hier gefunden. Der eine von ihnen hatte nicht nur in Deutschland, sondern auch in Frankreich, der Schweiz und Österreich gearbeitet und sagte mir, daß das System der Bezahlung auf Grund der Leistung in Rußland viel weiter entwickelt sei, als es das jemals im Westen gewesen. Ich fragte ihn, wie die Arbeiter darauf reagierten. „Sie sind natürlich unzufrieden", erwiderte er, „aber der russische Arbeiter ist so rückständig, gefügig, so passiv, daß diese Unzufriedenheit sich nicht Luft macht." Ja, und noch mehr: diese westlichen Arbeiter, die sich nicht die historischen Gründe der passiven Haltung des russischen Proletariats und seiner Unfähigkeit, offen gegen die bürokratische Unterdrückung anzukämpfen, erklären konnten, empfanden schließlich Rußland gegenüber so etwas wie ein Gefühl europäischer Überlegenheit. „Jedenfalls", schienen sie zu denken, „von den Russen kann man nicht viel erhoffen; dieser asiatische Sozialismus genügt ihnen." Man muß hinzufügen, daß die meisten der nach Rußland kommenden ausländischen Arbeiter zu dieser Ansicht gelangen. Diese Ausländer, selbst wenn sie Revolutionäre und politische Emigranten sind, befinden sich in einer ziemlich paradoxen Lage. Man gibt ihnen eine interessante Arbeit, sie werden anständig bezahlt, wohnen gut, können auf Urlaub fahren und führen so ein ganz angenehmes Leben. Man hegt und pflegt sie, veranstaltet Arbeiterversammlungen, wo sie das Wort ergreifen, und achtet und ehrt sie auf alle Weise. Dennoch, in den Fabriken, in der Partei, in der Verwaltung begegnet ihnen sine Lebensart, die ihren eigenen Vorstellungen von Sozialismus widerspricht. Sie beginnen sich zu empören und saure Gesichter zu machen. Die Vertreter der russischen kommunistischen Partei, gewöhnt, darin nur eine „Kinderkrankheit" zu sehen, von der alle Ausländer befallen werden, antworten ihnen geduldig, aber doch mit hörbarer Verachtung:

‚Ja, wir wissen das alles. Alle Ausländer, die nach Ruß-land kommen, äußern zunächst extrem linke Ansichten. Sie machen sich allzu romantische Vorstellungen vom Sozialismus. Sie wissen nicht, was bolschewistische Disziplin st. Sie machen sich nicht die Schwierigkeiten klar, auf die man stößt, wenn man das Gebäude des Sozialismus errichten will, wenn man die Massen in einem rückständigen und kleinbürgerlichen Lande lenken soll." Die Re-gierung gewährt den Ausländern eine gewisse Freiheit, schafft aber zugleich so etwas wie einen luftleeren Raum um sie. Wenn der „revoltierende" Ausländer sich von irgendeinem russischen Arbeiter beipflichten läßt, spricht man „russisch" mit ihm und treibt ihm so die Lust aus, über das Regime zu nörgeln.

Die russischen Arbeiter haben übrigens Zeit genug gehabt, zu lernen, was man in Versammlungen sagen kann und was nicht. Daher bewahren sie, so gesprächig sie in Privatunterhaltungen mit Ausländern sind, in den öffentlicher Versammlungen eisiges Schweigen und überlassen die Tribüne den begeisterten Professionnels. Der Ausländer weiß im allgemeinen nicht, daß die russischen Arbeiter schon seit sechzehn Jahren unter diesem bürokratischen Druck leben. Er weiß nicht, daß die Regierung viele Massenstreiks hat unterdrücken müssen. Et legt sich nicht Rechenschaft darüber ab, was die Bedeutung der Schießereien in Kronstadt gewesen sein mag, die die ganze russische Arbeitermasse aufgewühlt haben. Er kann nicht begreifen, warum der russische Arbeiter heute zum Schweigen gezwungen ist, warum diese Arbeiterklasse, die drei Revolutionen gemacht hat, heute so ohnmächtig ist, daß sie sich nicht einmal gegen die schamlose Willkür der Bürokratie in den Fabriken auflehnen kann. Die Ausländer ahnen nicht, daß die Bürokratie den Arbeiter unaufhörlich hat niederbütteln müssen, um ihn zu seiner jetzigen Stummheit zu bringen. Anstatt sich über die Regierung zu entrüsten, gefallen sie sich darin, die russische Arbeiterklasse zu mißachten.

Der russische Arbeiter seinerseits beneidet den ausländischen Arbeiter oder Revolutionär und wird zu seinem Feinde, weil ihm die materiellen und anderen Vorrechte, die dieser genießt, nicht verborgen bleiben. Die kommunistische Bürokratie wendet so den alten Grundsatz an: „Teilen, um zu herrschen." Die Kräfte der Arbeiterklasse zersplittern sich zum großen Nutzen der Regierung. Die Allmacht des bürokratischen Apparats beruhte auf dem tatsächlichen Besitz der verstaatlichten Produktionsmittel und der staatlichen Unterdrückungsmaschine. Deren letzte Instanz war die GPU. So regierte das System schließlich, indem es sich unmittelbar auf die GPU stützte, die die „bewaffnete Macht der Partei", d. h. des Apparats war. Logischerweise waren infolgedessen die Leiter der zentralen Kontrollkommission der Partei Mitglieder der Führung der GPU und präsidierten deren „Sonderrat", deren Unterdrückungsorgan.

Meine, wenn auch unvollständigen Beobachtungen bewiesen mir deutlich, daß von

irgendeinem revolutionären Geist in den Kreisen der GPU nicht die Rede sein konnte. Die ihr Angehörenden waren nur darauf bedacht, Karriere zu machen. Alles war dem sakrosankten Grundprinzip der Hierarchie unterworfen. Sagen zu können: „Ich habe heute mit Jagoda gesprochen", oder „Trilisser hat mich interpelliert", war ein großes Ereignis im Leben eines Beamten auf der zweit- oder drittuntersten Sprosse der Stufenleiter.

Die Lebensgewohnheiten waren bürgerlich angekränkelt. Man konnte hohe Funktionäre wie Halbweltdamen gepudert und parfümiert sehen. Die Männer der GPU küßten ihren Frauen die Hand. Aber das Auffälligste war ihr Kastengeist. Sie betrachteten sich alle als Mitglieder einer Familie und Retter der Revolution. Sie nahmen ihre gewaltigen Vorrechte bedenkenlos hin, als eine bescheidene Belohnung für ihre Tätigkeit. Gewiß, sie widmeten ihrem Dienst fast ihre ganze Zeit und Kraft. Sie bewältigten eine Riesenaufgabe, die für sie mit ihren Privilegien und ihrer Karriere Hand in Hand ging. In dem Kampf innerhalb der Partei waren die Mitarbeiter der GPU ausnahmslos fanatische Gegner der Rechten und Anhänger Stalins. Die verschiedenen Dienststellen der GPU waren zu jener Zeit Bastionen der Stalinschen Gruppe. Als der Sekretär Rykow, Funktionär der GPU, für die Rechte Partei ergriff, sprach man in diesen Kreisen wie von einem wahren Unglück davon.

Ich begegnete auch einer Anzahl mit Trotzki Sympathie-render in der GPU. Die Möglichkeit eines Blocks Stalin-Trotzki begeisterte einige. Es gab sogar ein paar echte Trotzkisten unter ihnen.

Im Herbst 1928 trat der innere Kampf in der Partei in seine entscheidende Phase. Das Problem der Getreidelieferungen wurde von neuem akut. Man drängte die Mitglieder des Zentralkomitees fieberhaft zu einer Plenarsitzung. Stalin hatte eine Niederlage erlitten, als er die Leningrader — Komarow und die übrigen, die Sinow-jews Nachfolger geworden waren — für seine Sache gewinnen wollte. Aber im ganzen hatte sich seine Stellung verstärkt, vor allem in Moskau; man bereitete schon die Entlassung Uglanows, des Sekretärs der Organisation, vor. Die „Prawda" veröffentlichte einen Leitartikel mit der Überschrift „Man muß auf alle Hebel drücken". Welcher Unterschied zu der vom „Plenum" des Zentralkomitees im Juni angenommenen Resolution, in der man geschworen hatte, daß es mit „außergewöhnlichen Maßnahmen" für immer vorbei sei!

Im Oktober-Plenum des Zentralkomitees trug Stalin einen endgültigen Sieg davon; es war ihm gelungen, eine Mehrheit zu erringen. Anfänglich dachte Stalin daran, mit der Rechten kurzen Prozeß zu machen, aber die Verflechtung des „Apparats" führte dann doch zu einem gewissen „Kompromiß". Stalin selber verkündete, es gebe keinerlei Meinungsverschiedenheiten im Politbüro, und die behauptete Rechtsabweichung im Politbüro sei nur eine gegenrevolutionäre und trotzkistische Verleumdung. Er begnügte sich für den Augenblick damit, die unbedeutenderen Mitglieder der Rechten in den Orkus zu jagen. Die der Rechtsopposition angehörenden drei Mitglieder des Politbüros kamen erst im April 1929 bei dem nächsten „Plenum" des Zentralkomitees an die Reihe.

Nach seinem Siege im Oktober-Plenum beeilte sich Stalin, Trotzki zu beseitigen. Dieser konnte in der Tat dem Sieger gefährlich werden, sei es aus sich allein, sei es durch Zusammenschluß mit den übrigen Unzufriedenen. Am 20. November bedeutete die GPU-Führung Trotzki, daß er den russischen Boden zu verlassen habe. Am 12. Februar 1929 landete er in Konstantinopel. Mit seinem Verschwinden wurde das Spiel für die bürokratische Oligarchie bedeutend leichter. Daher hatten bei der Versammlung des Politbüros, in der über Trotzkis Schicksal entschieden wurde, die Männer der Rechten unter dem Vorwand, er werde im Ausland mehr schaden, gegen seine Verbannung gestimmt.

Die Komintern in Jugoslawien

In diesem Augenblick ereignete sich in Jugoslawien und in der jugoslawischen Partei einiges, das sich stark auf mein späteres Schicksal in Rußland auswirken sollte. Diese jugoslawische „Affäre" kann übrigens als eine ausgezeichnete Illustration der Methoden der Komintern dienen... Am 6. Januar fand in Jugoslawien ein Staatsstreich statt. Das Parlament wurde aufgelöst, und man verbot alle Parteien. General Jiwkowitsch — Führer eines geheimen serbischen Militärverbandes, der sogenannten „Weißen Hand" — kam an die Macht. Der Staatsstreich zeigte zwar stark faschistische Züge, aber es fehlte ihm doch das wesentliche Element des Faschismus — der Charakter einer Massenbewegung. Das neue Regime war im Grunde nur eine Militärdiktatur. Man rechtfertigte es mit der Notwendigkeit, dem Nationalitätenkampf in Jugoslawien ein Ende zu machen.

Diese Ereignisse hatten die tragischsten Folgen für die jugoslawische kommunistische Partei und ebenso für die hundertzwanzig jugoslawischen Kommunisten, die sich in Moskau befanden.

1926 hatte Moskau die rechte Gruppe mit der Parteiführung betraut. Diese Gruppe hatte sich im Laufe der Jahre 1926 und 1927 in den Augen der Partei so kompromittiert, daß das entrüstete Plenum des jugoslawischen Zentralkomitees das alte Politbüro aufgelöst und ein neues, linksgerichtetes gewählt hatte. Aber das Zentralkomitee vergaß dabei, wer der wahre Herr war. Der „Herr" — d. h. Bucharin, Gorkitsch, Manuilski — annullierte die Beschlüsse des Zentralkomitees und berief das „Links"-Politbüro wieder ab. Man konnte nicht unmittelbar die alte Leitung wieder einsetzen; man machte deshalb nach den üblichen Methoden der Komintern noch etwas viel Schlimmeres. Das Triumvirat Bucharin—Gorkitsch—Manuilski dingte sich eine Gaunerbande, die noch niemals etwas mit der jugoslawischen Bewegung zu schaffen gehabt hatte, und schickte sie als „Bevollmächtigte" nach Jugoslawien. Es waren dunkle Existenzen aus allen fünf Weltteilen. Um den grausamen Scherz noch zu vollenden, taufte man die Bande „Arbeiterführung". In dieser Gesellschaft befanden sich zwei oder drei anständige Arbeiter, darunter Djuro Djakowitsch-Bosnitsch, der später von der jugoslawischen Reaktion umgebracht wurde, aber sie waren nur die Opfer, die dieser „Führung" als Paravent dienten.

Die „Bevollmächtigten" waren rasch dabei, die Parteikonferenz vorzubereiten, und sahen sich schon als Sieger; noch einige Monate, und diese Leute ohne Anhang hätten das Kommando über die illegale Tätigkeit erlangt, dessen sie bedurften. Bald würde sich ihnen eine Weltkarriere in der Komintern eröffnen. All das wäre gut abgegangen, hätte nicht Belgrad auch ein Wort in Jugoslawien mitzureden gehabt. Nun hatte man in Belgrad aber einen faschistischen und militärischen Staatsstreich gemacht, dem sofort blutige Repressalien nach balkanischer Manier gegen die Opposition gefolgt waren. Dort war also eine „illegale Tätigkeit" dringend geboten, die allerdings Männer verlangte, die zu sterben wußten. Aber die „Bevollmächtigten" waren von anderer Art; sie wurden von schlotternder Angst ergriffen, denn hier ging es ja nicht mehr um die Karriere, sondern man mußte seine Haut zu Markte tragen. So kam es denn zu einer ebenso unwahrscheinlichen wie beschämenden Katastrophe. Die „Besseren" der Bevollmächtigten ließen in diesem Augenblick ihre Lebensaufgabe, die Partei, die kommunistischen Jugendverbände und die Arbeiterbewegung im Stich und flüchteten in aller Eile nach Moskau; ihr geistiges Haupt Gorkitsch an der Spitze. Die Schlimmeren blieben in Jugoslawien und traten in die Polizei ein. Man wußte schon, daß einige von ihnen bereits vorher Spitzel gewesen waren, von Anfang darauf bedacht, sich nach beiden Seiten zu sichern. Der eine von ihnen war der „Chefbevollmächtigte", ein Mann namens Bresowitsch, ehemaliger österreichischer Kriegsgefangener in Rußland, der niemals der jugoslawischen Arbeiterbewegung angehört hatte.

Gorkitsch, Manuilski und einige andere retteten also ihr Leben und ihre Karriere und entgingen der Katastrophe. Aber dafür wurde die jugoslawische Arbeiterbewegung der grausamsten Reaktion ans Messer geliefert. Gorkitsch und die anderen Führer der Komintern schickten kalten Herzens Dutzende, ja Hunderte von Menschen in den Tod, um ihre eigene Fahnenflucht zu bemänteln und zu beweisen, daß sie gegen die Reaktion kämpften. Damit wiederholte sich 1929/30 in Jugoslawien, was in größerem Ausmaß in China geschehen war. Es war weder das erste noch das letztemal; man hatte es schon oft genug ähnlich erlebt; man sollte es auch noch in anderen Ländern erleben.

Der feige Verrat der Komintern am Tage nach dem 6. Januar 1929 löste unter den jugoslawischen Parteimitgliedern in Moskau einen Entrüstungssturm aus; besonders in der Linksgruppe, die mehr als 50 Mitglieder zählte. Im Februar 1929 berief die Komintern eine Generalversammlung ein, um die jugoslawischen Gemüter in Moskau zu beruhigen. Nach tumultuarischen Diskussionen erklärte die Versammlung, daß der Bericht der Komintern unbefriedigend sei und verwarf die vorgeschlagene Resolution. Man nahm mit 90 gegen 5 Stimmen eine Gegenresolution an, die das Verhalten der jugoslawischen Parteiführung verurteilte, worin indirekt auch eine Verurteilung der Politik der Komintern lag. Das konnte nicht ungerächt bleiben. „Euer Fall ist klar, die Komintern wird euch vernichten", sagte mir ein wohlwollender alter politischer Emigrant, der unserer Aussprache beiwohnte.

Unsere damals endgültig konstituierte trotzkistische Gruppe stellte sich an die Spitze der Unzufriedenen. Die kritische Haltung dem Regime gegenüber, die mehr und mehr sich unter den Jugoslawen wie allen nach Sowjetrußland gekommenen Ausländern ausbreitete, hatte in unserer kleinen Gruppe eine regelrechte Oppositions-Ideo-logie entstehen lassen. Die Bauernfrage, wie sie sich im Winter 1928 gestellt hatte, war der bestimmende Faktor dieser Entwicklung geworden. Es stand in der Tat fest, daß die trotzkistische Opposition in dieser Frage richtig geurteilt hatte. Die von Stalin erfundenen Parolen „Arbeiterdemokratie" und „Selbstkritik" hatten sich als ein einfaches

bürokratisches Manöver erwiesen, ebenso wie seine von einer Verfolgung der Linken begleitete Toleranz der Rechten gegenüber. All das drängte uns dazu, unserer Opposition eine endgültige Form zu geben und mit der illegalen trotzkistischen Organisation in Moskau Kontakt aufzunehmen.

Wir kritisierten nicht nur die von der Komintern innerhalb unserer Partei durchgeführten Maßnahmen, die Abenteurer, die sie dort eingesetzt hatte; wir wurden auch mehr und mehr die Feinde der von der Komintern verfolgten politischen Linie. Wir beteiligten uns an den Zellen in den Fabriken und standen mit Arbeitern in Verbindung, die mit der Opposition sympathisierten, ebenso wie mit den parteilosen Kommunisten. Wir bemühten uns, unsere Landsleute für jugoslawische Fragen zu interessieren, die ihnen natürlicherweise mehr am Herzen lagen als die russischen Fragen. Wir versuchten, diese jugoslawischen Probleme mit der allgemeinen Politik der Komintern und der russischen Partei zu verknüpfen; wir bewiesen, daß unser Unglück nur ein Abbild des allgemeinen Unglücks sei, das nur durch eine völlige Änderung der Politik der russischen kommunistischen Partei zu beheben wäre. Es war nicht leicht, unsere jugoslawischen Brüder davon zu überzeugen; sie hielten die jugoslawische Katastrophe für einen Sonderfall und glaubten, in den anderen kommunistischen Parteien, besonders in der russischen, sei alles in Ordnung. Das war zwar nur eine Illusion, aber man gab sie ungern auf. Die jugoslawischen Kommunisten entgingen nicht den Repressalien, die ihre oppositionelle Haltung zur verbrecherischen Politik der Komintern in der jugoslawischen Frage verdiente. Statt uns jedoch mit einem Schlage den Garaus zu machen, bediente man sich einer Methode, bei der sich langsam, aber sicher das Netz über uns zuzog. Zuerst bildete man eine Kommission zur „Belehrung", wodurch man vor allem unsere Gruppe zersetzen wollte. Als diese Taktik sich als unwirksam erwies, trat eine gemischte Kommission (Zentralkomitee der Partei und Komintern) unter Vorsitz von N. N. Popow, einem ehemaligen Menschewiken, zusammen. Erst nach sechs Monaten beendete sie ihre Arbeit und berief eine Versammlung ein, um dort ihre Beschlüsse zu verkünden. Wie es die kommunistische Praxis in Rußland will, versucht man, uns ins Bockshorn zu jagen, indem man eine die Beschlüsse der Kommission voll und ganz billigende Resolution zur Abstimmung vorlegte. Bei Beginn der Debatte drohte uns ein „Anhänger der Komintern" mit Sibirien: die Beschlüsse der Kommission — erklärte man nachdrücklich — seien von vornherein vom Zentralkomitee der Partei gutgeheißen. Dennoch, fast 50 Prozent der Versammelten (17 Stimmen gegen 21; die übrigen Jugoslawen waren auf Urlaub) stimmten gegen diese Resolution und wandten sich an das Zentralkomitee, um eine Revision zu erreichen. Einige Tage später beriet eine Komintern-Kommission unter Vorsitz von Soltz über die gegen uns zu ergreifenden Maßnahmen. Sie tagte mit einer ungewöhnlichen Hast. Soltz gewährte jedem nur wenige Minuten Redezeit. Drei von uns (darunter ich) wurden für ein Jahr ausgeschlossen; zwanzig Genossen erhielten den Befehl, Moskau zu verlassen und sich in irgendeinem anderen Ort ihrer Wahl anzusiedeln; ein paar Dutzend der Genossen kamen mit einem einfachen Verweis davon.

Diese Repressalien enthüllten uns einige neue Züge des Parteilebens in Rußland. Am erstaunlichsten war die Langsamkeit des Verfahrens. Sie war ebenso dadurch bedingt, daß die Partei eine Übergangszeit durchmachte, wie durch die ganz besonderen Methoden, die man im Kampf gegen die Oppositionsanhänger anwandte.

*

Stalin bemühte sich, die Trotzkisten ohne Trotzki für sich zu gewinnen. Trotzkis Verbannung lieferte ihm den Vorwand dazu. Ich glaubte anfänglich, daß das Manöver mißlingen würde, daß nach Trotzkis Vertreibung die Trotzkisten sich nur noch enger zusammenschlössen. Aber das war eine Täuschung. Die „alte Generation" der trotzkisten war bereit, ihren Führer zu opfern, den Grundsatz der Arbeiterdemokratie zu verleugnen, die Augen vor den Verhältnissen, in denen die Arbeiter leben mußten, zu schließen, wenn nur der Kampf gegen die Kulaken und die Industrialisierung des Landes weiterging. Preobra-shenski, der anständigste dieser „Kapitulierenden" und einer der bedeutendsten Ideologen der kommunistischen Bürokratie, machte dieses Programm zum sine qua non einer Verständigung mit Stalin. Als er ihn an das Zögern des Zentralkomitees erinnerte, antwortete Stalin entschlossen: „Ich werde, wenn es sein muß, das ganze Zentralkomitee verhaften, aber ich werde den Fünfjahresplan durchführen." Damit waren die Verhandlungen beendet. Die stalinistische Regierung hatte gute Gründe, unsere Sache hinschleppen zu lassen. Sie konnte hoffen, daß wir der russischen Opposition auf dem Wege der Kapitulation folgen und, unsere romantische Vorstellung vom Sozialismus aufgebend, schließlich auf den guten Weg der bürokratischen Wahrheit zurückfinden würden. Es ging nicht nur darum, uns eine Frist zum Nachdenken zu gewähren. Man wollte uns auch gewinnen,

überzeugen. Ich mußte ein Verhör bei einer besonderen Kommission über mich ergehen lassen, bevor man mich aus der Partei ausschloß. Dennoch gerade da eröffneten sich mir Möglichkeiten für eine politische Arbeit bei der Komintern, die mir vorher, als ich noch ein untadeliges Parteimitglied und offizieller Delegierter des jugoslawischen Zentralkomitees gewesen, versagt worden waren. Man betraute mich mit der Aufgabe, die Geschichte der jugoslawischen Partei zu schreiben, und ich durfte in das „Allerheiligste", in die Archive der Komintern eindringen. Das war kein Zufall. Ich konnte in der Folge feststellen, daß man dabei ganz systematisch vorging.

Die Taktik der Bürokratie bestand darin, den Gegner aus dem Ausland damit zu terrorisieren, daß man ihm eine Arbeit gab, die einen verderblichen Einfluß auf ihn ausüben mußte. Dieses Verfahren trägt den schönen Namen „Kommunistische Umerziehung". Man beginnt damit, daß man den Schuldigen warnt, ihm sanft ins Gewissen redet, ihm beibringt, daß seine Haltung nicht den Notwendigkeiten der Stunde entspreche, daß er sich bessern, sich „bolschewisieren" müsse. Wenn diese Warnung erfolglos bleibt, droht man ihm schwere Strafmaßnahmen an; wenn er weiter in seiner Ablehnung beharrt, versetzt man ihm einen heftigen Schlag auf den Kopf. Aber noch ehe er sich davon erholt hat, beginnt man ihm den Hof zu machen, betraut ihn mit einer interessanten, gut bezahlten Arbeit, scheint ihm zu sagen: „Sehen Sie, die Diktatur des Proletariats ist streng, aber nicht rachsüchtig. Die Partei hat ihre Grundsätze, ist aber nicht kleinlich. Wir könnten Sie leicht vernichten: Sie sind isoliert, die ganze Welt verurteilt Sie; dennoch bieten wir Ihnen die größten Möglichkeiten, Sie können eine interessante und gutbezahlte Arbeit haben; Sie brauchen nur Ihre Irrtümer einzusehen und sich durch Arbeit zu bessern. Gehen Sie also an die Arbeit; wir brauchen jeden Menschen."

Diese Argumentation entbehrt keineswegs der Vernunft; sie ist durchaus realistisch. Aber sie korrumpiert die Seelen und verschlimmert Druck und Lüge...

Ich verlasse Moskau

Nach dreijährigem Aufenthalt in Rußland hatte ich mir eine Meinung über das sowjetische öffentliche Leben bilden können. Von nun an begann ich das private Leben genau zu beobachten.

Ich hatte oft gehört, das Privatleben der führenden Kommunisten sei alles andere als untadelig. Ich hatte geglaubt, das seien nur gegenrevolutionäre Verleumdungen oder nichts weiter als Klatsch. Ich sagte mir: wenn die Generallinie richtig ist, was soll man sich dann über Einzelheiten des Lebenswandels aufhalten? Jetzt, da mir diese Generallinie falsch erschien, begannen die Einzelheiten des Lebenswandels, die ich hatte beobachten können, Bedeutung zu bekommen.

Die Mitglieder der Regierung und des Zentralkomitees, die hohen Beamten der verschiedenen Behörden ließen sich einer nach dem anderen scheiden. Die Frauen, die sie verließen, waren ihnen einst ins Exil gefolgt und hatten Seite an Seite mit ihnen die schweren Jahre der Verfolgungen und des Bürgerkrieges erlebt. Jetzt wurde ihnen kalten Herzens der Laufpaß gegeben, weil sie inzwischen gealtert waren. Andere Kommunisten niedriger Herkunft ließen sich scheiden, weil sie fanden, daß ihre Frauen sie nicht verstehen könnten; wir „mußten" sie verlassen, sagten sie. Sicherlich, jeder dieser Fälle hatte, für sich betrachtet, nichts Erschütterndes, aber ihre Häufung gab einem doch zu denken. War es wirklich notwendig, daß die Revolution all den Frauen, die in ihrem Namen gelitten haben, soviel Kummer verursachte? Ich konnte nicht die olympische Ruhe der russischen Kommunisten teilen, die glaubten, es sei alles damit in Ordnung, daß sie für den Lebensunterhalt ihrer geschiedenen Frauen sorgten. Man empfand ihr Verhalten noch empörender, wenn man ihre neuen Frauen kennenlernte. Mit ganz wenigen Ausnahmen waren das nur Frauen ohne Geist und Gemüt. Sie kamen im allgemeinen aus dem Kleinbürgertum, der „Intelligenzia", aus Beamtenfamilien. Oft gehörten sie den einstigen herrschenden Klassen an. Aber selbst bei denen, die Arbeiterinnen, Studentinnen und Kommunistinnen gewesen waren, spürte man keinerlei geistige Verbundenheit mit den Ehemännern. Es war nur allzu klar, daß die Heirat ihnen lediglich dazu gedient hatte, in der Gesellschaft aufzusteigen, eine schöne Wohnung, elegante Kleider und ein Auto zu haben. Die aus „alten" Familien Stammenden hatten außerdem in ihrer Ehe Sicherheit für sich und ihre Angehörigen gefunden. Gewiß, Gefühle lassen sich nicht kommandieren. Aber ist es nicht seltsam zu beobachten, daß die russischen Kommunisten nur für diese Art von Frauen etwas empfinden? Das erinnert merkwürdig an das, was in der bürgerlichen Gesellschaft geschieht, wo hübsche junge Mädchen alte reiche Männer heiraten. Hatten die Sozialisten nicht immer diese als Ehe maskierte Prostitution heftig angeprangert? Aber die Übereinstimmung geht noch weiter. Eines Tages hatte ich Gelegenheit, einen

Brief zu lesen, den die junge Frau eines sehr bekannten Volkskommissars an ihren Liebhaber, einen Studenten, geschrieben hatte. Die Natur rächt sich, selbst in Sowjetrußland.

Man ließ sich übrigens nicht immer scheiden. Oft begnügte man sich damit, sich eine Geliebte zu nehmen. Eine neue Klasse von Kurtisanen sowjetischer Prägung war entstanden. Aber wo ist der Unterschied zwischen diesen sowjetischen Sitten und denen der hohen kapitalistischen Gesellschaft?

Endlich kam der Tag, an dem ich mich bei der Partei einfinden mußte, um meine Papiere zu empfangen. In der zentralen Kontrollkommission übergab mir Soltz einen persönlichen Brief für Kirow, denn ich hatte mich entschlossen, mich nach Leningrad zu begeben.

In Leningrad

Leningrad ist ein Stück Europa im russischen Riesenreich. Sein gewaltiges Netz schnurgerader Straßen, seine prunkvollen Gebäude und Paläste hinterlassen unvergeßliche Eindrücke. Wenn man durch Rußland fährt, vergißt man schließlich, was Europa ist. In Leningrad findet man die Synthese von allem, was einem in jeder großen europäischen Stadt im einzelnen begegnet. Seine zahlreichen Paläste schaffen ein harmonisches Gesamtbild und geben der Stadt etwas unvergleichlich Majestätisches. Die Weite der Plätze, der Quais, der Hauptstraßen beschwören die großen Ereignisse, die sich hier abgespielt haben. Die mächtigen Blöcke aus finnischem Granit, die sich über dem gemeinsamen Grab der Opfer der Revolution erheben, wirken stärker als das vom Kreml erdrückte Lenin-Mausoleum. Die in diese Blöcke eingeprägten Inschriften atmen die düstere Leidenschaft der ersten Jahre der Oktoberrevolution. Selbst die Straßennamen sprechen in Leningrad deutlicher als in Moskau von der Größe des Jahres 1917. Auch die Menschen sind anders als in Moskau. In der Art, wie sie sich bewegen und kleiden, ist mehr Anmut, mehr Haltung, mehr Kultur zu spüren.

Das Proletariat drückt der Stadt sein Siegel auf. Um fünf Uhr nachmittags, wenn der Arbeitstag beendet ist, kommen Zehntausende von Arbeitern aus ihren Fabriken und überfluten alle Straßen und Viertel wie ein aus seinem Bett getretener Strom. Sie tragen dunkle, mit Öl beschmierte Arbeitsanzüge, und ihre Gesichter sind schwarz von Eisenstaub. Aber aus diesen Gesichtern leuchten Stolz und Entschlossenheit, wie iich es nie bei den Arbeitern in Europa gesehen habe. Ihre ganze Haltung scheint auszudrücken, daß sie die Avantgarde des Weltproletariats sind, daß sie als erste Werkstätten und Fabriken besetzt und die größte Arbeiterrevolution, die man bis heute kennt, durchgeführt haben.

Noch heute, da sie wieder in Knechtschaft leben, da ihre Fabriken in die Hände der Bürokratie, der „roten Bourgeoisie", wie man sie in Rußland nennt, übergegangen sind, spürt man an ihnen etwas von dem Kampfgeist der Jahre 1917—1921. Es scheint tatsächlich so, daß die Revolution für das Leningrader Proletariat nicht vergeblich gewesen ist.

Sechs Jahre später, in dem elenden, fernen Sibirien, hatte ich von neuem Gelegenheit, Tausenden von Leningrader Arbeitern zu begegnen. Nach der Ermordung Kirows waren 30—40 000 von ihnen mit Frauen und Kindern dorthin vertrieben worden. Man hatte sie in die vier Ecken Südsibiriens und an die Küste des Nördlichen Eismeers verbannt. Aber in ihrer kalten, stummen Unterwerfung verrieten sich zugleich Verachtung der bürokratischen Gewalten, Arbeiterstolz und die heimliche Hoffnung auf Rache. Sie nannten sich nicht „Sinowjewisten", das wäre ihnen phrasenhaft erschienen; sie bezeichneten sich als „die von Leningrad", und aus diesem Wort klang es stolz heraus: „Wir sind eine Abteilung der Arbeiterklasse und nicht eine Gruppe von bürokratischen Frondeuren." Die Leningrader Arbeiter haben sich verteidigt, und ohne Zweifel werden sie sich noch immer zu verteidigen wissen.

Aber kommen wir auf Leningrad zurück, so wie ich es im Herbst 1929 sah. Der Lebensrhythmus wirkte dort im Vergleich zu dem Moskaus fast schläfrig. Noch war nicht ganz Rußland in den Teufelskreis der Hauptstadt einbezogen. Man kam sich in Leningrad ein wenig wie in der Provinz vor.

Einer meiner russischen Freunde wohnte in einem Krankenhaus in Djetskoje Selo (dem früheren Zarskoje Selo). Draguitsch und ich besuchten ihn und sahen uns dabei das berühmte einstige Zarenschloß an. Wir ergingen uns alle drei in dem herrlichen, jetzt dem Publikum zugänglichen Park. Es war ein wunderbarer, klarer und milder Herbsttag. Die Bäume begannen sich schon zu färben. Die Sonne meinte es noch gut, und eine leichte erquickende Brise wehte. Zum erstenmal in meinem Leben genoß ich die Schönheit des Herbstes. Im Gehen unterhielten wir uns über das Schicksal der

russischen Revolution. Am Ende des Parks entdeckten wir an einer der Wegkreuzungen ein Grab der Revolutionsopfer. Eine Inschrift schlug uns in die Augen: „Niemals, niemals mehr werden die Anhänger der Kommune Sklaven sein!" Sie sind es schon heute oder vielmehr ein Teil von ihnen hat den anderen, mitsamt der ganzen Arbeitermasse, wieder in die Sklaverei geführt. Der Oktober ist nicht der letzte Akkord einer Befreiungshymne, sondern nur ein Glied in einer langen Kette von Kämpfen gewesen, die von der Barbarei bis zur emanzipierten Gesellschaft von morgen reicht.

Der Zarenpalast in Djetskoje Selo erschien mir bedrückend. Die Säle sind gewaltig, wirken aber kalt und tot. Abseits vom Schloß, auf einem schattigen Platz, erhebt sich das Puschkin-Denkmal. Der Dichter scheint mit trüber Miene auf die Welt zu blicken. Bald werde ich im Gefängnis den Direktor des Puschkin-Hauses treffen. Die Inschriften auf dem Denkmal sind nicht mehr leserlich. Es sind Verse des Dichters, die er dem Gymnasium von Zarskoje Selo, seinen jungen Freunden, der Natur gewidmet hat. Sie sind wunderbar in ihrer Einfachheit. Ich lese sie immer noch einmal. Wir befinden uns hier auf dem heiligsten Boden der russischen Geschichte. Hier haben neben den Zaren die „Dekabristen" gelebt. Für die einen bedeutete das Denkmal die Versöhnung der Gesellschaft mit dem Zarentum; die anderen sahen in ihm eine Herausforderung der Zaren. Diese beiden Gefühle vermählten sich in Puschkins Seele. Die Revolution hat alle Versöhnungsträume zerschlagen. Aber nach dem Fünfjahresplan spürte man in Rußland das Verlangen, wieder an die nationale Tradition anzuknüpfen, sei es auch auf der Grundlage einer sowjetbürokratischen Gesellschaft. Damals wurde Puschkin wieder zum obligatorischen Symbol und seine Verehrung zum Staatskult. Wie Nikolaus I., der Zar der adligen Großgrundbesitzer, wärmte sich Stalin, der Zar der Bürokraten, wieder in der Sonne Puschkins. Der Direktor des Puschkin-Hauses ist — wie ich in den Zeitungen gelesen habe — wieder in seinen Posten eingesetzt worden und hat seine Arbeit wieder aufgenommen. Wahrscheinlich ist das Denkmal des Dichters in Djetskoje Selo neu aufgefrischt worden und strahlt in Schönheit...

Unweit des Palastes befinden sich ein paar Bauernhöfe und Landwirtschaftsschulen. Einer unserer Freunde will dort praktisch arbeiten: er ist Student an der Hochschule für Traktorenbau in Leningrad. Seine ideologischen Sympathien gehören dem Dreigestirn: Lenin-Trotzki-Sinow-jew. Aber sein sonstiges Leben ist den Traktoren und Stalin geweiht. Er rät uns, unsere oppositionelle Tätigkeit aufzugeben. „Ihr habt recht", sagt er, „aber in des Himmels Namen, laßt die Finger davon; es kann zu nichts Gutem führen. Habt eure eigene Meinung, aber behaltet sie für euch!" Er ist jetzt schon seit langem Ingenieur. Wieviele seinesgleichen gibt es in Rußland! Draguitsch und ich hatten Leningrad besichtigt und alle unsere Freunde gesehen. Nun war es an der Zeit, an die Arbeit zu denken und zu Kirow zu gehen, zumal inzwischen auch der Dritte unserer kleinen Gruppe — Deditsch — eingetroffen war.

Ich mache mich also zu Kirow ins Smolny auf. Das Smolny wird durch die „Zehn Tage" des Oktober 1917 in alle Ewigkeit berühmt bleiben. Ihr Echo hallte bis in das jämmerliche österreichische Militärhospital, in dem ich mich damals befand... Vor dem Smolny liegt ein großer Garten, in dem sich noch vor zwölf Jahren adlige junge Mädchen ergingen. Man betritt das Gebäude durch eine schöne Säulenhalle, die folgende Inschrift trägt: „Hier tagte der erste Sowjet der Arbeiterrevolution." Vor dem Garten und der Säulenhalle erstreckt sich der „Platz der Diktatur", von dem man einen wunderbaren Blick in den ganzen Umkreis hat. Durch die Straße des 25. Oktober, über das Märzfeld, die Dekabristen-Brücke, den Platz der Revolution und den Platz der Diktatur erreicht man das Smolny, „wo der erste Sowjet tagte"... Es ist gleichsam der Weg durch alle Phasen der Revolution.

Ich steige zu Kirows Vorzimmer im dritten Stock hinauf. Dort sollte ihn fünf Jahre später Nikolajew niederschießen. Ich komme dann in Kirows Arbeitszimmer, einen großen, gut eingerichteten Raum. Ich übergebe ihm den Brief von Soltz. Da ihm mein Kommen bereits gemeldet war, wußte er übrigens schon mehr von allem, als er sich anmerken ließ. Aus Höflichkeit fragte er mich nach den Wechselfällen im Kampf innerhalb der jugoslawischen Partei, dem offiziellen Vorwand für mein In-Ungnade-Gefallensein. Ich gehörte dem Politbüro einer schwachen und einflußlosen Partei an, und dennoch behandelte mich Kirow nach meinem hierarchischen „Rang". In seinen Augen gehörte ich zu der neuen Klasse der Bürokraten, die Rechte haben und bis zu einem gewissen Punkt es sich sogar herausnehmen dürfen, Opposition zu treiben. Wir verständigten uns über meine wissenschaftliche Arbeit in Leningrad. Ich bin „gelernter" Historiker und habe während meiner drei Jahre in Moskau meine Studien der Geschichte Westeuropas keineswegs unterbrochen. Kirow telefonierte in meiner Gegenwart mit dem Leiter der Propagandaabteilung, und zwei Tage später werde ich mit dem Abhalten von Vorlesungen an der kommunistischen Universität Leningrad

beauftragt. Ein Telefonanruf von Kirow, und schon haben meine Genossen und ich jeder unsere eigene Wohnung im Leningrader Parteihaus. So fängt die sowjetische Bürokratie Seelen; sie terrorisiert und korrumpiert zugleich; sie bedient sich einer Mischung von Zwang und Überredung.

Kirows Büro beschwor in nichts die begeisternde Atmosphäre der Oktoberrevolution, die die Gleichheit auf ihre Fahnen geschrieben hatte. Er selber erinnerte mich in seinen Manieren und seiner ganzen Art an die kultivierten hohen Beamten der österreichischen Verwaltung, die ich in Brunn kennengelernt, wo ich während des Krieges die Angelegenheiten der istrischen Flüchtlinge bearbeitet hatte. Im Büro Kirows, des Gouverneurs von Leningrad, spürte man, daß die Revolution schon in Ketten gelegt war. Nikolajews Revolverschuß — das war, wie ich glaube, der Verzweiflungsakt eines aus der Generation von 1917 bis 1924, die von den Ergebnissen der Revolution und des Fünfjahresplanes enttäuscht war und nicht mehr die Kraft hatte, wieder ganz von vorn zu beginnen. Wieder ganz von vorn zu beginnen, das wird in Rußland nur physisch und geistig neuen Menschen möglich sein... Meine Genossen lehnten jedes Amt in der Partei ab und gingen als einfache Arbeiter in die Fabrik: Deditsch in die Fabrik für Telefonapparate „Rote Morgenröte", Dragitsch in die Fabrik für elektrische Geräte „Electrosila" (ehemals Siemens-Schuckert).

Ich lebte in Leningrad von Oktober 1929 bis zu meiner Verhaftung im Mai 1930. Außer an der kommunistischen Universität lehrte ich an der Partei-Bezirksschule und in den Kursen für kommunistische Aktivisten der Fabriken. Daneben arbeitete ich in der historischen Abteilung der kommunistischen Akademie in Leningrad. All das füllte meine Tage aus. Ich interessierte mich sehr für meine Studenten. Die an der kommunistischen Universität bildeten gewissermaßen die Elite des Leningrader Proletariats: es waren gesunde, energische junge Leute von 25 bis 30 Jahren. Fast alle waren Arbeiter gewesen und hatten eine lange politische Tätigkeit hinter sich. Sie waren gebildet und intelligent, echte „Gentlemen" des Proletariats. Es schien mir, daß aus diesem Milieu die künftigen Arbeiterkämpfer im Ringen mit der Bürokratie erstehen würden. Ihre soziale Herkunft, die Bande, die sie mit den Arbeitern verknüpften, ihr intellektuelles Niveau, ihre jugendliche Energie, die Möglichkeit, die sich ihnen bot, sich theoretisch und praktisch mit den verschiedenen Erscheinungen der Arbeiterbewegung vertraut zu machen, dies alles prädestinierte sie zu dieser Rolle.

Dennoch mußte ich bald feststellen, daß ich zuviel von ihnen erwartet hatte. Sie interessierten sich nur ganz oberflächlich für Fragen der Geschichte und Soziologie und die theoretischen Diskussionen über die Arbeiterbewegung. Gewiß, sie lernten sehr gut, was man sie lehrte; sie lernten es sogar zu gut: was nicht im Lehrbuch stand, existierte für sie nicht. Niemals stellten sie eine Frage, die über den eigentlichen Vorlesungsgegenstand hinausging. Ihr geistiges Leben war völlig mechanisiert. Als ich mich bemühte, ihren engen Horizont zu erweitern, ihre Neugier und ihren kritischen Sinn zu wecken, zeigten sie sich taub. Es war, als wäre ihr soziales Gefühl abgestumpft. Mir wurde das besonders deutlich in meiner Vorlesung über europäische Nachkriegsgeschichte. Ich hatte vor einem Auditorium von zweihundert Studenten über den Faschismus zu sprechen.

Ich bereitete mich sorgfältig darauf vor und bemühte mich, meinen Zuhörern gewisse Analogien zwischen einigen charakteristischen Phänomenen des faschistischen und des gegenwärtigen sowjetischen Regimes sichtbar zu machen, vor allem hinsichtlich der Beziehungen zwischen Regierung und Arbeitermassen. Ich versuchte ihnen die Idee zu suggerieren, daß Rußland das freie Wirken dieser Massen fehle. Aber meine Worte verhallten gleichsam im Leeren. Sicherlich, bis zu einem gewissen Punkt hatten sie die Analogie erfaßt, von der ich eben gesprochen hatte, aber sie überraschte sie keineswegs, sie fanden sie vielmehr ganz normal: die Regierenden haben die Entscheidungen zu treffen, und es geht nur darum, das Endziel zu kennen, das man verfolgt. Die Endziele der sowjetischen Führer sind gut, die der faschistischen Führer sind schlecht. Meine Zuhörer fanden es ganz natürlich, daß in beiden Fällen die Massen nur das Instrument waren.

Ich begann, die Haltung meiner Studenten der Arbeiterklasse gegenüber, aus der sie hervorgegangen waren und mit der sie weiterhin in engster Verbindung standen, zu beobachten. Ich konnte feststellen, daß sie ohne Gewissensbisse ihre Sonderrechte hinnahmen, die im Vergleich zu dem, was die Arbeiter bekamen, geradezu ungeheuerlich waren. Die Versorgungskrise verschlimmerte sich von Tag zu Tag, die Arbeiter wurden immer unruhiger, ihren Frauen und Kindern fehlten Brot, Milch und Butter. Die Studenten dagegen hatten das alles und fanden es ganz selbstverständlich. Wenn man mit ihnen von den Entbehrungen sprach, die die Arbeiter erduldeten, antworteten sie einem mit Gemeinplätzen wie: „Der sozialistische Aufbau geht nicht ohne Schwierigkeiten vor sich!" Durch ihre soziale Lage und ihre Ideologie identifizierten sie sich mit der

Bürokratie. Und so erkannte ich schließlich, daß sie keine Arbeiterelite, sondern eine „junge Garde" der Bürokratie waren; eine neue Arbeiterbewegung würde unter ihnen nicht ihre Führer finden. Sie mußte sie im Gegenteil in den Tiefen der „ungebildeten" Massen suchen. Diese Parvenüs, die ihre Privilegien zäh verteidigten, waren die schlimmsten Feinde jeder echten Arbeiterbewegung, denn eine solche Bewegung mußte notwendigerweise auf die Vernichtung des ganzen bürokratischen Systems hinzielen.

Das Lehren an der kommunistischen Universität war nicht leicht. Jedes Jahr wurden die Vorlesungsprogramme abgeändert. Man fälschte immer schamloser die historischen Tatsachen und Werte. Nicht nur mit der jüngsten Geschichte der revolutionären Bewegung in Rußland machte man es so, sondern auch mit weit zurückliegenden Ereignissen wie der Pariser Kommune, der Revolution von 1848, der großen Französischen Revolution. Es war vorher üblich gewesen, die Jakobiner zugunsten der Thermi-doristen zu kritisieren. In der Zeit, da ich an der Universität lehrte, mußte man dann aber im Gegenteil entschlossen zugunsten der Jakobiner gegen die Thermidoristen Stellung nehmen. Was sollte man von der Geschichte der Komintern sagen? Jede Neuauflage der „Geschidite der Entstehung und Entwicklung der Komintern" brachte eine neue Version, die in vieler Hinsicht den vorhergehenden völlig entgegengesetzt war. Mit der Wirtschaftspolitik und Philosophie erging es nicht anders.

Die Professoren waren natürlich über diese Fälschungen im Bilde, da sie sie selber vornahmen. Sie waren gebildet genug, um den Unterschied zwischen dem, was man gestern und heute lehrte, zu erkennen. Die Studenten dagegen schienen überhaupt nichts davon zu merken oder ihm keine große Bedeutung beizumessen. Sie nahmen die Lüge nicht bewußt hin wie die Professoren, sondern verleibten sie unbewußt dem Vorlesungsstoff ein.

Da diese Fälschungen in allen Unterrichtszweigen zugleich vorgenommen wurden, schloß ich daraus, daß es sich nicht um Zufälle, sondern um ein System handelte, das Geschichte, Wirtschaftspolitik und die anderen Wissenschaften gemäß den Interessen und der Weltanschauung der Bürokratie abänderte und in sie die traditionelle bolschewistische Interpretation des Marxismus hineinschmuggelte. In der Tat, eine neue Schule, eine bürokratische Schule des Marxismus entstand in Rußland. Wenn man sich ihre über jedes Maß hinausgehende Parteilichkeit und den riesigen Einfluß klar macht, den sie mittels der russischen kommunistischen Partei und der Komintern auf die internationale Arbeiterbewegung ausübt, dann läßt sich die — freilich negative — Bedeutung dieser neuen Schule nicht leugnen.

Unter den Professoren konnte man drei Gruppen unterscheiden. Die Professoren, die ehemalige Mitglieder der Opposition gewesen waren (die, die „kapituliert" hatten), hatten dank ihrer besseren theoretischen Bildung und ihrer geschmeidigeren Intelligenz den größten Einfluß. Ihre erbitterten Konkurrenten waren die jungen kommunistischen Professoren, untadlige, aber geistig beschränkte Männer. Endlich bildeten die „Greise" eine dritte Gruppe. Diese Männer hatten niemals gegen die kommunistische Orthodoxie gesündigt, aber sie waren geistig nicht mehr beweglich genug, um eine bedeutende Rolle zu spielen. Nur die beiden Gruppen der Jungen bekämpften sich gegenseitig. Der Rektor der Universität, der zu diesen beiden Gruppen hielt, bemühte sich bewußt, sie miteinander zu versöhnen. Die sowjetische Parteischule wurde von jungen Kommunisten aus der Provinz, die größtenteils bäuerlicher Abkunft waren, besucht. Es waren echte Kinder des Volkes, noch ganz ungeschliffen und noch nicht von der Bürokratie verdorben. Sie teilten die Besorgnisse der Landbevölkerung, und dennoch hielten sie, seltsamerweise, an der offiziellen Parteilinie fest. In ihnen waren schon die künftigen, dem Regime treu ergebenen Unteroffiziere zu erkennen, die geeignet waren, die Herrschaft über das Volk, aus dem sie selber hervorgegangen, zu sichern. Die Schule war in dem Gebäude eines ehemaligen Priesterseminars in der Nähe des Finnischen Bahnhofs untergebracht. Die Räumlichkeiten und die Verpflegung waren nur mittelmäßig. Im Gegensatz dazu schienen die Studenten der Universität wie in Oxford zu leben. In ihrem eigenen Milieu respektiert die Bürokratie die hierarchischen Prinzipien; die Niederen müssen sich mit wenig begnügen und von der Hoffnung auf einen Aufstieg leben. Die Kurse für kommunistische Fabrik-Aktivisten fanden in Djetskoje Selo, im einstigen Hause der Komtesse Paley statt, das zwar weiträumig, aber unbequem war. Es waren Kurse von drei bis sechs Monaten Dauer für Sekretäre, Propagandisten und Agitatoren der Parteizellen und der Jugendverbände in den Leningrader Unternehmen. Die Schüler waren fast sämtlich Arbeiter und Arbeiterinnen. Ein Drittel von ihnen waren schon kleine Funktionäre; die übrigen verdienten sich ihren Lebensunterhalt mit ihrer Hände Arbeit, hatten verschiedene unbezahlte

Funktionen und waren Funktionärs-Kandidaten. Diese Auslese von aktivsten und ergebensten Arbeitern für die Verwaltung nahm der Arbeiterklasse Blut und Kraft und erklärte zum großen Teil die unbegrenzte Macht der Bürokratie über das Proletariat.

Bei diesen Schülern war die Verbundenheit mit der Fabrik viel persönlicher und enger als bei den Studenten der kommunistischen Universität. Die Unruhe der Arbeiter blieb ihnen nicht verborgen, und sie benutzten nicht solche Phrasen wie die Studenten. „Das Leben der Arbeiter ist unhaltbar", sagten sie oft, „ihre Geduld ist am Ende, unsere Propaganda stößt bei ihnen auf große Hindernisse." Ihr Interesse an der Arbeiterbewegung im Ausland war ganz anderer Art als jenes, was die Studenten bekundeten. Diese sahen auf die westlichen Arbeiter hochmütig herab: „Was sind die im Vergleich zu uns?" Die Schüler in den Kursen dagegen hofften, daß das ausländische Proletariat ihnen zu Hilfe kommen oder sie sogar retten würde. Sie befragten mich oft besorgt über die Zukunft der revolutionären Bewegung in Amerika und Deutschland. Als aus der Partei ausgeschlossener Kommunist schien ich in den Augen mancher von ihnen besonders vertrauenswürdig zu sein.

Der Lebensstandard der Schüler in diesen Kursen war außergewöhnlich hoch. Ich habe in keiner anderen Lehrstätte eine so hervorragende Verpflegung gesehen. Und das im Frühling 1930! Man muß annehmen, daß die Führer der Bürokratie es für unerläßlich hielten, um jeden Preis die Verbindungsorgane, die unmittelbar auf die Arbeitermassen der Leningrader Fabriken einwirkten, für sich zu gewinnen.

In der Abteilung Leningrad der Kommunistischen Akademie war die Arbeit weniger lebhaft als in Moskau. Dennoch arbeitete man zäh. Der Fünfjahresplan forderte jegliche Art von ideologischer Untermauerung. Das so besondere sozialistische Regime, das sich in Rußland zu entwickeln begann, trachtete danach, sich auf allen Gebieten der Wissenschaft seine eigene Ideologie zu schaffen. Genauer gesagt, es trachtete danach, seine eigene Weltanschauung mit der alten Wissenschaft, ebenso wie mit der traditionellen Ideologie des Marxismus und den neuen wissenschaftlichen Gegebenheiten zu verschmelzen. Ich arbeitete in der historischen Abteilung, in der Geschichtskommission der Komintern. Das war meine Aufgabe in dem „Gesamtplan". Außerdem betrieb ich aus eigener Initiative Forschungen über die Geschichte des südslawischen Feudalismus.

Das Forschungsgebiet der Kommunistischen Akademie war durch die „oberste Instanz", das Zentralkomitee der Partei, genau abgesteckt. Dennoch bot die Arbeit in der Akademie viele Vorteile, weniger in materieller Hinsicht als in bezug auf die soziale Stellung und die Möglichkeiten für eine wissenschaftliche Karriere, die sich den Akademiemitgliedern boten. Wenn sie einmal Cäsar gegeben hatten, was Cäsars ist, d. h. die nach dem bürokratischen Plan geforderten Arbeiten ausgeführt hatten, waren diese „Wissenschaftler" einer ausgezeichneten sozialen und materiellen Lage gewiß. Wie alle anderen herrschenden Klassen bezahlte die Bürokratie die ihrem Kult dienenden Priester äußerst gut und gewährte ihnen einen Ehrenplatz in der sozialen Hierarchie. Wenn sie ihre offizielle Aufgabe erfüllt hatten, konnten sie sich der rein wissenschaftlichen Forschung auf ihrem Spezialgebiet ungestört hingeben. Man konnte schließlich in aller Freiheit studieren, was einem gefiel, wenn das eine rein persönliche Angelegenheit blieb. In der Öffentlichkeit hatte man genau das zu lehren, was die bürokratische Macht verlangte. Privat konnte man denken, was man wollte.

Selbst wenn die Regierung über diese persönlichen Meinungen unterrichtet war, setzte sie einem kein Hindernis in den Weg, sofern man sie nicht öffentlich aussprach. „Beschränke dich darauf, das Volk zu erziehen", schien die Regierung zu sagen. „Inzwischen wirst du deine eigene Umerziehung vollenden." Mit solcher Methode verbreitet man die Lüge in stärksten Dosen und schläfert das Gewissen und den Willen jener ein, die das „System" durchschauen könnten. Das nennt man in Sowjetrußland „kommunistische Erziehung und Umerziehung" oder auch „lebendigen Marxismus-Leninismus". Unter diesen Bedingungen entwickelt sich die Wissenschaft im heutigen Rußland.

Die sowjetische Wissenschaft fordert von jedem ihrer Diener, daß er sich dem neuen „Zaren" unterwerfe und ebenso der hohen Parteiaristokratie und sie beide umbuhle. Aber zugleich verteidigt sie die Interessen und Vorrechte der „Intelligenzia" und der gesamten Bürokratie, sei sie nun kommunistisch oder parteilos. Sie unterstützt sie nicht nur gegen die alten herrschenden Klassen, sondern auch gegen das Volk, gegen die Arbeitermasse. Sie schöpft daraus ihre Kraft und Leidenschaft. Jetzt, da ich viele Verbindungen in den intellektuellen Kreisen hatte, konnte ich mir ein klares Bild von den ungeheuren Privilegien machen, die die der „Intelligenzia" Angehörenden — in erster Linie die der Partei, dann die anderen und vor allem die Techniker — genießen. Der

Unterschied in den Lebensverhältnissen in Rußland ist darum besonders auffällig, weil der allgemeine Lebensstandard ziemlich niedrig ist. Daraus erklärt sich für mich auch, warum die Intellektuellen der kapitalistischen Länder Sowjetrußland so leicht bewundern: es ist tatsächlich das Königreich der Intellektuellen.

In materieller und sozialer Hinsicht gehörte ich zu den „zehntausend Privilegierten". Ich konnte in meiner Lage wohl die Gründe begreifen, die die Leute drängten, sich dem bürokratischen Regime anzupassen; von der persönlichen Bequemlichkeit aus gesehen, waren es gewiß gute Gründe. Ich fühlte mich in den weiten und üppigen Räumen der Akademie, die in einem der großen Palais' auf dem Märzfeld untergebracht war, wie zu Hause. Ich hatte Bücher aller Sprachen und aller Zeiten zur Verfügung, einschließlich der ausländischen zeitgenössischen Literatur jeglicher Richtung, diese für den gewöhnlichen Sterblichen und die einfachen Kommunisten verbotene Frucht. Ich fühlte mich noch wohler in der kommunistischen Universität, wo ich mich in den prächtigen, königlich ausgestatteten Sälen des ehemaligen Taurischen Palais erging oder mich mit den Büchern, die ich mir ausgesucht hatte und die ich mir nach Belieben auf Staatskosten beschaffen konnte, in meinen Arbeitsraum zurückzog. Ich lebte in einem fürstlichen Appartement im Parteihaus, das eins der größten Palais' im vornehmen Viertel der Stadt war. Meine Arbeit ließ mir genug Zeit, um mich der Literatur, den Sprachen, den sozialen Problemen, die mich interessierten, widmen zu können. Schließlich waren mir die schönsten Badeorte erreichbar; ich konnte reisen und mich vergnügen. Man hatte mich für ein Jahr aus der Partei ausgeschlossen. Aber ich brauchte mich nur dem Chor der Gesinnungstüchtigen anzuschließen, damit mir eine Mitgliedskarte der Partei endgültig meine jetzigen und künftigen Privilegien verbürgte.

Es wäre um so leichter für mich gewesen, diese letzte Schwelle zu überschreiten, als für mich jetzt das Schicksal der russischen Revolution feststand. Die Niederlage der Linksopposition erschien mir endgültig; die einzig mögliche Entwicklung in Rußland, für eine Zeit wenigstens, war die Entwicklung nach rechts. "Was Europa und vor allem Deutschland betraf, so erwartete ich dort ein Anwachsen der Reaktion. Mit einem Wort: ich erwartete ein neues 1804, ein neues 1849 oder ein neues 1907. Man mußte sich damit abfinden, immer tiefer zu fallen, wenn man nur dann wieder aufstieg... Diese Situation, diese augenblickliche Ohnmacht, diese Passivität der Arbeitermassen trugen ebenso wie die individuellen und kollektiven Interessen und der Terror dazu bei, daß viele Leute in Rußland die Wohltaten des bürokratischen Bonapartismus überschwenglich priesen. Stalin, wie einstmals Napoleon, schien zu retten, was noch von der Revolution zu retten war. Er war das „kleinere Übel" in der allgemeinen reaktionären Strömung.

Ich wußte, was ich verlor und was mich erwartete, wenn ich mich auf die Seite der Gegner des triumphierenden Bonapartismus, auf die Seite der Volksmassen, die im Augenblick die Besiegten waren, schlug. Aber meine Wahl war kein heroischer Entschluß; sie wurde mir durch eine innere Entwicklung diktiert, die ich vergeblich zu bekämpfen versucht hatte. All diese sowjetischen Barras', Fouches und Bonapartes, kleine oder große, widerten mich an. Sie waren mir heillos fremd und feindlich — aus Instinkt ebenso wie aus Überzeugung lehnte ich sie ab. Ich sah plötzlich wieder meine Landsleute und Nachbarn, die armen Bauern Istriens, vor mir. Konnte ich sie verraten? Konnte ich sie vergessen, um nur an meine armseligen Interessen zu denken? All diese Arbeiter Kroatiens, Sloweniens, Bosniens und der Herzogewina? Ich war nach dem Kriege Mitglied ihrer Organisation gewesen; ich war einer von denen, die sie zum Kampf für eine bessere Gesellschaft aufgerufen hatten. 1918 und 1919 hatte ich die Hoffnungen und Erwartungen der Bauern in der Gegend von Krijewatz geteilt. Hatte ich sie zum Kampf „gegen die Paläste" angespornt, nur um mich selbst dort einzunisten und meine Kampfgenossen draußen zu lassen? Ich fühlte, mein Platz war nicht bei der satten Minderheit, sondern bei der unterdrückten und unglücklichen Mehrheit. Das in Rußland begonnene Werk war noch nicht vollendet...

Mußte man also dieses Land der enttäuschten Hoffnungen verlassen und wieder nach Europa zurückkehren? Nein, die Zeit dafür war noch nicht gekommen. Ich hatte noch keine klare Vorstellung, wie das alles geschehen war: wie hatte es geschehen können, daß in Rußland alles nur in Worten und dem Schein nach vollbracht war und daß in Wirklichkeit dort eine grauenhafte Situation herrschte? Ich wußte noch nicht, was man tun mußte, um die "Wiederkehr derselben Ereignisse in Europa zu vermeiden. Ich mußte also in Rußland bleiben, um dieses Problem völlig zu klären. Ich war hergekommen, um das Experiment der großen russischen Revolution zu studieren. Ich vermutete, daß mein Studium mich in ein Europa genau entgegengesetzt liegendes Gebiet — nach Sibirien führen

würde. Einige meiner Freunde, Trotzkisten, die kapituliert hatten, bemühten sich nach besten Kräften, mich von diesem Wege abzubringen. Als im Frühling und Sommer 1929 die Opposition rasch dahinzuschmelzen begann, glaubte ich zuerst, es handle sich dabei um ein Mißverständnis: im fernen Sibirien lesen die Leute Resolutionen und Parteibefehle, die die Industrialisierung, die Kollektivierung, die Selbstkritik und eine Ausweitung der politischen Rolle der Massen betreffen, und sie nehmen diese Worte für bare Münze. Aber wenn sie, aus Sibirien zurückgekehrt, sehen werden, daß man den Arbeiter mehr denn je ausbeutet, daß die Industrialisierung auf Kosten der Arbeiterklasse verwirklicht wird, daß es keine Spur von Arbeiterdemokratie noch von Demokratie innerhalb der Partei gibt — dann, sagte ich mir, werden diese Leute sich wieder der Opposition anschließen. Ich sah bald, daß ich mich getäuscht hatte. All diese oppositionellen Intellektuellen interessierten sich im Grunde sehr wenig für das Los der Arbeiter. Ihre politische Orientierung wurde nicht von ihm, sondern von dem Kampf gegen die Kulaken und die beschleunigte Industrialisierung bestimmt. Ihre Haltung gegenüber der erbärmlichen Unterdrückung und Ausbeutung, unter der die Arbeiter litten, war genau die der Stalinisten und Bucharinisten. Für sie waren die Arbeiter die notwendigen Opfer, die auf dem Altar des Sozialismus, d. h. des Staatskapitalismus, den sie für Sozialismus hielten, dargebracht wurden. „Was wollen Sie", sagte mir einer von ihnen, „Rußland ist ein so elendes Land, daß man jemandem nur ein für einen zivilisierten Menschen eben erträgliches Leben zu verbürgen braucht — und schon fühlt er sich als Aristokrat, und ein Abgrund trennt ihn von der Masse."

Ein anderer reuiger Oppositioneller antwortete mir auf meine Klagen über das Fehlen der Arbeiterdemokratie: „Es kann in Rußland keine Arbeiterdemokratie geben. Die Arbeiterklasse ist hier so schwach und demoralisiert, daß, würde man ihr die Freiheit gewähren, die Revolution unwiderruflich ihren Bankrott erklären müßte. Was sie noch retten könnte, ist die Diktatur einer gewissenhaften Minderheit. Diese muß sich natürlich auf die Arbeitermassen stützen und sie allmählich auf ein höheres Niveau ziehen." Diese Leute, wie man sieht, hatten recht getan, zu kapitulieren. Sie stellten im Grunde nur eine besondere Nuance der stalinistischen Bürokratie dar. Ich sagte es ihnen übrigens in sanft scherzendem Ton. Sie erwiderten mir darauf, daß ich Rußland durch die Brille westlicher Illusionen sähe. Es gab unter ihnen auch Männer, die glaubten, Trotzki habe unrecht getan, daß er 1923 nicht all seine Trümpfe ausgespielt hatte: „Als siegreicher General im Bürgerkrieg (diese Bezeichnung überraschte mich) war Trotzki damals neben Lenin der populärste Mann. Wenn er den Sieg gewollt hätte, hätte er ihn leicht haben können."

Während sie es ablehnten, in der Opposition zu bleiben, und jene beklagten, die „sinnlos in Sibirien zugrundegingen", bewahrten diese Leute Trotzki eine gewisse Sympathie. Sie tat sich jedesmal kund, wenn die Prawda Trotzki angriff. Ich traf zu jener Zeit auch verschiedene Führer der Sinowjew-Opposition.

Sie glaubten natürlich, die Opposition habe recht gehabt, und Stalin habe jetzt ihre Politik übernommen. „Aber wenn die Opposition recht gehabt hat", fragte ich, „warum hat sie dann nicht gesiegt?" „Wir haben uns diese Frage selber oft gestellt; wahrscheinlich war unsere Offensive verfrüht." „Ist nicht das Gegenteil wahr? Wenn Sie vor dem Triumph des ‚Apparats' die Arbeiter aufgerufen hätten, wäre Ihnen der Sieg schnell zugefallen."

„Keineswegs. Es sind nicht die Arbeiter, die in Rußland entscheiden; der ‚Apparat' entscheidet. Der russische Arbeiter ist zu rückständig. Schon zu Lenins Zeiten war der ‚Apparat' der entscheidende Faktor." Die Versicherung, daß der Apparat schon zu Lenins Zeiten der Arbeiterklasse überlegen gewesen sei, ließ mich verstummen. Ich weigerte mich, es zu glauben, aber ich mußte andererseits anerkennen, daß die, die unmittelbar an diesen Ereignissen beteiligt gewesen waren, mehr davon wußten als ich, und daß sie keinesfalls die Absicht hatten, Lenin zu verleumden.

Eine andere Überlegung, die ich bei derselben Gelegenheit vernahm, bestürzte mich noch mehr: „Es ist vielleicht besser, daß die Opposition nicht gesiegt hat. Wir standen auf Seiten Trotzkis, und im Fall des Sieges hätte er die Oberhand gehabt. Und er hätte die Revolution in die schlimmsten Abenteuer stürzen können."

Es war das erstemal, daß mir eine Opposition begegnete, die sich vor ihrem eigenen Siege fürchtete. Was blieb also von der russischen Revolution? Die Männer in der Verbannung und im Gefängnis!

Das Jahr der großen Wende

Der Herbst 1929 war durch eine immer raschere Kollektivierung der Landwirtschaft (Kolchosen) und einen starken Druck auf die Bauern gekennzeichnet. Diese Politik war bereits traditionell: im Frühling, d. h. in der Saatzeit, macht man den Bauern Versprechungen und Konzessionen, um im Herbst, wenn das Korn eingefahren wird, einen desto stärkeren Druck auf sie auszuüben. Der Kampf um das Getreide war der entscheidende Zusammenstoß zwischen den Interessen der Bauern und der Bürokratie. Es war der Zusammenstoß zwischen zwei Klassen und Wirtschaftssystemen, die zur Zeit der NEP eine Art Bündnis abgeschlossen hatten. Die kleinen Privatbetriebe beherrschten damals trotz ihrer Kümmerlichkeit und Rückständigkeit die russische Wirtschaft. In jenen Jahren hatten diese Kleinbetriebe zu viel Bedeutung gewonnen, um jetzt die Fesseln der bürokratischen Verwaltung und die Herrschaft einer noch schwach entwickelten Staatsindustrie geduldig hinnehmen zu können. Die beiden Wirtschaftssysteme und die ihnen entsprechenden Klassen konnten sich gegenseitig nicht mehr dulden. Einer der beiden Gegner mußte über den anderen den Sieg davontragen und die Wirtschaft des Landes seiner besonderen Richtung gemäß wieder aufbauen. Wenn die Bürokratie in diesem harten Kampf triumphieren wollte, mußte sie zwei fundamentale und sehr schwierige Probleme lösen. Sie mußte einerseits eine sich auf dem Staatskapitalismus gründende Landwirtschaft schaffen, andererseits eine die industriellen Bedürfnisse des Landes einigermaßen deckende Industrie in Gang bringen. Der Sieg der einen oder anderen Partei mußte nicht nur den Charakter der russischen Wirtschaft in der Zukunft bestimmen, sondern auch die Haltung Rußlands zum Ausland und die Stellung der russischen Wirtschaft in der Weltwirtschaft. Rußland mußte entweder ein zur Hälfte vom westlichen Industriekapitalismus kolonisiertes Agrarland oder ein selbständiges, unabhängiges Reich nach amerikanischem Muster werden, das zugleich Agrar- und Industriestaat war. Die Großbauern begannen den Kampf mit dem berühmten „Getreidestreik". Nach einigem Zögern trat die Bürokratie zum brutalen Gegenangriff an. Von 1928 bis 1933 führten Bürokraten und Bauern einen der größten Klassenkämpfe in der Menschheitsgeschichte. Dieser Kampf wurde noch verschärft durch einen Kampf zwischen Bürokratie und Proletariat, zwischen Bürokraten-Kommunisten und parteilosen Fachleuten und endlich durch einen internen Kampf zwischen den verschiedenen Gruppen der kommunistischen Bürokratie. Man kann sagen, daß der Fünfjahresplan in der Art, wie er verwirklicht wurde, der Ausdruck des grauenhaften Aufeinanderprallens aller Klassen und sozialen Gruppen des zeitgenössischen Rußlands ist. Stalins Sieg ist gewissermaßen die mittlere Lösung, eine Resultante aller dabei zusammenwirkenden sozialen Kräfte. Stalin ist viel mehr das Produkt als die Ursache der Ereignisse.

Die Epoche des Fünf jahresplanes ist sicherlich das Heldenlied der sowjetischen Bürokratie. Wenn diese von Kopf bis Fuß mit Schmutz und Blut bedeckt daraus hervorgegangen ist, dann beweist das zwar deutlich, daß dieses „Heldenlied" nichts mit dem von den Massen freier Arbeiter erhofften heroischen Kampf, mit dem Jahrhundert des Sozialismus gemein hat. Aber es beweist ebenso die starke äußere Ähnlichkeit der Epoche des Fünf jahresplans mit den „heroischen Epochen" des Frühkapitalismus, mit der Eroberung Amerikas und Indiens.

Stalin kann mit Recht für sich das Verdienst in Anspruch nehmen, die bürokratische Herrschaft in Rußland erhalten und gestärkt zu haben. Er hat seine Stellung als Führer und Herrscher der Bürokratie nicht usurpiert. Darum steht es fest, daß am Tage der Befreiung der Arbeiter- und Bauernmassen, der Abschaffung aller Vorrechte Stalin mit seinem ganzen kapitalistischen und staatlichen Ausbeutungssystem im Grab der Geschichte seinen Platz neben den anderen „großen Männern" der Reaktion finden wird.

Während meiner Leningrader Zeit begann die bürokratische Offensive gegen das Land auf vollen Touren zu laufen, und man konnte die entscheidende Rolle, die Stalin dabei spielte, unschwer erkennen. Zur gleichen Zeit setzte die Industrialisierung in schnellstem Tempo ein. Die Ereignisse überrannten alle bisherigen Begriffe; neue Fragen tauchten auf, die neue Antworten heischten. Das war nicht Sozialismus, das war nicht Arbeiterbefreiung, das war Sklaverei. Dennoch, hier entstand etwas Neues. Aber was war es eigentlich? Diese Frage lag allen auf den Lippen; sie quälte auch mich.

Dieses Jahr war wirklich das der „Großen Krise" in der Politik der Bürokratie, denn diese hatte dem Status quo der NEP und dem traditionellen russischen Zurückgeblie-bensein auf technischem und wirtschaftlichem Gebiet den gnadenlosen Krieg erklärt. All ihrer Routine und all dem Fett zum Trotz, das sie in den Zeiten der NEP angesetzt hatte, war die Bürokratie auf der Höhe der Situation.

Die Geschichte stellte sie vor die Wahl: entweder ihre beherrschende Stellung zu verlieren oder Rußland durch die rasche Entwicklung seiner Produktivkräfte radikal umzuwandeln. Die Bürokratie fühlte sich energisch und geschmeidig genug, den Weg des Handelns zu wählen. Es wäre falsch zu glauben, daß die Arbeitermassen ihrerseits stumm und passiv geblieben wären und keinerlei Einfluß geltend gemacht hätten. Im Gegenteil, sie regten sich, handelten auf ihre Weise und übten einen gewissen Druck auf das Privatkapital und die Bürokratie aus. Aber dieser Druck war nicht stark genug, um den Gang der Ereignisse bestimmen zu können. Und das war das Entscheidende. Indessen machte man den Massen eine deutliche Konzession, eine Konzession an die Traditionen des revolutionären Enthusiasmus der Jahre 1917 bis 1920: die Bürokratie putzte ihren antisozialistischen, gegen die Arbeiter gerichteten Fünf jahresplan mit den grellsten sozialistischen, proletarischen und revolutionären Füttern auf. Das totalitäre und bonapartistische Regime erlaubte ohne Bedenken, die Parole von 1917—20 den Bedürfnisen der Stunde entsprechend umzukehren und so völlig zu verfälschen. Unter der Fahne von Radikalismus und Rein-erhahung der Klasse schuf man die Privilegien der Bürokratie und führte einen bürokratischen Kampf gegen die Arbeiter ebenso wie gegen die einstigen besitzenden Klassen. Daraus erklärt sich, daß man in der nächsten Etappe — nach dem ersten Fünfjahresplan — mit überraschender Leichtigkeit und Schnelle dazu überging, nicht mehr ausschließlich vom Arbeiter, sondern vom „Sowjetvolk" zu sprechen und den superproletarischen Fanatismus durch eine wirre Vermengung von „Volk" und „Proletariat" zu ersetzen. Schon lange vor dieser Etappe hatte der Kampf gegen die „übertriebene Gleichheit" der Bürokratie zu einer eindeutigen Sicherung ihrer ökonomischen Privilegien, zum Nachteil des Proletariats verholfen.

Die gewaltige Wirtschaftsrevolution des Fünf jahresplanes schlug zum Nutzen derer aus, die sie lenkten. Die Bürokratie wurde eine der Minderheiten, die die Welt beherrschen. Diese Revolution bedingte unsägliche Leiden für jene, die man „lenkte", für jene, die nur ein Instrument waren. Die Arbeitermassen wurden mehr und mehr zu Söldnern und Sklaven eines Kapitals, das nicht mehr privat, sondern staatlich war und einer kleinen Kaste gehörte. Stalin schürte mit allen Kräften den Krieg, der in den Dörfern wegen der Getreidefrage und der Kolchosen entbrannte. Am 7. November, dem zwölften Jahrestag der Oktoberrevolution, veröffentlichte er seinen berühmten Artikel: „Das Jahr der großen Krise". In diesem Artikel erklärte er in provozierendem Ton dem Kleinbauerntum den Krieg und rechtfertigte ihn mit den Notwendigkeiten der Industrialisierung. Die bürokratische Parole lautete: „Setzen wir die UdSSR ins Auto und den Bauern auf einen Traktor!" Man verkündete der Welt und dem Proletariat, daß man damit die sozialistischen Ziele der Oktoberrevolution verwirkliche.

Etwas später, am 27. Dezember, erklärte Stalin eindeutig: „Zum Teufel mit der NEP!" Jetzt mußten das Land und die Welt verstehen, daß Rußland in eine neue Entwicklungsphase eintrat.

Schon einige Zeit vorher hatte man die Notwendigkeit einer beschleunigten Industrialisierung verkündet. „Der Fünf jahresplan in vier Jahren!" hieß die Parole. Man hatte sich entschlossen, mit Hilfe der Gewerkschaften 25 000 Arbeiter zur „Verstärkung der Kolchosen" aufs Land zu schicken. Die Arbeiter sollten bürokratische Kerkermeister sein, die die Bauern in die Kolchosen einsperrten. Die riesige Maschine, die Rußland ein völlig neues Gesicht geben sollte, lief auf vollen Touren. Dann kamen die ersten Monate des Jahres 1930. Die Kollektivierung bis zum Äußersten feierte ihren Triumph. Aber zugleich hörte man mehr und mehr von Widerstand und Erhebungen der Bauern.

Die Kollektivierung und die Erhebungen erfolgten in ganz Rußland. Trotzkisten, Sinowjewisten, Leute der Rechten und Stalinisten sprachen mit der gleichen Besorgnis von dem ausbrechenden Gewitter, dessen Ausgang niemand voraussehen konnte. Besonders waren, wie ich aus einem Gespräch mit einem erprobten Stalinlisten, Mitglied des Zentralkomitees, erfuhr, die Moskauer Regierenden von einem Bauernaufstand beunruhigt, der in der Provinz Riasan vor den Toren der Hauptstadt ausgebrochen war. Verschiedentlich hörte man davon, daß Woroschilow sich der Kollektivierung heftig widersetzte. Er weigerte sich, die Rote Armee zum Niederschlagen der Bauernrevolten einzusetzen. Und von da an führten tatsächlich besondere GPU-Divisionen die Strafexpeditionen durch. Das Gewitter entlud sich über Rußland und vernichtete die jahrhundertealte patriarchalische Struktur des Landes. Der blutige Fortschritt bahnte sich seinen Weg in Städten und Dörfern, mit dem Schwert in der Hand und der Hungersnot auf den Fersen.

Plötzlich, am 2. März, bliesen die Trompeten zum Rückzug. Stalin veröffentlichte seinen Artikel: „Der schwindelnde Erfolg". Das Hineinzwingen der Bauern in die Kolchosen, die Grundlage der Stalinschen Agrarpolitik, wurde als eine Abweichung örtlicher Behörden von der Generallinie

hingestellt. Die Generallinie forderte, behauptete man, eine völlig freiwillige Kollektivierung. Die Wirkung dieser Erklärung war ungeheuer. Der Prozentsatz der kollektivierten Wirtschaften fiel blitzartig: er verminderte sich von Tag zu Tag und von Provinz zu Provinz. Was für eine Spekulation an der Börse der Geschichte!

Die Bauern zogen in Prozessionen durch die Dörfer, wobei sie das Bild Stalins wie eine Ikone vor sich hertrugen. Eine Nummer der Zeitung mit Stalins Artikel, die 5 Kopeken kostete, wurde auf dem Lande für 10 Rubel verkauft. Jeder wollte dieses historische Dokument besitzen. Man hielt in Städten und Dörfern wieder Märkte ab. Bei den mittleren und höheren Verwaltungsstellen herrschten einen Augenblick Verwirrung und Bestürzung. Aber bald begann man, die „verwaltungsmäßigen Konsequenzen" aus den Ereignissen zu ziehen. Der Sekretär des Moskauer Parteikomitees, Baumann, der achtzehn Monate vorher auf diesem Posten den Mann der Rechten, Uglanow, abgelöst hatte, wurde jetzt der „Linksabweichung" beschuldigt und zum Sekretär des Zentralkomitees in Mittelasien ernannt, was ungefähr einer Verbannung gleichkam. Baumann mußte die Revolte von Riasan und die Schließung der Märkte in Moskau sühnen! Viel schlimmer jedoch erging es den „Abweichern", vor allem in entlegenen Provinzen, wo die Aufstände besonders heftig gewesen waren. Eine Reihe von Bezirksführern der Partei, der Sowjets oder der GPU wurden erschossen, was eine fürchterliche Panik auslöste. Was mich am meisten in den Berichten von Leuten, die Zeugen dieser Erschießungen gewesen waren, frappierte, war, daß die Verurteilten ihr Sühneopfer verhältnismäßig ruhig auf sich genommen hatten. Sie glaubten, daß, wenn diese Erschießungen die bürokratische Diktatur als Ganzes retteten, wenn sie die rebellischen Bauern beruhigten (oder vielmehr sie irreführten), ihr Opfer nicht vergeblich sein würde. Diese Haltung war vor allem unter den Angehörigen der Tscheka verbreitet. Welche erstaunliche Bekundung des Kastengeistes! Unter diesen von Stalin dem Volkszorn dargebrachten Opfern wurden einige im letzten Augenblick durch Bittgänge ihrer Freunde gerettet; die übrigen wurden erschossen.

Der Rückzug der Bürokratie dauerte den ganzen März 1930 an, aber es war ein geordneter, nicht regelloser Rückzug, Die Flut des Bauernwiderstandes vermochte ihn nicht zu überbranden, im Gegenteil, sie zog sich nach und nach in das Bett eines normalen Lebens zurück. Im April bestand kein Zweifel mehr: der Märzrückzug war ein Manöver, aber nicht eine Kapitulation gewesen. Es gelang, dem Zusammenbruch der Kollektivwirtschaft Einhalt zu gebieten, ja hier und dort erlebte die Kolchosen-Bewegung sogar einen neuen Anstieg. Nachdem er eine Weile fluktuiert hatte, blieb der Prozentsatz der kollektivierten Bauernwirtschaften auf 25, gegen 50 im Februar, stehen. Zugleich verlangsamte sich das Tempo der weiteren Kollektivierung. Die Methoden wurden „demokratischer", die Ausplünderung der Bauern in den Kolchosen nahm ein wenig ab. Was man eigentlich in einem oder zwei Jahren hatte durchführen wollen, wurde nun auf drei oder vier Jahre verteilt. Während man vorher absolut alles bis zum letzten Huhn „kollektiviert" hatte, beschränkte man sich jetzt „allein" auf das Wesentliche: Land, Arbeitsvieh, Ackergerät, landwirtschaftliche Gebäude. Man ließ dem Bauern sein Haus mit allem, was er für seine eigene Wirtschaft brauchte.

Dennoch: den Kulaken, d. h. den reichsten Bauern, die 5 bis 10 Prozent der gesamten Bauernschaft darstellten, nahm man alles. Ihre konfiszierten Höfe wurden dem „unteilbaren Fonds" der Kolchosen zugeführt und sie selbst mit ihrer ganzen Familie nach Sibirien gebracht, in Konzentrationslager oder ins Exil. Dasselbe Schicksal traf jeden, der auch nur ein Wort gegen die Politik der Regierung geäußert hatte. Und dieser Opfer waren bald noch viel mehr als die Kulaken.

Vor dem 2. März hatte man die Leute gewaltsam zum Eintritt in die Kolchosen gezwungen. Das ging folgendermaßen vor sich: ein Abgesandter aus der Stadt hielt eine Rede und erklärte: „Wer in die Kolchose will, links raus; wer nach Sibirien will, rechts raus!..." Jetzt verkündete man, daß dies ein Amtsmißbrauch gewesen sei. Die Kollektivierung sollte fortan nur „strikt freiwillig" erfolgen. „Vergreift euch nicht an dem Bauern (außer dem Kulaken), bedroht ihn nicht, sondern bietet ihm solche Verhältnisse, daß er darin leben kann und aus eigenem Antrieb in die Kolchose kommt!" Im übrigen wurden Petroleum, Zucker, Industrieerzeugnisse, landwirtschaftliche Geräte nur an die Kolchosen-Bauern verkauft. Der Bauer auf eigener Scholle konnte sich nichts von dem allem beschaffen. Dagegen mußte er ungeheuer hohe Steuern bezahlen und exorbitante Mengen von Getreide abliefern. Wenn er diesen Forderungen nicht nachkommen konnte, beschlagnahmte man sein Eigentum und schickte ihn ins Exil. Wenn er guten Boden besaß, nahm ihm der Dorfsowjet ihn zugunsten der Kolchose und gab ihm dafür weniger gutes und meist von seinem Anwesen weit abliegendes Land. Seine Kinder wurden zu den verschiedenen Kursen und Schulen in der Stadt nicht

zugelassen; nur die Kinder von Kolchosen-Bauern durften diese besuchen. Wenn er sich bei Freunden oder in Versammlungen darüber beklagte oder auch nur in seinem eigenen Hause sich abfällig über diese Politik äußerte, nahm man ihn fest, schickte ihn ins Konzentrationslager oder in die Verbannung und konfiszierte alles, was er besaß. Ein Teil der konfiszierten Höfe und Ländereien gingen an die Kolchosen über, aber oft, sehr oft wurden sie einfach von den Kommunistenhäuptlingen der Gegend mit Beschlag belegt. Wenn die unzufriedenen Bauern dagegen protestierten oder auch nur schüchtern ihrer Verärgerung Ausdruck gaben, erschoß man sofort einige von ihnen, um „die Gemüter zu beruhigen", und die übrigen wurden irgendwo in die Ferne verbannt.

Im allgemeinen gingen „Entkulakisierung" und Verbannung Hand in Hand. Soldaten der GPU umstellten die Häuser der Betreffenden, oft sogar das ganze Dorf, und ein paar Stunden später wurden dann 50 bis 200 Menschen zur Verschickung abgeführt. Man erlaubte ihnen nur, ein Stück Brot mitzunehmen, und erschoß einen Teil der „Entkulakisierten" sofort an Ort und Stelle, um die Moral der Kolchosenbauern zu heben und den Gegner einzuschüchtern.

Die Nachrichten, die im April und Mai 1930 vom Lande kamen, ließen den Schluß zu, daß die Partei ihre Kollektivierungs-Politik fortsetzte und der Rückzug vom März für Stalin nur ein Manöver, und zwar ein geglücktes gewesen war. Die Kollektivierung setzte sich immer mehr durch, und aus Gesprächen mit Bauern und Arbeitern, die Beziehungen zum Lande hatten, klang es immer wieder heraus: „Was wollen Sie? Man vermag nichts gegen die Gewalt."

Wie war das möglich? Noch vor ganz kurzer Zeit war die Bauernrevolte im ganzen Lande aufgezüngelt. Und jetzt genügte eine leichte „Milderung" des Raubs und der Enteignung, um das Dorf schon für das Experiment gefügig zu machen? Hatte es sich also nur um einen Verzweiflungsakt gehandelt, durch die man den letzten Sack Getreide, das letzte Huhn hatte retten wollen, und waren 130 Millionen Bauern zur Unterwerfung bereit, wenn man ihnen dieses „letzte Huhn" ließ?

Ich hörte Erstaunliches über die Hoffnungen, die die Kollektivierung bei den Bauern weckte. Mit ihr zog der technische Fortschritt ein. Radio und Kino kamen auf die Dörfer, wo es gestern noch nicht einmal eine Schule gegeben hatte. Dort, wo man sogar noch keinen Pflug gekannt und sich bei der Bestellung des Bodens allein der altväterlichen Hacke bediente, hielt jetzt das neue Wunder, der Traktor, seinen Einzug. Zahllose Fabriken stellten ganze Heere von Traktoren, Autos, landwirtschaftlichen Maschinen her, die zusammen mit Riesenmengen künstlichen Düngers das Land überfluteten. Post, Telefon, Ärzte, Agronomen, Maschinen- und Traktoren-Ausleihstationen, alle Arten von Kursen und Schulen kamen jetzt aufs Land. All das konnte nicht ohne tiefen Eindruck auf die Bevölkerung bleiben und mußte die uralte Hoffnung auf ein besseres Leben in den Dörfern neu beleben. Ein neuer, wenn auch gewiß mit furchtbaren Opfern gepflasterter Weg eröffnete sich den Bauern. Die Kollektivierung verhieß Großes. Wie sollte man sich also nicht von der Hoffnung verführen lassen, um so mehr, als jeder Widerstand einem mit dem Hungertode in den menschenverlassenen Wäldern im hohen Norden bedrohte? Im April und Mai 1930 wurde mir klar, daß keine Gewalt die Umwandlung der rückständigen Kleinbauernwirtschaft in eine sich auf die Kolchose gründende mächtige Staatslandwirtschaft würde verhindern können. Außer dem Terror und dem technischen Fortschritt fand die bürokratische Kollektivierung einen Verbündeten in der sozialen Situation des alten russischen Dorfes mit seinen Klassengegensätzen. Das russische Dorf hatte nie den kapitalistischen Bauern, den Kulaken, geliebt, der sich auf Kosten der „Mir", der Dorfgemeinschaft, bereicherte. Nicht nur die Mittelschichten des Dorfes haßten ihn, sondern auch die Armen und Tagelöhner, diese direkten Opfer des Kulaken. Gerade deren kulakenfeindliche Haltung trug viel zu dem Ausgang des Kampfes zwischen Kulaken und Bürokratie bei, besonders in den Gegenden, wo der Kulakenkapitalismus schon große Fortschritte gemacht hatte und infolgedessen der Widerstand gegen die bürokratische Kollektivierung besonders hartnäckig war (Ukraine, Nordkaukasus, Sibirien).

Die neue Wirtschaft stieß alles Bisherige um, hob die unteren Schichten der Bevölkerung und übernahm einen Teil von ihr in ihre eigene Verwaltung. Für einen mittleren Bauern bedeutete es ein unibestreitbares Avancement, wenn er Präsident der Kolchose oder auch nur „Brigadeführer" oder „Lagerführer" wurde. Ein reiches Betätigungfeld tat sich ihm auf, und seine organisatorischen Fähigkeiten begannen sich zu entwickeln. Ein armer junger Bauer rückte, wenn man ihn zum Traktorführer machte, auf eine höhere soziale Stufe. Aber er wechselte dabei nur den Herrn und wurde aus einem Arbeiter des Kulaken zum Angestellten der Bürokratie. Das Gros der Massen freilich blieb, was es immer gewesen. Die Tagelöhner in den Kolchosen wurden weiter ausgebeutet, und ihre Lebensverhältnisse erinnerten an die der Leibeigenen von einst. Die Früchte der

Kolchosenarbeit wurden genau wie in der Industrie von der Bürokratie mit Beschlag belegt, angefangen von den unteren Funktionären der Kolchosen (oder Fabriken) bis zu den hohen Herren des Kreml. Der Grad der Ausbeutung der verschiedenen Arbeitergruppen schwankte wie der Grad der Privilegien, die die verschiedenen Schichten der Bürokratie genossen. Aber das änderte nichts an der Grundeinteilung des Landes in zwei Lager: die ausgebeuteten Arbeitermassen einerseits und die sie ausbeutenden Führer andererseits.

Die Arbeiter und der Fünf jahresplan

Im Laufe der Oktoberrevolution hatten die Bauern dreißigtausend Großgrundbesitzer liquidiert, denen die Hälfte des russischen Bodens gehörte, und dann die Privatgüter, Staatsdomänen und Kirchengüter unter sich aufgeteilt. Jetzt ging es darum, zehn bis zwanzig Millionen von den fünfundzwanzig Millionen Bauernhöfen, die es in Rußland gab, zu beseitigen und sie in einige hunderttausend, von einigen tausend dem Staat gehörender Maschinen- und Traktoren-Ausleihstationen kontrollierte Kolchosen aufzuteilen. Wie bedeutsam auch die „spontane Bodenreform" der Oktoberrevolution war, sie war unendlich leichter durchzuführen gewesen als die augenblickliche Kollektivierung. Was hier vor sich ging, war eine Agrarrevolution, die die Anwendung der modernsten technischen Methoden erforderte, Methoden, die zumeist im Augenblick der Kollektivierung noch nicht praktisch erprobt waren. Die Agrarrevolution der Kollektivierung war etwas völlig Neues in der Welt, und sie warf zwangsläufig ein neues soziales und ökonomisches Problem auf.

Im Winter 1929/30 hatte dieses Problem seinen Brennpunkt erreicht. Die Kollektivierung war noch längst nicht vollendet, aber schon brach ein Kampf auf Leben und Tod zwischen dem alten und neuen Landwirtschaftssystem aus. Es war nicht schwer vorauszusehen, daß es hier keinen Kompromiß geben konnte und daß eins der beiden Systeme das andere bis zum letzten überwinden mußte. Folgendes theoretisches Problem mußte also dringend gelöst werden: was war dieses neue Wirtschafts- und Gesellschaftssystem, das nichts mehr mit der bürgerlich-kapitalistischen Privatwirtschaft zu tun hatte und dennoch sich ganz auf Ausbeutung und eine Einteilung in Klassen gründete und also nicht den klassenlosen Sozialismus darstellen konnte? Die gewaltige Ausdehnung des Landes und das Übergewicht der Landwirtschaft in seiner gesamten Wirtschaft gaben dieser Frage Weltbedeutung, nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Praxis. Die industrielle Entwicklung Rußlands dagegen stellte einen nicht vor Fragen dieser Art. Ich will damit nicht sagen, daß an ihr nichts groß oder neu gewesen sei. Ganz im Gegenteil, sie kam in Rußland einer wahren technischen und wirtschaftlichen Revolution gleich. Sie veränderte in einem gewissen Maß auch das ökonomische Weltbild. Aber wie bedeutsam in nationaler und internationaler Hinsicht diese Industrialisierung auch war, sie führte kein neues Prinzip in der sozialen Struktur der Industrie selbst ein. Das gewaltige und rasche Anwachsen der Industrie, der Ausbau der alten Fabriken und die Schaffung aller Arten neuer Industriezweige ließ nur in einem größeren Maßstab die sozialen Verhältnisse aus der Zeit vor dem Fünfjahresplan in der Industrie wiedererstehen. Deshalb konnte ich, wenn ich das Leben der Arbeiter in Leningrad beobachtete, den Erfahrungen meines schon dreijährigen Aufenthalts in Rußland keine neuen hinzufügen. Aber — und das ist einer der so häufigen Widersprüche in Rußland — die Tatsache selbst, daß sich die sozialen Verhältnisse in der Industrie in keiner Weise gewandelt hatten, gab einem ein Rätsel auf. Die verschiedensten kapitalistischen und bürokratischen Erscheinungen in der sowjetischen Staatsindustrie waren immer dem Einfluß kapitalistischer oder kleinbürgerlicher Elemente zugeschrieben oder als unvermeidliche, aber vorübergehende Konzessionen an diese Elemente erklärt worden, deren Bedeutung in der Zeit der NEP beträchtlich gewesen und übrigens legal anerkannt war. Jetzt, da man die NEP liquidiert hatte, da man den gesamten Privatkapitalismus ausrottete, da man erbarmungslos das Kleinbürgertum vernichtete, hätten diese kapitalistischen und bürokratischen Erscheinungen logischerweise aus der Industrie verschwinden und einer sozialistischen Organisierung der Industrieproduktion Platz machen müssen. In Wirklichkeit geschah aber nichts derlei. Vielmehr, die kapitalistischen und bürokratischen Methoden festigten sich wieder: Leistungs-loben, Trennung von Arbeit und Verwaltung, Konzen-, trierung aller leitenden Funktionen in den Händen der Verwaltung, so daß die Arbeiter nur noch einfache Ausführende waren, Konsolidierung des Lohnempfängersystems, wachsende Ungleichheit der Bezahlung zugunsten der Bürokraten.

Ein alter qualifizierter Arbeiter in einer der größten Fabriken Leningrads sagte mir: „Wir leben jetzt schlechter als in der Zeit des Kapitalismus. Hätten wir damals so gehungert und wären so schlecht bezahlt gewesen wie jetzt, wären wir tausendmal in Streik getreten. Aber was können wir machen? Wir haben uns die Sowjetregierung gewünscht, wie können wir sie da bekämpfen? Streikten wir jetzt, würden unsere Frauen höhnen: ‚Da habt ihr euch ja was Schönes eingebrockt mit eurer Sowjetregierung'!" Als man 25 000 Arbeiter fürs Land aushob, meldete sich dieser Arbeiter freiwillig. Nach ein paar Monaten kam er angewidert zurück: „Das ist da alles zu ungerecht. Das ist keine Kollektivierung, das ist Ausplünderung." Als qualifizierter Arbeiter verlangte er keine besondere Gunst von der Regierung; er fühlte sich durch seine Qualifikation gesichert und in gewisser Hinsicht unabhängig. Er war parteilos, hatte aber während des Bürgerkrieges mehrere Jahre an der Front gestanden. Seine jetzige Beklommenheit und Verwunderung schienen mir die Empfindungen weitester Schichten des Proletariats widerzuspiegeln. „Wir haben uns in der Tür geirrt", das war der Schluß, den sie aus der Revolution zogen.

Ich hörte ähnliche Überlegungen aus dem Munde eines kommunistischen Ausländers, der Arbeiter in der Textilindustrie war. Da er aus einem südlichen Lande stammte, drückte er sich mit mehr Leidenschaft aus: „Noch nie im Leben habe ich solche Sklaverei erlebt wie die in meiner Fabrik. Wenn das in einem bürgerlichen Lande geschähe, hätte ich längst eine Bombe geschmissen." Aber in Rußland schwieg er; denn er sah keinen Ausweg: die Arbeitermasse ist passiv, und ist die Regierung schließlich nicht „unsere Regierung"? In seiner Verzweiflung versuchte er, sich nach Europa repatriieren zu lassen: dort wußte er wenigstens, gegen wen und wie er zu kämpfen hatte. Nur unter größten Schwierigkeiten erreichte er die Repatriierung, denn es war bekannt, daß ihm „die Begeisterung für das Sowjetregime" fehlte. Heute arbeitet er, obwohl er seinen Glauben verloren hat, in der offiziellen kommunistischen Partei weiter. Es gibt eben doch nichts „Besseres", vertraute er mir nach unserer Rückkehr nach Europa an.

In jener Zeit erklärte man, daß die Arbeitslosigkeit in Sowjetrußland „liquidiert" sei; konsequenterweise wurde darum auch die Arbeitslosenunterstützung „liquidiert". Man hob außerdem einige Arbeiterschutzbestimmungen auf. Andererseits nahmen sich die Zeitungen die Arbeiter gehörig vor, die sich in dieser oder jener Form der sowjetischen Ausbeutung widersetzten, und beschimpften sie als disziplinlose Nichtstuer und Säufer. Unter der Bezeichnung „Sozialistischer Wettbewerb" führte man ein „Sweating-System", verbunden mit der Korrumpierung einer kleinen Minderarbeit von Arbeitern durch alle Arten von „Beförderungen" ein.

Ein Arbeiter, mit dem ich über die Möglichkeiten einer Streikvorbereitung sprach, berichtete mir einiges, was diese Politik aufs deutlichste illustriert. Er war ein gescheiter, parteiloser Mann und echter Proletarier. Da die Bürokratie seine Fähigkeiten kannte, hatte sie ihn sich schon zu gewinnen und zu zwingen versucht, einen Posten als Gewerkschaftsvertreter in der Fachgruppe, der er angehörte, zu übernehmen. Nur mit großer Mühe gelang es ihm, sich diesem Versuch, ihn in den Verwaltungsapparat hineinzupressen, zu entwinden. Es war nicht leicht für ihn, sich dagegen zu wehren, als die auf Veranlassung eines Strohmanns der Verwaltung einberufene Generalversammlung der Arbeiter entschied, daß er, der „beste Arbeiter", der Gewerkschaftsvertreter oder auch „Udarnik" (Elitearbeiter) werden oder sogar in die Partei eintreten müsse.. Lüge und Zwang der Volksabstimmung durchdringen das ganze soziale Leben Sowjetrußlands. Dieser Arbeiter sah als das Haupthindernis für die Vorbereitung eines Streiks nicht so sehr die GPU wie die Haltung der Arbeitermassen an.

„Man kann kein Vertrauen zum Arbeiter haben. Heute ist er dein Bruder, morgen verrät er dich. Er arbeitet mit dir in derselben Fachgruppe, an der Werkbank neben dir, er denkt und redet wie du, er sieht, daß man die Arbeiter betrogen hat, daß sie ein elendes Leben haben, daß man sie tyrannisiert. Aber morgen, wenn man ihm eine kleine Vergünstigung gibt, ihm wie einen Knochen eine bescheidene Lohnaufbesserung hinwirft, führt er plötzlich ganz andere Reden und schwafelt in den Versammlungen dasselbe Zeug wie die Bürokraten. "Wenn man dann von Mann zu Mann mit ihm spricht und ihm sein Verhalten vorwirft, antwortet er einem dreist: ‚Ich mache es wie alle.' Vertrauen Sie sich diesen Leuten an! Sie werden dabei nur selber zugrundegehen ohne irgendeinen Nutzen für die Sache."

Eine Frage quälte diesen intelligenten Proletarier: Woher kommt dieser Fluch, der die Arbeiterklasse zu verfolgen scheint? Nach so vielen Revolutionen bleibt trotzdem immer jemand, der ihn ausbeutet und aus seiner Arbeit Vorteil zieht. Um mit uns gemeinsam über diese Frage, die

wesentlichste unserer Zeit, nachzudenken und eine Antwort auf sie zu finden, war dieser Arbeiter bereit, das Risiko einer Verbindung mit meinen Genossen und mir aufzunehmen.

Andererseits zeigte eine große Anzahl Leningrader Arbeiter eine erklärte Feindseligkeit gegen die antibäuerliche Politik der Bürokratie. „Was bringt uns diese Politik? Hunger und nichts weiter." Das war ein Satz, den man oft aus dem Munde von Arbeitern hörte. Manchmal begründeten sie ihn mit sozialen Argumenten: „Wo bleibt das berühmte Bündnis zwischen Arbeitern und Bauern, wenn man den Bauern alles nimmt?" oder auch: „Soll man die Kulaken verjagen, gut! Aber warum das ganze Dorf triezen?"

Der Fünf jahresplan ließ in seinen Anfängen einiges zutagetreten, das anzudeuten schien, daß Rußland wirklich dem Sozialismus entgegenging. In Zeitungen und Büchern wurde bisweilen versichert, daß der Handel mit Waren und das Geld verschwinden würden. In einigen Fabriken ließen Arbeitergruppen, ja sogar ganze Belegschaften, sich einen Kollektivlohn auszahlen, den sie dann zu gleichen Teilen an die einzelnen verteilten. Man nannte das den „gemeinsamen Topf", und man pries ihn als Muster der künftigen Abschaffung des Lohnsystems, dieses „schändlichen Systems der Lohnsklaverei". Aber es war deutlich zu erkennen, daß es sich dabei nur um Einzelfälle handelte, denn sie standen in flagrantem Widerspruch zu der allgemeinen Richtung der sowjetischen Gesellschaft, deren wesentliche Fundamente Ausbeutung und Hierarchie waren. Man begann auch bald, diesen Bemühungen ein Ende zu machen und stellte sie als „Linksabweichungen" hin. Daß sie jedoch, wenn auch nur für kurze Zeit, überhaupt in Erscheinung traten, das sagt genug über die Hoffnungen und Illusionen aus, die die Bürokratie dulden mußte, um die revolutionären und schöpferischen Instinkte der Massen zu ihrem eigenen Vorteil nutzen zu können.

Die herrschende Klasse und ihr wahres Gesicht

Der enge Kontakt, den ich in Leningrad mit der kommunistischen Bürokratie hatte, vervollständigte in gewisser Hinsicht meine Beobachtungen der sozialen Zustände in Rußland.

Meine Kameraden und ich lebten, wie schon erwähnt, im Parteihaus, wo die kommunistische Elite Leningrads wohnte, angefangen von Kirow, dem Parteisekretär, und Komarow, dem Präsidenten des Leningrader Sowjet. Dort hatten Sinowjew und sein Stab ihren Sitz gehabt, und einige von diesen Männern residierten da noch zu unserer Zeit. Diese kommunistlische Elite hatte sich seit der Oktoberrevolution im Parteihaus einquartiert. Das Gebäude war so ungeheuer weiträumig, daß neue hohe iFunktionäre dort untergebracht werden konnten, ohne daß dadurch die anderen im geringsten belästigt wurden. Man konnte dort die Bürokratie wie eine Kultur im Laboratorium in ihren seit der Revolution aufeinanderfolgenden Entwicklungsstadiien ebenso wie in ihrem gegenwärtigen Stadium studieren. Die große Zahl ihrer typischsten Mitglieder, deren jedes eine Phase der Entwicklung spiegelte, schützte vor jeder übereilten Verallgemeinerung.

Dieses Milieu, all diese Familien hatten etwas Gemeinsames, gehörten zu demselben sozialen und psychologischen Typ. Es war eine neue Aristokratie von „Neureichen". Ich wußte natürlich, daß diese Leute die neue privilegierte Klasse repräsentierten, aber neu war für mich, daß sie sich der Rangordnung voll bewußt und von Kastengeist ganz durchdrungen waren.

Die Mehrzahl dieser Familien stammte aus dem Arbeiteroder Handwerkerstande. Ihre aus dem Volk hervorgegangenen Mitglieder bewahrten in ihrer Sprache, ihren Manieren, ihrem Gesichtsausdruck deutliche Spuren ihrer Vergangenheit. Dennoch, wie hochmütig und kalt war ihre Haltung den Arbeitern gegenüber!

Sie hatten nur Achtung vor denen, die eine hohe Stellung in der Gesellschaft bekleideten. Wer „bei uns", in Sowjetrußland, nicht verstanden hat aufzusteigen, ist ein inferiorer, wertloser Mensch. Der Wert eines Menschen ließ sich an dem eleganten Badeort, in dem er seinen Urlaub verbringen konnte, an seiner Wohnung, seinen Möbeln, seiner Kleidung, seiner Stellung in der Verwaltungshierarchie ermessen. Die neuen Privilegierten waren in mit bloßem Auge nicht erkennbare Schichten unterteilt, und diese verschiedenen Schichten, zu denen man jeweils auf Grund seines Dienstalters, der Art, wie man Karriere gemacht hatte, seines sozialen und politischen Lebenslaufs gehörte, bekämpften sich gegenseitig insgeheim. Ich erinnere mich des gehässigen Kampfes, den Dreiser in seinem „Finanzmann" beschreibt, in dem verschiedene Gruppen der hohen Bourgeoisie nach dem Grad ihres Reichtums und der Art, wie sie ihn erworben haben, gegeneinander stehen. Ist es nicht erstaunlich, daß die besten Schriftsteller Amerikas und Europas, die die kleinste

hierarchische Nuance in der bürgerlichen Gesellschaft mit so feiner Beobachtungsgabe schildern, wenn sie nach Rußland kommen, nicht merken, daß diese selben sozialen Unterschiede in Sowjetrußland von neuem im Entstehen sind?

Die Differenzierung der bürokratischen Elite machte sich noch in anderer Hinsicht bemerkbar. Die Männer, Frauen und Kinder bildeten drei Gruppen, deren jede ihre eigene Nuance hatte. Die Männer hatten einen ausgeprägten Sinn für Diplomatie: sie kannten die hohe Kunst der Verstellung und vergaßen nicht, daß man den „Kontakt mit den Massen" aufrechterhalten und sich den Anschein des Proletariers und Revolutionärs bewahren muß. Den Frauen waren diese Überlegungen fremd. Sie dachten nur daran, mit ihren Kleidern, ihrer Theaterloge, ihrer elegant eingerichteten Wohnung zu blenden, mit ihrer Bade- oder gar ihrer Auslandsreise den Leuten Gesprächsstoff zu liefern. Sie waren sich bewußt, die „"Welt", die „Gesellschaft" zu bilden, und lebten nur ihren kleinen persönlichen Ambitionen. Eine dieser Damen erzählte mir von ihrer Sommerreise in den Kaukasus und zeigte mir Fotos. Auf einem sah man sie in der prächtigen Halle des Hotels, in dem sie gewohnt hatte, und an ihrer Seite war Budjenny zu erblicken. Ihr Gesicht verfinsterte sich: „Ja, auf dem ist nur Budjenny; Woroschilow war an dem Tage gerade nicht da!" Und in welchem Ton sie das sagte! Und wie sie dann strahlte, als wir an das Foto kamen, wo sie neben Woroschilow stand! Eine dieser Damen, die Frau eines bedeutenden Volkskommissars, gehörte zur Leitung des Parfum-Trusts: dieses Detail entspricht ganz dem Stil der „hohen" Sowjetgesellschaft. Es gibt Damen, die sich an sozialen Hilfswerken beteiligen: sie gefallen sich an den Versammlungen des MORP-Komitees genau in der Pose wie einst die Herzoginnen bei Versammlungen des Roten Kreuzes.

Was die Kinder betraf, so waren sie vor allem durch die Heuchelei ihrer Eltern schokiert. Sie wollten, daß man die Dinge bei ihrem richtigen Namen nannte: „Wir sind die Herren; warum es verbergen?" — „Warum zieht man sich nicht immer elegant an; warum nur bei bestimmten Gelegenheiten, während man bei anderen sich gespielt bescheiden kleidet? Warum fährt X seine Kinder im Auto zur Schule, während Papa sich weigert, es zu tun?" Die revolutionäre Phraseologie verursachte ihnen innere Übelkeit; sie konnten es nicht ertragen, daß man fortwährend das Wort „Proletariat" im Munde führte. Nur widerwillig gingen diese Kinder zu den Pionieren und Komsomolzen: die meisten von ihnen gehörten nicht einmal diesen Organisationen an, deren Tätigkeit sie anödete. Ein fünfzehnjähriger Junge, dessen Vater, alter Bolschewist und Mitglied des Zentral-Exekutivkomitees, eine der zehn bedeutendsten Persönlichkeiten Leningrads war, sagte mir: „Ich bin weder für noch gegen die Revolution; ich bin Pazifist." Das war dennoch ein sehr gescheiter Junge, aber er brachte lieber einem Star des Leningrader Theaters Blumen. Der Sohn eines anderen ebenso gewichtigen hohen Funktionärs zeigte sich in der Schule so unverhüllt antisemitisch, daß der Direktor sich entschließen mußte, wenn ihm auch wenig wohl dabei war, sich bei dem Vater zu beschweren. Ein anderer zehnjähriger Junge desselben hohen Funktionärs hatte im Streit mit einem Nachbarjungen, dessen Vater einen weniger bedeutenden Posten inne hatte, verächtlich geäußert: „Was ist denn dein Vater schon? Er hat ja nicht mal ein Auto. Mein Vater hat zwei, einen Dienst- und einen Privatwagen."

Woher nahmen die kommunistischen Bürokraten die Mittel zu ihrem Aufwand? Ihre Gehälter waren verhältnismäßig bescheiden. Darum hatten sie sich auf andere Weise geholfen. Zunächst einmal ließen sie sich auf Staatskosten mit Naturalien versorgen. Sie bezahlten eine lächerlich geringe Miete; die Möbel, die Autos, die Ferienreisen, Theater, Bücher, die Ausbildung der Kinder kosteten sie überhaupt nichts. Dann hatten sie in der Verwaltung ein System stummer Vereinbarung eingeführt, das ihnen in den Läden jede verfügbare Quantität Waren erster Qualität (die aus den Fabriken kamen oder im Hafen von Leningrad beschlagnahmte Konterbande waren) sicherte. Als die Versorgungsschwierigkeiten begannen, dehnte sich dieses illegale System auch auf Lebensmittel aus. Das alles wurde später vervollkommnet und legalisiert durch die Einrichtung eines der Bürokratie vorbehaltenen Verteilernetzes. Was mich noch mehr frappierte als das gegenwärtige Leben der Bürokratie, war das, was man von ihrer Vergangenheit hörte, von ihrem Verhalten unmittelbar nach der Oktoberrevolution. Schon in den ersten Tagen der Revolution hatten die kommunistischen Führer sich unverfroren genommen, was sie brauchten. Nachdem sie das Gebäude besetzt, hatten sie es mit Möbeln aus den verstaatlichten Geschäften ausgestattet. Ihre Frauen hatten sich aus derselben Quelle Pelze beschafft, und zwar jede gleich zwei oder drei. Und mit allem übrigen war es ebenso gewesen. Theoretisch war das nur ein Nutznießungsrecht, aber zu meiner Zeit war aus der Nutznießung bereits volles Eigentum geworden. Im Bedarfsfall verkauften die Bürokraten jetzt die Möbel und Pelze, die sie zuviel hatten. Kurze Zeit nach der Revolution hatte die Frau eines Kommunistenführers zu ihrem

Geburtstag ein Brillantkollier bekommen...

Im Winter 1930 wurde das Heizmaterial knapp, und wir hatten ein paar Tage kein warmes Wasser. Die Frau eines hohen Funktionärs, der im Parteihaus wohnte, war darüber ganz außer sich: „Was für ein Elend mit diesem Kirow! Gewiß, Sinowjew hat sich der ‚Spaltung' schuldig gemacht, aber zu seiner Zeit funktionierte wenigstens die Zentralheizung, und man hatte immer warmes Wasser. Selbst 1920, als die Leningrader Fabriken wegen Kohlenmangels stillgelegt wurden, konnte man bei uns stets sein Bad nehmen."

So hatten die Führenden zum Schaden der Revolution von Anfang an ihr Schäfchen ins Trockene gebracht, während die Massen, noch voller Energie, kämpften und litten für Gleichheit und Sozialismus...

Episoden der Moskauer Opposition

Die großen Veränderungen in Rußland im Jahre 1929 und 1930 blieben auch auf unsere Oppositionsgruppe nicht ohne Einfluß.

Unsere Arbeit war schwierig und kam nur langsam vorwärts. Unsere völlige Isolierung, das Fehlen jeglicher Rede-, Presse,- Versammlungs- und Kritikfreiheit machten sich sehr fühlbar. Und die Trägheit der Massen und die ganz neuen Probleme, vor die wir uns gestellt sahen, waren ein nicht weniger schweres Hindernis. Die Entwicklung und das Schicksal unserer Gruppe ist nur ein einzelner Fall unter vielen des Untergrunddaseins in Rußland, dieses Untergrunddaseins, in dem die neuen Ideen und Richtungen geboren werden, die gewiß einen großen Einfluß auf die Geschichte des Landes ausüben werden.

Im April waren wir soweit, daß wir uns zum Handeln entschlossen. Ich fuhr am 1. Mai zu diesem Zweck nach Moskau.

Die Moskauer Genossen waren vor allem daran interessiert, eine große Aktion in den Fabriken durchzuführen, Flugschriften zu veröffentlichen, uns ausgedehntere Verbindungen zu den Arbeitern zu schaffen, Streiks, die sich auf wirtschaftliche Forderungen gründeten, vorzubereiten und sie nach und nach mit politischen Parolen zu durchsetzen. Alles in allem waren sie mehr für das Handeln als für die Theorie. Nur einer widersetzte sich der Aktion. „Wir haben die Industrialisierung verlangt und dürfen sie nun nicht durch Streiks gefährden." Wir entgegneten ihm, daß diese Industrialisierung nur die Macht der Bürokratie verstärke, daß die Einsetzung einer Arbeiterregierung die Vorbedingung einer proletarischen Industrialisierung sei. Das Argument verfehlte aber jede Wirkung bei ihm: „Ich kenne die bürokratischen Fehler der Industrialisierung. Wohl aber dürfen wir das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. Vernichten wir nicht die Industrialisierung unter dem Vorwand, die Bürokratie zu vernichten!" Es endete damit, daß er uns verließ. Der Verlust war fühlbar, denn er war ein ausgezeichneter Kamerad und hatte eine große Wohnung, in der wir unsere Versammlungen hatten abhalten können.

Alle waren leicht von der Notwendigkeit einer Aktion zu überzeugen gewesen, aber die Schwierigkeiten begannen, als wir die Frage einer neuen Partei zu erörtern und unsere Stellung zur sowjetischen Wirtschaft und zum sowjetischen Staat festzulegen hatten. Die einen glaubten, es sei immer noch eine Diktatur des Proletariats, wenn auch mit bürokratischen Abweichungen; andere, es gebe keine wahre Diktatur des Proletariats mehr, sondern nur noch Reste davon, oder die Diktatur des Proletariats sei zwar abgeschafft, aber ihr Apparat und ihre Methoden beständen fort. Noch andere wieder erklärten, von einer Diktatur des Proletariats könne überhaupt nicht die Rede sein und wir ständen vor einem neuen Gesellschaftssystem, das weder bürgerlich noch proletarisch sei. Die Urteile über die sowjetische Wirtschaft gingen ebenso auseinander: sozialistische Wirtschaft, Übergangswirtschaft, spezifisch bürokratische Wirtschaft, staatskapitalistische Wirtschaft. Alle waren sich über die Notwendigkeit einer neuen Partei einig, denn die Erfahrung hatte gelehrt, daß die russische kommunistische Partei nur noch ein Instrument der Bürokratie war.

Schließlich formulierte unser „Programm" unsere Haltung zu Wirtschaft und Staat und ihrem Klassencharakter in so allgemeinen Ausdrücken, daß sie von allen angenommen werden konnte, aber es hielt an der von unserer Mehrheit vorgeschlagenen Parole einer neuen Partei fest. Der Akzent lag auf der Notwendigkeit einer Propaganda-und Organisationsarbeit unter den Arbeitern. Nachdem wir so unsere Aufgabe umrissen hatten, dachten wir daran, nicht nur in Lehrinstituten und Fabriken, wo wir Beziehungen hatten, zur Aktion zu schreiten, sondern auch einen Einfluß auf die offizielle

Moskauer Opposition zu nehmen. Zu diesem Zweck begaben sich Glybowski und ich, unter Ausnutzung unserer alten Verbindungen, zu dem Vertreter des Moskauer „Zentrums". Ich war wegen unserer radikalen Vorschläge (neue Partei und Streiks) auf einen heftigen Widerstand gefaßt. Aber der Vertreter, der sich seine endgültige Antwort vorbehielt, bis das Moskauer „Triumvirat" unsere Vorschläge geprüft hätte, erklärte, daß sie eine Diskussionsgrundlage böten. Wir erörterten auch die Frage eines direkten Kontakts mit Trotzki, der uns am Herzen lag: einer meiner Freunde mußte demnächst ins Ausland reisen und übernahm es, Trotzki wichtige Dokumente über die Komintern zu überbringen. Da ich mich in Moskau befand, mußte ich natürlich verschiedenen offiziellen Persönlichkeiten einen Besuch abstatten. Ich war nur für ein Jahr aus der Partei ausgeschlossen worden und mußte mich bald der Zentral-Kon-trollkommission vorstellen. „Glaub nur nicht", sagte man mir bei der Komintern, „daß du diesmal so leicht davonkommen wirst. Man wird Garantien von dir fordern." Ich begriff, daß man dort mehr von mir wußte, als ich vermutet hatte.

Ich begab mich auch zum Vertreter des Zentralkomitees der jugoslawischen Partei bei der Komiintern. Ich berichtete ihm von meiner demnächstigen Wiederaufnahme in die Partei und meinem Wunsch, nach Jugoslawien zurückzukehren. „Dem Zentralkomitee liegt nichts an deiner Rückkehr", erklärte er unverblümt und fügte dann hinzu: „Im vorigen Jahr glaubte ich, deine Opposition bezöge sich nur auf die jugoslawischen Angelegenheiten, jetzt weiß ich, daß sie auch auf die Komintern und die russische Partei zielt. Du bist ein Trotzkist!" Das waren klare Worte. Ich sagte mir, daß das Gewitter nah sei. Dann begab ich mich in ein Lehrinstitut, wo ich einmal gearbeitet hatte und wo früher eine ganze Gruppe unserer Genossen jahrelang einen erbitterten Kampf gegen Bürokratismus und Kriechertum geführt hatte. Die Leitung des Instituts wollte sich für diese „Beleidigungen" rächen, verfolgte darum meine Freunde und ließ sie allein des Verbrechens wegen, mit uns in Verbindung gestanden zu haben, aus der Partei ausschließen. Daher war ich auf einen mehr als reservierten Empfang seitens der Studenten gefaßt. Zu meiner großen Überraschung empfingen mich aber Studenten und Angestellte enthusiastisch. Es ist anzunehmen, daß sie von der bürokratischen Leitung die Nase ziemlich voll hatten...

Ich wollte die Gelegenheit benutzen und meine Freunde und Bekannten in Moskau besuchen. Die „Geschäfte" ließen mir freilich wenig Muße. Später im Gefängnis und Exil habe ich es oft bedauert, daß ich während meines letzten Moskauer Aufenthalts nicht noch diesen oder jenen meiner Freunde hatte sehen können. Wie gern hätte ich mich mit ihm noch ein letztes Mal unterhalten .. . Diejenigen meiner Freunde, die in den Industrieunternehmen arbeiteten, priesen mir wie auf Verabredung die Fortschritte des Landes in den höchsten Tönen: „Die Industrialisierung geht mit Riesenschritten vorwärts, aber die Opposition will das nicht wahrhaben, und statt daran mitzuwirken, beschränkt sie sich auf eine sterile Kritik." In ihrer Bewunderung der Fabrikschornsteine sahen diese Kommunisten nicht mehr die lebendigen Menschen und die sozialen Bande, die diese untereinander verknüpften. Der eine von ihnen war voll des Lobes über die GPU: „Denk nur, die GPU hält sich über alles auf dem laufenden: über jeden Fall von Unzufriedenheit bei den Arbeitern, jeden Konflikt mit Wirtschaftsfunktionären, Zertrümmerung von Maschinen, Streiks, Bauerndemonstrationen, Aufläufen in der Stadt. Das Politbüro erhält halbmonatliche Berichte, in denen alle in ganz Rußland vorgekommenen Zwischenfälle registriert sind. Die Regierung jeder Republik bekommt die entsprechenden Berichte für das ihr unterstehende Gebiet. Das will doch was heißen! Das Politbüro weiß so von "Woche zu Woche alles, was in Rußland vorgeht!"

Man sprach viel von Majakowski, der eben Selbstmord verübt hatte. Die kommunistischen Kreise hatten dem zunächst wenig Bedeutung beigemessen. Man hatte sich ohne weiteres die offizielle Version eines Selbstmordes aus persönlichen Gründen zu eigen gemacht. „Aber warum hat sich Majakowski denn von der Revolution abgekehrt und die ‚privaten Gründe' so wichtig genommen?" warf ich leidenschaftlich ein. Meine Diskussionspartner stellten sich jedoch taub.

Majakowskis Selbstmord war ein Ereignis — und keineswegs ein „unglücklicher Zufall", wie es der sowjetische Tartuffe Koltsow in der Prawda schrieb. Aber Majakowskis Freunde — Aseew und die anderen — wagten in ihren Berichten kaum offener zu sein. Es war Pasternak, die größte Zierde des zeitgenössischen Sowjet-Parnasses, ein in sehr vielem Majakowski fremder Mann, aber ein echter Dichter, der für Majakowskis Tod würdige Worte des Schmerzes fand:

„Dein Schuß, das ist der Ausbruch des Ätna in einer Welt der Memmen und Feigen."

Der Zeitpunkt meiner Abreise von Moskau rückte näher. Nachdem ich mit meinen politischen Arbeiten fertig war, beschloß ich, meinen letzten Abend in der Familie eines alten einflußreichen

Bolschewisten zu verbringen, den ich noch aus der Zeit kannte, da ich noch nicht zur Opposition gehört hatte. In dieser, mit mehreren Mitgliedern des Politbüros eng liierten Familie hatte ich immer das Neueste aus der Partei erfahren können.

Sie bewohnten in einem schönen Privathaus eine komfortable Wohnung, wo man die allein den Leuten des Kreml vorbehaltenen Gerichte auftischte. Die Läden in der Hauptstadt waren leer, aber hier fehlte es an nichts. Man glaubte sich tausend Meilen weit weg von dem hungernden und fiebernden Rußland des Fünf jahresplans. Außer dem Herrn und der Dame des Hauses traf ich dort noch eine gemeinsame Bekannte, die Frau eines Mitglieds des Zentralkomitees. Sie hatte eben Trotzkis Buch „Mein Leben" gelesen, das vor kurzem im Ausland erschienen war, und zitierte mit Genuß die Stellen, an denen sich der Autor die gegenwärtigen Regierenden vornahm. Meine Gastgeber hatten ebenfalls das Buch gelesen und ergänzten den Bericht der Dame noch mit neuen Einzelheiten. Was für ein Schauspiel! Alle drei waren Antitrotzkisten, und dennoch besprachen sie mit offensichtlichem Vergnügen die Angriffe gegen ihre eigene antitrotzkistische Regierung. Unsere Gastgeberin erzählte uns von einem Gespräch, das sie wenige Tage vorher mit einem Mitglied des Politbüros — es war Kalinin — über die zentrale Kontrollkommission der Partei geführt hatte. Das Gespräch hatte sich aus einer verächtlichen Bemerkung, die sie über die Einrichtung gemacht, ergeben: „Was wird denn nun aus unserem Greisenasyl?" Ihr Freund vom Politbüro hatte sich keineswegs über diesen Vergleich entrüstet. Ich unterbrach sie und sagte in scherzendem Ton:

„Die höchsten Parteiinstanzen scheinen also nur bei den Massen, bei den Dummköpfen Autorität zu haben? Was die Regierenden betrifft, so gestehen sie sich das Recht zu, die Sachen bei ihrem Namen zu nennen?" „In der Tat", erwiderte mein Gastgeber, „in dieser Einteilung der Gesellschaft in zwei Klassen, denen verschiedene Wahrheiten entsprechen, liegt eine gewisse Gefahr. Machiavelli ist die große Mode. Woroschilow und Stalin haben jetzt auf ihren Nachttischen Napoleons ‚Memoiren' und den .Fürsten' Machiavellis liegen. Es ist gewiß gut, vom Feinde zu lernen, aber immerhin..." Um Mitternacht verabschiedete ich mich von meinen Freunden und fuhr nach Leningrad, immer noch tief beeindruckt von dieser Neuigkeit, daß Machiavelli und Napoleon im Kreml Marx und Lenin abgelöst hatten. Ich erinnere mich eines Wortes, das mir Draguitsch und Deditsch oft wiederholt hatten: „Rußland ist nur darum so hoch gestiegen, um ganz tief zu fallen!"

3. AM RANDE DES OFFIZIELLEN LEBENS

Im Leningrader Gefängnis

Bei meiner Rückkehr von Moskau nach Leningrad war ich sorgfältig darauf bedacht, mich nicht in eine Falle locken zu lassen. Zuerst bemerkte ich auch nichts Auffälliges, aber bald zeigten sich die ersten verdächtigen Anzeichen. Jedesmal, wenn ich nach Hause zurückkam, sah ich jemand in der Nahe des Hauses, in dem ich wohnte, auf Wache stehen. Gewiß, das konnte einem anderen gelten, aber ich hatte doch gleich das Gefühl, daß es dabei um mich ging. Während meiner Abwesenheit war ein Unbekannter in der Universität erschienen und hatte, da er mich nicht angetroffen hatte, versucht, bei den Angestellten Informationen über mich einzuholen. Er hatte sogar die auf meinem Schreibtisch liegende Korrespondenz überflogen. Zudem besuchte einer meiner Bekannten, den ich im Verdacht hatte, GPU-Spitzel zu sein, mich nicht mehr. Es war also anzunehmen, daß man eine freundschaftliche Überwachung für nicht mehr genügend hielt und mich offen bespitzelte. Ich dachte daran, mich zu verbergen und illegal nach Europa zurückzufahren.

In dieser Stimmung kam ich am 21. Mai 1930 um Mitternacht nach Hause zurück. Ich hatte die Absicht, mir ein paar meiner Sachen zu holen, und einige Tage vorsichtshalber meiner Wohnung fernzubleiben. Es war niemand auf der Straße; das war ein gutes Zeichen. Aber als ich die Tür öffnete, bemerkte ich im Flur einen GPU-Mann in Uniform. Jetzt beginnt ein neues Kapitel meines Lebens in Sowjetrußland', fuhr es mir durch den Kopf. Ich war sicher, daß die GPU um meine geheime Oppositionstätigkeit wußte. Es war also unvermeidlich, daß man bei mir eine Haussuchung vornahm und mich verhaftete. Aber ich hatte keine Ahnung, aus welcher Quelle die GPU ihre Informationen über mich schöpfte. Darum entschloß ich mich, nichts zu gestehen, bevor man mir handgreifliche Beweise lieferte.

„Was gibts?" fragte ich. Statt einer Antwort zeigte mir der Tschekist einen Haussuchungs- und Verhaftungsbefehl. Die Durchsuchung meiner Wohnung hatte schon während meiner Abwesenheit begonnen. Die Gründe meiner Festnahme waren in dem Verhaftungsbefehl nicht angegeben, und der GPU-Mann sagte mir, daß er mir keine Aufklärung darüber geben könne. > Die Haussuchung bewegte mich kaum, denn ich hatte kein belastendes Dokument in meiner Wohnung. Ich ließ darum den Tschekisten und seinen Helfer in meinem Zimmer kramen und ging in die Küche, die sich am anderen Ende des Flurs befand. Die Lieferantentreppe führte geradenwegs in die Freiheit. Einen Augenblick dachte ich an Flucht. Aber dazu mußte ich erst das Mädchen mit einer plausiblen Begründung fortschicken. Die erste, die mir einfiel, führte nicht zu dem erhofften Ergebnis, und ich fühlte mich unfähig, eine zweite zu erfinden. Mein Fluchtverlangen stieß übrigens auf ein Hindernis in mir selbst. Ganz unbewußt, wie man mir glauben muß, zog ich einer Rückkehr nach Europa vor, ins Gefängnis zu gehen und damit Sowjetrußland bis ins letzte kennenzulernen. Unterdessen war die Durchsuchung beendet. Die Tschekisten nahmen all meine Manuskripte mit. Ich ergriff meine Sachen, einschließlich der Winterkleidung. Aber die Tschekisten versicherten mir, das sei unnötig, da ich bald wieder nach Hause zurückkommen würde. Ich war mir jedoch innerlich darüber klar, daß es nur dann eine Rückkehr geben konnte, wenn ich „kapitulierte", und dazu würde ich mich nie entschließen. So sagte ich zu ihnen: „Ich lebe allein und habe niemanden, dem ich meine Sachen in Verwahrung geben kann." Das Auto erwartete uns vor der Tür. Wir fuhren nicht weit; vor dem nächsten Eingang des Parteihauses hielten wir bereits wieder. Dort stieß mein Genosse Deditsch, von einem GPU-Polizisten begleitet, zu uns. Ich war darüber verwundert, denn Deditsch hatte sich mit unserer Gruppe entzweit und arbeitete schon seit Monaten nicht mehr mit, ja gehörte ihr praktisch gar nicht mehr an. Wir waren nichtsdestoweniger erfreut, uns zu sehen und festzustellen, daß wir unser Unglück teilten. Wir fragten uns gegenseitig: „Was ist aus unserem Genossen Draguitsch geworden? Er war so vorsichtig und so erfahren, daß er gewiß der Verhaftung hat entgehen und die Grenze erreichen können." Wir erfuhren später, daß Draguitsch tatsächlich noch Zeit gehabt hatte, sich zu verstecken, aber, ach, drei Monate später hat man ihn doch geschnappt. „Und wie mag es mit unseren Moskauer Genossen sein? Sicherlich hat man sie ebenfalls festgenommen. Wir werden sie schließlich im Gefängnis wiederfinden." Unterdessen faßten wir zwei Entschlüsse: erstens, nicht zu kapitulieren und nichts zuzugeben, was uns die GPU nicht offenkundig nachweisen konnte, und zweitens, uns

unter unseren richtigen Namen eintragen zu lassen. „Es ist gut, daß man jetzt weiß, daß man's mit ausländischen Kommunisten zu tun hat.”

Bald kamen wir im Gefängnis in der Schpalernaja an. Man führte uns ins Büro. Dort ist alles genau so, wie ich's vom Ausland her kenne: die Möbel, die Stimmen der Schreiber, die knirschenden Geräusche eines seelenlosen Apparats.

Nachdem man uns durchsucht hatte, führte man jeden in eine andere Zelle. Wir sollten drei Monate lang keinerlei Kontakt miteinander haben. Es war drei Uhr morgens, als ich in meine Zelle irgendwo im Keller kam. Sie enthielt zwei Pritschen, deren eine schon von einem Gefangenen belegt war. Ich sagte mir: ‚Das muß ein Provokateur sein, der mir entlocken soll, was die GPU noch nicht weiß.' Ich konnte nicht einschlafen. Von tausend Gedanken bestürmt, versuchte ich mir das Schicksal vorzustellen, das mich erwartete.

In der dritten Nacht, die ich dort verbrachte, führte man mich dem Untersuchungsrichter vor. Die GPU huldigt dem Grundsatz, Gefangene nur bei Nacht zu vernehmen. Das ist wirkungsvoller, und zudem ist ein aus dem Schlaf gerissener Mensch wenig darauf vorbereitet, sich zu verteidigen. Die Psychologie ist die Lieblingswissenschaft der Tschekisten.

Der Untersuchungsrichter war kein anderer als der GPU-Beamte, der die Haussuchung bei mir geleitet hatte. „Wissen Sie, warum man Sie verhaftet hat?” waren seine ersten Worte. „Nein, Sie wissen es nicht? Nun, dann teilen Sie mir die Gründe mit, die Sie vermuten.” Einige Monate später hatte ich Gelegenheit, im Gefängnis einen Aufsatz des bolschewistischen Historikers Pokrowski über die spanische Inquisition zu lesen. Ich erfuhr durch diesen Artikel, daß dies da die klassischen Fragen waren, die die Inquisition ihren Gefangenen stellte. Entsprechend der Taktik, die ich mir zurechtgelegt hatte, antwortete ich, ich verdanke meine Verhaftung vielleicht den Intrigen meiner Gegner in der jugoslawischen Partei. „Aber nein”, unterbrach mich der Untersuchungsrichter, „die Komintern hat nichts damit zu tun. Wir interessieren uns nur für Ihre Tätigkeit in der russischen Partei.” Er schwieg einen Augenblick, dann fragte er mich unvermittelt: „Was denken Sie von der Politik der russischen kommunistischen Partei?”

Ich antwortete ebenso ungezwungen, wie er gefragt hatte, wobei ich, wie es in solchen Fällen in Rußland üblich ist, das Blaue vom Himmel log: „Ich billige diese Politik voll und ganz. Nur was das Verhalten der Komintern in Deutschland und Jugoslawien betrifft, bin ich anderer Meinung. Ich meine, die Hauptparole in Deutschland sollte lauten: ‚Der Faschismus ist der Feind' und nicht ‚Die Sozialdemokratie ist der Feind'. Und in Jugoslawien haben nach meiner Ansicht Bucharin, Manuilski und Gorkitsch die Arbeiterbewegung verraten, indem sie sie Abenteurern und Scharlatanen auslieferten und damit zum Militärputsch vom Januar 1929 beitrugen.” Dann fügte ich hinzu: „Ich bin nicht gewillt, zu kapitulieren.”

Meine Erklärung schien den Untersuchungsrichter nicht zu befriedigen. Ihn interessierte nur die russische Partei. Man führte mich in meine Zelle zurück.

Drei Tage später wurde ich in Gegenwart von P., einem jugoslawischen Genossen, von neuem verhört. Er war ein Arbeiter aus Zagreb, alter Gewerkschaftskämpfer. Seit 1923 lebte er in Rußland. Er hatte an der Swerdlow-Uni-versität in Moskau studiert, und man hatte ihn wegen seiner Sympathie für den Trotzkismus in den Jahren 1923-1926 nicht nach Kroatien zurückgelassen, jedoch auch nicht aus der Partei gejagt. In der letzten Zeit arbeitete er in einer Fabrik in Leningrad. Ich hatte kurz vor meiner Verhaftung versucht, ihn für unsere illegale Tätigkeit zu gewinnen, und ihm außerdem angeraten, energisch die Genehmigung zur Rückkehr nach Jugoslawien zu fordern. Er lehnte es ab, weil, wie er sagte, die Partei im Begriff sei, Trotzkis Programm zu verwirklichen. „Übrigens”, hatte er in einer Anwandlung von Aufrichtigkeit hinzugefügt, „ich habe keine Lust, nach Sibirien zu gehen.” Der Kampf diesen Artikel, daß dies da die klassischen Fragen waren, die die Inquisition ihren Gefangenen stellte. Entsprechend der Taktik, die ich mir zurechtgelegt hatte, antwortete ich, ich verdanke meine Verhaftung vielleicht den Intrigen meiner Gegner in der jugoslawischen Partei. „Aber nein”, unterbrach mich der Untersuchungsrichter, „die Komintern hat nichts damit zu tun. Wir interessieren uns nur für Ihre Tätigkeit in der russischen Partei.” Er schwieg einen Augenblick, dann fragte er mich unvermittelt: „Was denken Sie von der Politik der russischen kommunistischen Partei?”

Ich antwortete ebenso ungezwungen, wie er gefragt hatte, wobei ich, wie es in solchen Fällen in Rußland üblich ist, das Blaue vom Himmel log: „Ich billige diese Politik voll und ganz. Nur was das Verhalten der Komintern in Deutschland und Jugoslawien betrifft, bin ich anderer Meinung. Ich

meine, die Hauptparole in Deutschland sollte lauten: ‚Der Faschismus ist der Feind' und nicht ‚Die Sozialdemokratie ist der Feind'. Und in Jugoslawien haben nach meiner Ansicht Bucharin, Manuilski und Gorkitsch die Arbeiterbewegung verraten, indem sie sie Abenteurern und Scharlatanen auslieferten und damit zum Militärputsch vom Januar 1929 beitrugen." Dann fügte ich hinzu: „Ich bin nicht gewillt, zu kapitulieren."

Meine Erklärung schien den Untersuchungsrichter nicht zu befriedigen. Ihn interessierte nur die russische Partei. Man führte mich in meine Zelle zurück.

Drei Tage später wurde ich in Gegenwart von P., einem jugoslawischen Genossen, von neuem verhört. Er war ein Arbeiter aus Zagreb, alter Gewerkschaftskämpfer. Seit 1923 lebte er in Rußland. Er hatte an der Swerdlow-Uni-versität in Moskau studiert, und man hatte ihn wegen seiner Sympathie für den Trotzkismus in den Jahren 1923-1926 nicht nach Kroatien zurückgelassen, jedoch auch nicht aus der Partei gejagt. In der letzten Zeit arbeitete er in einer Fabrik in Leningrad. Ich hatte kurz vor meiner Verhaftung versucht, ihn für unsere illegale Tätigkeit zu gewinnen, und ihm außerdem angeraten, energisch die Genehmigung zur Rückkehr nach Jugoslawien zu fordern. Er lehnte es ab, weil, wie er sagte, die Partei im Begriff sei, Trotzkis Programm zu verwirklichen. „Übrigens", hatte er in einer Anwandlung von Aufrichtigkeit hinzugefügt, „ich habe keine Lust, nach Sibirien zu gehen." Der Kampf konnte ihn in der Tat nicht locken: er dachte gerade daran, den Sommer mit einer bei der Verwaltung angestellten Kommunistin auf dem Lande zu verbringen... „Was uns betrifft", hatte ich ihm — es war jetzt zwei Wochen her — geantwortet, „wir riskieren lieber Sibirien, als auf den Kampf zu verzichten."

Ich hatte kaum Zeit, von P.'s Anwesenheit Notiz zu nehmen, als der Untersuchungsrichter rief: „Es ist verboten, zu sprechen! Kein Wort! Setzen Sie sich!" Dann begann er, mir P.'s lange Aussage vorzulesen. Alles war darin, bis auf Sibirien. Nur an einer einzigen Stelle waren meine Gedanken bestimmter wiedergegeben, als ich sie geäußert hatte. Bei dieser Stelle unterbrach P. die Vorlesung und forderte eine Richtigstellung. Der Untersuchungsrichter wollte protestieren, ließ dann aber die Berichtigung vornehmen. P. glaubte offensichtlich keinen Verrat zu begehen, wenn er sich darauf beschränkte, unser Gespräch wortgetreu wiederzugeben. Aber so reichte es schon vollkommen für meine Verurteilung aus. Ich hatte dies alles wirklich gesagt. Aber ich hatte P.'s alten trotzkistischen Sympathien zweifellos zuviel Bedeutung beigemessen. P. bestätigte und unterschrieb seine Aussage. Ich dagegen erklärte, es sei von Anfang bis Ende alles von ihm erfunden. Er habe in der jugoslawischen Partei zur Rechten gehört, während ich „links" gewesen sei. Das alles sei nur eine Intrige seiner Gruppe. In Wirklichkeit hatte ich Gründe zu glauben, daß P. mich nicht direkt denunziert, sondern von unserem Gespräch einem seiner Freunde, Mitglied der Rechtsgruppe der jugoslawischen Partei, berichtet, und daß dieser davon der GPU Mitteilung gemacht hatte. Man hatte so P. gezwungen, alles zuzugeben, unter Androhung von Repressalien seitens der GPU. Der Untersuchungsrichter ließ P. gehen und mich wieder in meine Zelle abführen. Mein drittes Verhör fand einige Tage später statt, in Gegenwart des Untersuchungsrichters und eines Unbekannten in Zivil. Dieser forderte mich auf, meine Haltung zur kommunistischen russischen Partei und zum Trotzkismus schriftlich niederzulegen. Ich bestätigte meine erste Aussage und fügte hinzu, ich sei zu allen Erklärungen vor den Parteiinstanzen bereit, weigere mich aber, sie der GPU abzugeben: „Die Partei muß über ihre Angelegenheiten selber entscheiden und nicht die GPU." „Das Bezirkskomitee der Partei", antwortete mir der Unbekannte, „hat mich beauftragt, mich mit Ihnen über alle Parteiangelegenheiten zu unterhalten." „Dann lassen Sie mich sofort in Freiheit setzen, und wir können uns unterhalten. Ich lehne es ab, über Parteifragen zu sprechen, solange ich in Haft bin." Ich nahm an, daß die GPU schwerer wiegendes Beweismaterial gegen mich hatte als die Aussage von P., und ich wollte nichts gestehen, bevor man mich in der Schlinge hatte. Aber andererseits wollte ich in der Voraussicht, daß die Schuldbeweise nicht lange auf sich warten lassen würden, mich nicht durch eine schriftliche Verleugnung der trotzkistischen Opposition festlegen. Eine Woche später holte man mich von neuem, um mir eine Akte über meine Tätigkeit während meines letzten Moskauer Aufenthalts zur Kenntnis zu geben. Diese Akte beschrieb die Konferenz unserer kleinen Gruppe, unsere Absicht, Trotzki Dokumente über die Komintern zu schicken usw. „Ihre Gruppe in Moskau ist geschlossen verhaftet worden; alle haben gestanden: es ist sinnlos, wenn Sie weiter leugnen." Aber man zeigte mir nicht die Aussagen meiner Genossen, woraus ich schloß, daß die GPU sehr vieles noch nicht wußte. Das einzige Beweisstück, daß man mich sehen ließ, war die Aussage des Vertreters der offiziellen Opposition in Moskau, den Glybowski und ich in all unsere Pläne eingeweiht hatten.

Mich frappierte an dieser Aussage, daß die ideologische Seite der Sache ganz oberflächlich behandelt war, während die organisatorischen Einzelheiten mit minutiöser Genauigkeit wiedergegeben waren. „Sie sehen, der Mann hat, da er nun doch einmal verhaftet ist, alles eingestanden."

Es war mir klar, daß es nicht die Aussage eines Gefangenen, sondern der Bericht eines Spitzels war: das ließ sich aus der besonderen Form des oben erwähnten Dokuments erkennen.

Der Vertreter des Oppositionszentrums war also ein Spitzel! Und wir waren ihm ins Garn gegangen. Das war der Grund unseres Schiffbruchs. Ich konnte aus den Dokumenten, die man mir zeigte, schließen, daß die GPU nicht nur meine Moskauer Genossen verhaftet, sondern auch die Resolutionen unserer Konferenz, einen Teil unserer Korrespondenz und noch andere Schriftstücke in ihren Besitz gebracht hatte.

Es war also tatsächlich sinnlos, wenn ich weiter leugnete. Ich erklärte darum, ich teile die Ansichten der Opposition. Man forderte mich darauf unverzüglich auf, folgende beide Fragen schriftlich zu beantworten:

Was sind meine politischen Ansichten?

Welche illegale Tätigkeit habe ich in der Opposition ausgeübt?

Man gab mir Tinte und Papier und ließ mir ein paar Tage Zeit zur Abfassung der Antwort. Ich weigerte mich, die zweite Frage zu beantworten, und erging mich desto ausführlicher über die erste. Ich ging sogar zur Offensive über und legte meine politischen Ansichten mit vollstem Freimut dar.

Hier ist das Wesentliche aus meiner Erklärung: „Wenn das erste Stadium der russischen Revolution, das Lenins, uns lehrt, wie wir handeln müssen, dann lehrt uns das zweite, das Stalins, wie wir nicht handeln sollen. Der Fünfjahresplan ist fortschrittlich, aber keineswegs sozialistisch. Wenn er sich an der Zahl der Fabriken erkennen ließe, wäre der Sozialismus in Amerika längst verwirklicht.

Der Sozialismus ist keine Fabrik, sondern ein System der Beziehungen zwischen den Menschen. Diese Beziehungen, so wie sie in Rußland sind, haben nichts Sozialistisches. Die Kollektivierung ist kein Kampf zwischen Sozialismus und Kapitalismus, sondern ein Duell zwischen staatlichem Großkapital und kleinem Privatkapital. Stalins Kampf gegen die Rechte hat sich durch zahlreiche Kompromisse abgeschwächt; es ist der Kampf der Mitte gegen den rechten Flügel. Zum Schluß wird Stalin sich mit der Rechten verständigen, wie Kautsky sich mit. Bernstein verständigt hat. Sein Bruch mit der Linken dagegen ist endgültig, wie es Kautskys Bruch mit Rosa Luxemburg und Liebknecht war. Wenn Trotzki Lenin weit unterlegen ist, so ist er doch Stalin bedeutend überlegen." Auf internationalem Gebiet klagte ich die Stalinisten an, die Arbeiterbewegung in den kapitalistischen Ländern von Niederlage zu Niederlage zu führen und die ausländischen Arbeiter und Kommunisten nicht als Gleiche und Brüder, sondern als Diener und Knechte zu behandeln.

In der gleichen Erklärung forderte ich, mich ungehindert mit meinen jugoslawischen Genossen ins Ausland abreisen zu lassen. Die jugoslawischen Arbeiter hatten uns in die UdSSR geschickt, damit wir dort die Lage studierten: „Wir wollen ihnen jetzt über unsere Mission Bericht erstatten.

Nach dieser Erklärung verhörte man mich nicht mehr. Meine Sache wurde nach Moskau weitergeleitet, und es dauerte mehrere Monate, bis man über mein Schicksal entschied. Ich hatte aus Prinzip gefordert, uns nach Europa zurückkehren zu lassen: man mußte schließlich auf irgendeine Weise gegen die Dreistigkeit protestieren, mit der man in Rußland ausländische Kommunisten, als wären sie nichts weiter als Vieh, festhielt.

Ich verbrachte fünf Monate im Leningrader Gefängnis und verließ es erst im Oktober 1930. Ich saß in der Zelle Nr. 11. Sie war klein und schon an sich dunkel genug; man bemühte sich aber, sie durch Anbringen von Läden vor den Fenstern noch mehr zu verdunkeln. Das war um so grausamer, als die Fenster nicht auf die Straße gingen, sondern auf einen schwach erhellten Hof. Wenn man am Tage etwas lesen wollte, mußte man auf den Tisch steigen und das Buch so hoch halten, daß etwas Licht darauf fiel. Wir taten das abwechselnd, mein Zellengenosse und ich.

Unsere täglichen Spaziergänge dauerten nur zehn Minuten. Sechs Zellen, d. h. zwölf Häftlinge, wurden jeweils zugleich hinausgeführt. Die Paare marschierten in vier oder fünf Schritten Abstand, damit jeder nur mit seinem Zellengenossen sprechen konnte. Dennoch gelang es uns, mit den Insassen der Nachbarzellen 10 und 12 ein paar Worte zu wechseln. Wir erfuhren nach und nach die Namen aller, die hier mit uns im Hofe gingen, ebenso wie die Verbrechen, deren man sie beschuldigte.

Meine elf Spaziergangs-Gefährten waren sämtlich der Spionage angeklagt, zugunsten von Polen, Estland, Lettland, der Tschechoslowakei und England. Jeder Beschuldigte war so wichtig wie der Staat, den er „vertrat". Der der Spionage zugunsten Polens bezichtigte war ein polnischer

Handwerker, ein ernster, magerer Mann, Vater einer großen Familie. Einer, der immer unbekümmert vor sich hinpfiff, „vertrat" Estland. Er hatte schon drei Jahre Verbannung in Asien wegen des gleichen Verbrechens hinter sich. Nach seiner Rückkehr nach Leningrad hatte man ihn von neuem verhaftet. Ein munterer Alter, der offensichtlich in Verschwörungen sehr erfahren war, sollte für sein Vaterland Lettland Spionage getrieben haben. England wurde von meinem Zellengenossen „vertreten". Er sagte mir das selber, aber ich glaubte es nicht, da ich ihn für einen GPU-Spitzel hielt, der mich überwachen sollte Die Lebensbedingungen waren hart, die Verpflegung schlecht. Morgens bekamen wir heißes Wasser und 400 g Brot für den Tag. Zum Mittagessen gab man uns warmes Wasser, auf dem ein paar Kohlblätter schwammen, und einen Löffel Grütze ohne jedes Fett. Zum Abendbrot erhielten wir die gleiche „Suppe". In den nicht der GPU unterstehenden Gefängnissen war die Ernährung noch schlechter. Das Gefühl der Überlegenheit, in dem sich die GPU wiegte, erstreckte sich auf alles und forderte, daß „ihre" Häftlinge besser ernährt wurden als die anderen. Als man mich später in eine große Gemeinschaftszelle brachte, traf ich dort Gefangene, die sich glücklich priesen, in einem GPU-Ge-fängnis eingesperrt zu sein. Die Mehrzahl der Gefangenen durfte Bücher lesen und Zeitungen kaufen. Mir hatte man außerdem Tinte und Papier zugestanden. Mein Zellengenosse erhielt zweimal wöchentlich Lebensmittel, die ihm seine Verwandten schickten. Er bestand jedesmal darauf, sie mit mir zu teilen. Das verstärkte nur meinen Verdacht: ich sah in seiner Güte eine Tschekisten-list. Aber als man mir im Laufe der Untersuchung Kenntnis von den Akten über unsere Mokauer Gruppe gab, merkte ich, daß die GPU so genau über alles mich Betreffende im Bilde war, daß sie keinen Spitzel zu mir zu schicken brauchte. Doch wenn ich in dieser Hinsicht meinem Zellengenossen nun auch nichtmehr mißtraute, so war ich trotzdem fest überzeugt, daß er wirklich Spionage begangen hatte: ‚Die GPU würde ja nicht einen Unschuldigen grundlos quälen', dachte ich, wenn ich seine Un-schuldsbeteuerungen hörte. Dennoch, seine ganze Art und das, was er mir aus seinem Leben erzählte, paßten nicht zu dem Bilde eines englischen Spions. Eines Abends spitzte er das Ohr und flüsterte: „Hören Sie nicht? Da wird jemand gefoltert." — „Aber", entgegnete ich entrüstet, „so etwas gibt es doch in Rußland nicht. Wenn man im Ausland allen Arten von Märchen, die von den Kleinbürgern über die GPU verbreitet werden, Glauben schenkt, dann mag das noch angehen. Aber hier! Halten Sie denn die GPU für die zaristische ‚Ochrana'? Die GPU tötet, wenn es sein muß, sie vernichtet — aber sie foltert nicht."

Er blickte mich verzweifelt an. Dann sagte er: „Ich möchte Ihnen nicht wünschen, daß Sie lange hier bleiben müssen, um zu erfahren, was die GPU ist. Ihr ausländischen Kommunisten seid wirklich ahnungslose Engel. Hätte ein russischer Kommunist mir gegenüber so etwas geäußert, hätte ich jede Beziehung zu ihm abgebrochen..." Die Untersuchung meines Falls ging ihrem Ende entgegen. Ich wurde noch mehrmals dem Untersuchungsrichter vorgeführt, der mir riet, der Opposition den Rücken zu kehren und ihre Tätigkeit zu verurteilen. Als Entgelt dafür verhieß er mir die Freilassung. „Aber", entgegnete ich, „wie könnte ich das tun? Ich habe nur allzu gut gewußt, daß Sie die Leute verfolgen, die sich oppositionell betätigen. Jetzt, da ich die Konsequenzen meines Tuns erlebe, raten Sie mir, mich selbst zu verleugnen und mir zu diesem Preis meine Freiheit zu erkaufen. Das wäre unanständig. Täte ich das, würde ich jeden Respekt vor mir selbst verlieren, und Sie würden mich verachten." „Aber nein, aber nein, Anton Antonowitsch", erwiderte der Untersuchungsrichter, „es ist nicht unanständig, seine Irrtümer einzusehen. Es kommt vor, daß ein Mensch in Zorn gerät und Lärm schlägt, aber wenn er sieht, wohin das führt, wird er anderen Sinns und kehrt um." Ein anderes Mal, als ich forderte, mich nach Europa zurückfahren zu lassen, warf ich zugleich den stalinistischen Führern vor, eine nationale, statt einer internationalen und proletarischen Politik zu treiben. Der Untersuchungsrichter antwortete: „Sehen Sie, Anton Antonowitsch, jeder ist sich selbst der Nächste." Übrigens, da ihm nun klar war, daß er mich doch nicht überzeugen konnte, verzichtete er bald auf diese Gespräche über abstrakte Themen. Mitte Juli brachte man mich in einen Gemeinschaftsraum, der sich im Hauptgebäude über dem Haupteingang des Gefängnisses befand. Es gab dort in allen drei Stockwerken solche Gemeinschaftsräume. Die Lebensbedingungen waren hier völlig anders als in den Zellen. Der Saal, in den ich kam, war für dreiundzwanzig Gefangene eingerichtet. Aber in den drei Monaten, die ich dort war, waren wir dort niemals weniger als achtzig. An manchen Tagen stieg die Zahl sogar auf hundertzehn. In der Mitte des Raumes standen zwei Tische; ein Teil der Gefangenen setzte sich um die Tische herum; die anderen hockten an den Wänden, auf Pritschen oder Bänken. Am Abend mußten die Häftlinge ihre Matratzen hereinholen, die tagsüber am Ende des Flurs aufgestapelt wurden. Es war nicht leicht, hundert Matratzen in dem Saal unterzubringen. Dreiundzwanzig

Gefangene lagen auf Pritschen, weitere dreiundzwanzig legten ihre Matratzen unter die Pritschen, wieder andere auf Pritschen und Bänke, und einige schliefen schließlich auf den Tischen und in den „freien" Ecken des Saals. Entsprechend der Länge der Zeit, die man hier schon verbrachte, rückte man nach und nach zu den besseren Schlafgelegenheiten auf: erst schlief man auf dem Fußboden, dann auf den Tischen und Bänken und schließlich auf den Pritschen. Die Leute, die auf dem nackten Boden lagen, wechselten häufig; die, die die Pritschen besetzten, bildeten den „Stamm". Während der drei Monate, die ich dort hauste, gelang es mir nicht, eine Pritsche zu ergattern, obwohl man bisweilen eine für fünf bis zwanzig Rubel „kaufen" konnte. Obwohl wir so eng zusammengepfercht waren, gab es bei uns im allgemeinen keine Läuse. Dafür wimmelte es jedoch von Wanzen, denen wir aber keine Beachtung schenkten. Die Verpflegung war dieselbe wie in den Zellen. Damals erfuhr ich, daß politische Häftlinge auf eine Sonderverpflegung Anrecht hatten. Gleichheit gibt es in Rußland nicht, nicht einmal in den Gefängnissen. Solange ich in der Zelle war, hatte ich nie eine bessere Verpflegung fordern mögen, obwohl man sie mir als ausländischem Kommunisten sicherlich bewilligt hätte. Jetzt, da ich wußte, daß es eine Sonderverpflegung für politische Häftlinge gab, bat ich um sie und erhielt sie. Sie bestand aus Suppe mit einem großen Stück Fleisch. Außerdem erhielt ich monatlich ein Kilo Zucker sowie Zigaretten, Tabak, Butter und Seife. Das stellte im Gefängnis einen großen Reichtum dar, und es war mir peinlich, dies alles an dieser Stätte des Elends und Hungers zu mir zu nehmen. Ich hatte mich schon daran gewöhnt, meinen Tee ohne Zucker zu trinken; darum fiel es mir auch nicht schwer, meinen Zucker mit den anderen zu teilen. Aber selbst wenn ich ihnen die Hälfte von meinem Essen gab, fühlte ich mich besser ernährt; Ein Stück Seife, etwas Tabak, eine Zigarette genügten schon, um meinen Kameraden ihr Los zu erleichtern. Die Belegschaft des Raumes war ein buntes Gemisch. Alle Provinzen, alle Klassen und alle sozialen Gruppen waren hier vertreten. An dem täglichen viertelstündigen Spaziergang nahmen die Gefangenen aus vier oder fünf Sälen teil, die alle ebenso übervölkert waren wie der unsere. Ich gewann auf diese Weise nicht nur Einblick in Hunderte von Einzelschicksalen, sondern auch in die Lage von Dutzenden von Provinzen und die Gefühle Dutzender verschiedener sozialer Gruppen. In diesem Kaleidoskop wechselten unaufhörlich die Bilder, spiegelte sich das unruhige, stürmische, verzweiflungsvolle Leben des Riesenreiches.

Die der Sabotage angeklagten Ingenieure

Die Gefangenen im Saal schlossen sich auf Grund ihrer Übereinstimmung in sozialer, politischer, kultureller oder religiöser Hinsicht zu kleinen, aus drei bis zehn Personen bestehenden Gruppen zusammen. Die Ingenieure und Intellektuellen bildeten die Aristokratie. Sechzehn bis achtzehn Ingenieure lebten sogar in einem besonderen, gut möblierten Raum, der ebenso groß war wie der unsere. Sie arbeiteten tagsüber in Fabriken und kamen abends ins Gefängnis zurück. Einige waren noch Untersuchungsgefangene, die anderen bereits verurteilt. Sie bekamen ausgezeichnete Verpflegung und wurden respektvoll behandelt.

Man erzählte sich, daß in manchen Leningrader Fabriken besondere Gefängnisse für die verurteilten Ingenieure erbaut worden seien, wo sie die Nacht verbrachten, während sie am Tage in dem betreffenden Werk arbeiteten. Man erzählte ebenfalls, daß die GPU verurteilte Ingenieure „verkaufte", vor allem diejenigen, die in die Konzentrationslager von Solowki kommen sollten. Die GPU überließ sie verschiedenen Trusts und Fabriken in ganz Rußland unter folgenden Bedingungen: die Hälfte oder zwei Drittel ihres Gehalts flossen der GPU zu, der Rest ihnen selbst. Das Erstaunlichste daran war, daß die Leute sich ohne große Entrüstung damit abfanden, als ob sie dächten: „Das macht nichts. Wir werden schon wieder da herauskommen; man kann uns ja nicht entbehren."

Die verhafteten Ingenieure, die nicht arbeiteten, waren in den Gemeinschaftssälen untergebracht. Aber auch dort bezeugte ihnen die Verwaltung sichtliches Wohlwollen; sie waren besser gekleidet und erhielten die besten Lebensmittel von draußen. Einige von ihnen hatten ihre „Sabotageakte" eingestanden. Erst nach und nach und mit größter Mühe konnte ich von einem die Geschichte seines „Geständnisses" erfahren.

„Man hat mich fünf Monate lang völlig isoliert in einer Zelle gehalten", vertraute er mir an. „Ich bekam keine Zeitungen, keine Bücher, keinen Tabak, keine Pakete, und meine Familie durfte mich nicht ein einziges Mal besuchen. Ich hatte Hunger und litt unter meiner Einsamkeit. Man wollte mich dazu bringen, Sabotageakte' zu gestehen, die ich nie begangen hatte. Man sagte mir: ‚Wenn Sie, wie Sie behaupten, für die Sowjetregierung sind, müssen Sie das durch Taten beweisen. Die

Regierung braucht Ihr Geständnis. Sie haben keine Konsequenzen daraus zu befürchten; die Regierung wird Ihr offenes Geständnis richtig werten und Ihnen Gelegenheit geben, Ihre Vergehen durch Arbeit wieder gutzumachen. Sie werden sofort die Erlaubnis bekommen, Ihre Familie zu sehen; Sie werden Pakete erhalten und Zeitungen; Sie werden Spazierengehen können. Wenn Sie dagegen weiter in Ihrem Schweigen verharren, werden Sie dem erbarmungslosesten Druck ausgesetzt werden, und außerdem wird man Repressalien gegen Ihre Frau und Ihre Kinder ergreifen...' Ich blieb monatelang fest, aber schließlich wurde mir die Einsamkeit so unerträglich, daß ich das Gefühl hatte, mich könnte nichts Schlimmeres mehr treffen. Alles wurde mir gleichgültig. Und so unterschrieb ich, was der Untersuchungsrichter verlangte."

Dieser Mann wirkte sehr bedrückt und ging unaufhörlich mit verstörter Miene im Raum auf und ab. Viele andere Häftlinge, die ebenfalls nie von ihnen begangene Sabotageakte gestanden hatten, befanden sich in derselben Gemütsverfassung wie er.

Nachdem ich einige Monate in dieser Atmosphäre lebte, wurde es mir klar, daß die GPU systematisch zu Spionage und Sabotage verdrehte, was von seiten der Ingenieure nur Unzufriedenheit oder höchstenfalls passive Resistenz war. Die Berichte der „reuigen Sünder" enthüllten mir gleichfalls die Methoden, mit denen man die Sabotageprozesse vorbereitete und aufzog. Aber erst später erkannte ich das politische Ziel dieser Prozesse. Man wollte die Spezialisten in einer ständigen Angst halten und damit von vornherein verhindern, daß sie auf den Gedanken kommen könnten, sich mit den Bauern zu verbünden, ein Bündnis, das zur Zeit der Massenkollektivierung für die kommunistische Bürokratie leicht hätte gefährlich werden können, da es sicherlich vom ausländischen Kapital unterstützt worden wäre. Dieser Terror erstaunte einen nicht nur durch die Verlogenheit der Anschuldigungen und die erzwungenen Geständnisse, sondern auch durch die materiellen Belohnungen, die man den „Reuigen" gewährte. Nachdem ich lange Monate unter diesen Ingenieuren verbracht hatte, erkannte ich, daß es sich dabei um den scheußlichsten Erpressungsversuch handelte. Die Regierung schien ihren Gegnern zu sagen: „Tun Sie, was wir wollen; verkaufen Sie Ihre Ehre und Ihr Gewissen, gestehen Sie Verbrechen, die Sie nie begangen haben, und zum Lohn dafür erhalten Sie alle Güter der Welt."

Das alles kam mir wie ein Alptraum vor. Was mich am meisten daran verwunderte, war die Selbstverständlichkeit, mit der es geschah. Man verhaftet die Leute zu Tausenden, sie „gestehen", man verurteilt sie und schickt sie ins Exil; dann läßt man sie zur Sühne ihrer „Schuld" in den verschiedenen Produktionszweigen arbeiten und setzt sie schließlich wieder in ihre Rechte ein. Viele dieser Menschen gehen dabei zugrunde, sterben eines natürlichen Todes oder werden erschossen und sind dann rasch vergessen.

Gold und Folter

Die Sonderbehandlung, die man im Leningrader Gefängnis den Gefangenen angedeihen ließ, die beschuldigt wurden, Gold zurückzuhalten, empörte mich ganz besonders. Man verhaftete damals in ganz Rußland Menschen, die im Verdacht standen, Gold und Wertgegenstände zu besitzen. Das ging so vor sich: GPU-Männer nahmen bei Nacht eine Haussuchung vor und ließen alle Wertsachen mitgehen, angefangen von silbernen Löffeln bis zu Goldstücken und Kunstgegenständen. Dann sperrte man den Verdächtigen, unabhängig vom Ergebnis der Durchsuchung, ins Gefängnis und forderte von ihm zugunsten des Fünf jahresplanes die Herausgabe von Gold und anderen Werten, die er versteckt haben konnte. Gewiß, diese Forderung war gesetzlich, aber welcher Mittel bediente man sich dabei!

Die Leute mußten in Gruppen vor den Türen der Untersuchungsrichter warten. Man ließ sie so tagelang stehen, ohne Essen, ohne Schlaf, um sie zu zwingen, ihr Gold abzuliefern. Als ich einmal zum Untersuchungsrichter gerufen wurde, sah ich sie mit eigenen Augen. Ich erkannte unter ihnen einen jungen Zahnarzt, der im selben Saal lag wie ich. Achtundvierzig Stunden stand er schon im Flur! Seine blühende Gesichtsfarbe war aschgrau geworden, und die Angst verzerrte seine Züge. Einmal war einer dieser Unglücklichen wahnsinnig geworden, hatte laut zu brüllen begonnen und dabei in den Hintergrund des Flurs gedeutet: „Sehen Sie, Blut!" Aber die GPU ließ ihn in diesem Zustand noch weitere achtundvierzig Stunden stehen, um die anderen dadurch zu „überreden", sich zu ergeben. Einer meiner trotzkistischen Genossen erlebte in einem Provinzgefängnis folgendes: die GPU wußte, daß von mehreren Gefangenen, die man verdächtigte, Gold zurückzuhalten, in

Wirklichkeit nur einer es besaß. Sie ließ sie alle mit Ausnahme dieses letzten kommen und versprach ihnen, daß sie freigelassen würden, wenn sie von dem Betreffenden erreichten, daß er das Gold abliefere. In ihren Saal zurückgeführt, begannen sie ihm Chor zu brüllen: „Liefere dein Gold ab, liefere dein Gold ab!" Dieses Konzert dauerte ein paar Tage, und X. wurde schließlich erschossen.

Besonders hassenswert war die Art, in der sich die Goldablieferung vollzog. Die Betreffenden mußten eine Erklärung unterzeichnen, nach der sie es freiwillig diesem oder jenem sozialistischen Industrialisierungsfonds schenkten. Außerdem mußten alle, die man gefoltert hatte, bei ihrer Freilassung schriftlich geloben, niemandem etwas von dem zu erzählen, was sie im Gefängnis erlebt hatten. Diese stalinistischen Methoden riefen in mir die Erinnerung an die spanischen Konquistadoren wach und die ähnlichen Methoden, die sie den unglücklichen Indianern gegenüber angewandt hatten.

Dies ist übrigens nicht die einzige Gefangenenkategorie, die man der Folter unterzieht. Ich kenne Fälle, in denen die GPU ihre Gefangenen sechzehn bis vierundzwanzig Stunden nacheinander verhört hat. Nie hätte ich vorher geglaubt, daß so etwas in Sowjetrußland möglich sei. Ich hatte eine bessere Meinung von der GPU gehabt. Ich konnte jetzt erkennen, daß die Degenerierung der ehemals revolutionären russischen Staatsgewalt viel weiter ging, als ich vermutet hatte. Ich war darüber so überrascht und empört, daß ich die erste Gelegenheit benutzte, um bei dem Untersuchungsrichter gegen all diese Scheußlichkeiten, diese Folterungen, die falschen Anschuldigungen und die nicht weniger falschen Geständnisse zu protestieren. „Was tun Sie da?" sagte ich. „Wir verteidigen Sie im Ausland, und Sie begehen hier Missetaten, die ich für unmöglich halten würde, hätte ich sie nicht mit eigenen Augen gesehen. Sie kompromittieren die Revolution und den Sozialismus, Sie bringen es dahin, daß die Bauern, die Kleinbürger in den Städten und die parteilosen Intellektuellen zu erbitterten Feinden des Sozialismus und der Revolution werden." Der Untersuchungsrichter, der die Tatsachen nicht leugnen konnte, antwortete mir ungefähr folgendermaßen: „Weder Ihnen noch Revolutionären gegenüber handeln wir so. Das Kleinbürgertum müssen wir aber so behandeln, denn das Land steht im schärfsten Klassenkampf." Ich erfuhr bald, daß man auch die Arbeiter Folterungen, die der Inquisition würdig waren, unterwarf. Eines Tages wurde ein Matrose, den man bis dahin in striktester Isolierung gehalten hatte, in unseren Saal gebracht. Er war ein gut gewachsener junger Mann. So lange er in Einzelhaft gewesen war, hatte sich die GPU verzweifelt bemüht, ihm ein Geständnis über seine Beteiligung an einer angeblichen Verschwörung gegen Stalin zu entlocken. Sie hatte daher all ihre Mittel angewandt. Mehrmals hatte man ihn abends aus seiner Zelle geholt und ihm gesagt, daß man ihn jetzt für sein verbrecherisches Schweigen erschießen werde. Man führte ihn in den Hof, stellte ihn an eine Mauer und brachte ihn dann in seine Zelle zurück, wobei man bemerkte: „Du bist immerhin ein Arbeiter. Wir wollen dich nicht wie irgendeinen Weißgardisten abknallen. Aber da du Arbeiter bist, mußt du auch ein offenes Geständnis ablegen." Der Matrose gestand nichts, wurde jedoch infolge der Folterungen halb wahnsinnig; da ließ man ihn dann endlich in Frieden.

Die „Religiösen"

Nach den Ingenieuren bildeten die Priester und Mitglieder religiöser Sekten die größte Gruppe in unserem Saal. An sich bestand sie aus zwei verschiedenen, sich sogar feindselig gegenüberstehenden Lagern, die aber dennoch den Gottlosen und Lauen im Saal gegenüber als „gemeinsame Front" auftraten. Die russische orthodoxe Kirche hatte in der Revolution eine schwere Krise durchgemacht. Die Sekten, die schon vorher mächtig gewesen waren, hatten während der Revolution zehn bis zwanzig Prozent aller Gläubigen hinter sich gebracht und bedeuteten eine ernste Bedrohung für die Kirche. Die feindliche Haltung der Sekten dem Zarenregime ebenso wie der Sowjetregierung gegenüber machte sie zu einer Zufluchtsstätte für alle Unzufriedenen und Enttäuschten in Stadt und Land. Was die „lebendige Kirche" betraf, so stellte sie eine rein sowjetische Opposition der orthodoxen Kirche gegenüber dar und erfreute sich infolgedessen der Gunst der Regierung. Aber gerade darum war sie nicht lebensfähig: sie war ein totgeborenes Kind. Die große Masse der Gläubigen war der alten Kirche treu geblieben. Innerhalb dieser Kirche jedoch spielte sich ein sehr bedeutsamer Kampf ab, der in der Zeit, als ich ins Gefängnis kam, seinen Höhepunkt erreicht hatte.

Die Mehrzahl der Geistlichen hatte sich um die Regierung Stalins geschart. Für sie war die Zukunft der Kirche mit der des Staates, mochte er auch sowjetisch sein, verbunden. Die Aufgabe der Kirche war demnach, nicht nur den Glauben an Gott zu predigen, sondern auch das Prinzip des

Gehorsams gegen die herrschenden Mächte zu verfechten. Die Kollektivierungspolitik und die Bauernaufstände hatten sie darin nicht irre gemacht. Im Gegenteil, sie unterstützten die Regierung im kritischsten Augenblick, wobei sie darauf spekulierten, daß diese das nicht vergessen und später die Rechte der Kirche anerkennen würde. Das diese Politik krönende Symbol war die Einführung eines Gebetes für die Sowjetregierung in die Liturgie... Ein Teil der Kirche hatte sich dieser Politik widersetzt und fand, daß, da Kirche und Staat nun einmal getrennt waren, die Kirche sich nicht mehr um das Schicksal des Staates zu kümmern hatte. Daher weigerte sich diese Opposition, die in verschiedenen Gebieten des Landes festen Fuß gefaßt hatte und deren Zentrum Leningrad war, das berüchtigte Gebet in die Liturgie zu übernehmen. Die Mehrzahl der Mitglieder der Leningrader Kirche stützten diese Haltung und wählten den geistigen Führer der Opposition, den Bischof von Rostow, zum Bischof von Leningrad. Die Minderheit der Synode unterstützte ebenfalls die Opposition, während ihre Mehrheit, mit dem Metropoliten Sergius an der Spitze, die Unterwerfung der Minderheit forderte und den kirchlichen Gemeinden das Recht bestritt, ihre Bischöfe und andere Würdenträger ohne die Ermächtigung des Metropoliten zu ernennen. In diesen Kampf griffen Regierung und GPU aktiv ein. Als die Mehrheit des Metropoliten Sergius in der Synode schwankend wurde, verhaftete die GPU einige Synodemitglieder und schickte sie ins Exil und Gefängnis. Und sofort hatte der Metropolit seine Mehrheit wieder. Als die Opposition in der Provinz gefährlich zu werden begann, dezimierte die GPU sie, ohne sie jedoch völlig zu vernichten, um sie an einem allzu schnellen Anwachsen zu hindern. So ließ man den Bischof von Rostow, das geistige Haupt der Opposition, ungeschoren, bis er zum Bischof von Leningrad gewählt wurde. Da diese Wahl den Metropoliten Sergius unmittelbar bedrohte, entschloß sich die GPU, den gefährlich gewordenen Bischof verschwinden zu lassen, und verhaftete ihn. Während man auf der Sowjetbühne weiter die Komödie des Kampfes gegen jede Religion, welcher Art auch immer, spielte, knüpfte Stalin Unter den Kulissen Verbindungen mit der orthodoxen Kirche an. Ich weiß nicht, warum die Priester in unserem Saal festgenommen worden waren; sie wollten es mir nicht sagen. Wahrscheinlich hatten sie zur Opposition gehört. Einige von ihnen waren typische, alte, dickbäuchige Popen. Sie versicherten, daß sie nichts mit der Opposition zu schaffen hätten. „Ich weiß nicht, weshalb man mich verhaftet hat. Bin ich denn nicht Anhänger Sergius'?" sagte mir der gebildetste und wie mir schien am wenigsten überzeugte von ihnen. Der fanatischste unter diesen Priestern war ein großer, schlanker junger Mönch mit ewig lodernden Augen und einem schönen blonden Bart. Er sprach wenig, aber seine Gesten waren beredt genug. Man spürte es, daß er die sündige Menschheit haßte und verachtete. Für ihn war eine Kirche, in der man für die Regierung betet, kein Tempel Gottes, sondern ein Tempel des Satans. Unter den Sektenmitgliedern gab es Evangelisten und „Tschurikowtsi". Das waren Bauern, Handwerker, Matrosen; auch ein paar Arbeiter waren darunter. Die Tschurikowtsi waren die aktivsten. Diese Sekte ist eine russische Variante der Wiedertäufer. Am verbreitetsten war sie in Leningrad und seiner Umgebung und zählte, wie es hieß, mehrere hunderttausend Anhänger.

Auch ein tatarischer Vagabund, der einer der radikalsten und sowjetfeindlichsten Sekten angehörte, befand sich in unserem Saal. Wir kamen daraufhin auf diese extremsten Sekten zu sprechen. Es gab welche unter ihnen, erzählte man, die nicht das Geringste mit den Behörden zu tun haben wollten, die nicht einmal duldeten, daß man an einen Bol-schewisten das Wort richtete. Einer der Gefangenen, der schon in Solowki gewesen war, berichtete, daß eine besonders fanatische Sektenanhängerin dort sich geweigert hatte, ihren eigenen Entlassungsschein zu unterschreiben, obwohl man ihr ausdrücklich gesagt hatte, daß sie nur, wenn sie unterschriebe, entlassen werden könnte.

Ein lebender Leichnam

Die des Spekulierens mit Silbermünzen angeschuldigten Leute bildeten im Gefängnis eine besondere Gruppe. Man führte zu jener Zeit einen energischen Feldzug gegen diese Spekulation. Aus Angst vor der Inflation hatte die Bevölkerung damit begonnen, Silbermünzen zu horten. Folgende Strafen wurden dafür verhängt: wer mehr als fünfhundert Rubel in Münzen besaß, wurde erschossen; alle übrigen wurden auf fünf bis zehn Jahre ins Konzentrationslager geschickt. Bisweilen veröffentlichte man als abschrek-kendes Beispiel die Namen der Erschossenen. Ich wohnte eines Tages einer grauenhaften Szene bei: wir hatten eben die Morgenzeitungen bekommen und lasen in der Liste der zum Tode Verurteilten und „bereits Hingerichteten" den Namen eines unserer Kameraden

im Saal. Dieser Mann wußte noch nichts von seiner Verurteilung. Alle, die die Zeitungen schon gelesen hatten, entrissen sie den anderen eilig, um so zu verhindern, daß der Unglückliche, den man gleichsam lebendig begraben hatte, seine eigene „Todesanzeige" zu Gesicht bekäme. Aber er spürte trotzdem, daß diese ganze Verwirrung und Erregung ihn betraf. Er wurde leichenblaß und sank auf seine Pritsche. Einige Minuten später wurde der „Schnitzer" der GPU „repariert". Man holte den Mann und erschoß ihn . .. Der „Schnitzer" erklärte sich sehr einfach: man hatte eine ganze Gruppe verurteilt, und alle anderen zu ihr Gehörenden, die in Moskau im Gefängnis saßen, waren in der Nacht vorher erschossen worden; aber man hatte der Presse die vollständige Liste der Verurteilten übergeben einschließlich des im Leningrader Gefängnis sitzenden, der erst am nächsten Morgen erschossen werden sollte.

Die „Akademiker"

In diesem Gefängnis befand sich eine ganze Gruppe von Professoren, Lehrbeauftragten und Mitgliedern der Leningrader Akademie, unter denen die angesehensten Professor Tarlee und das Akademiemitglied Platonow waren. Sie hatten das Verbrechen begangen, sich nicht dem Regime angepaßt und sich skeptisch über den Fünfjahresplan geäußert zu haben. Im Gefängnisjargon hießen sie alle die „Akademiker". Sie erhielten Sonderverpflegung — als einzige von allen nichtpolitischen Gefangenen hatten sie ein Anrecht auf die sonst nur den „Politischen" zustehende Kost.

In meinem Saal waren zwei Vertreter dieser Gruppe: Belajew, der Direktor des Puschkin-Hauses, und S..., Lehrbeauftragter für internationale Rechtsgeschichte an der Universität.

Belajew war ein russischer Intellektueller alter Schule, gebildet, aber auf rein geistige Interessen beschränkt. Puschkin, die Literaturgeschichte, das Leben der intellektuellen Elite — das war es, was ihn bewegte, aber die Form der Regierung, mochte sie nun zaristisch oder sowjetisch sein, ließ ihn völlig gleichgültig. Von den Gipfeln der Wissenschaft blickte er hochmütig auf das irdische Getümmel herab, und das Volk war für ihn nur eine stumpfe Menge, mit der abzugeben sich nicht lohnte. Selbst im Gefängnis lebte er in seinem Elfenbeinturm, las Sophokles wieder, Cervantes, Thackeray und Dumas und sprach mit den im selben Saal eingesperrten Menschen aus dem Volk kein Wort.

Vor seiner. Verhaftung war er aus beruflichen Gründen mehrmals im Ausland gewesen und hätte dort bleiben können. Wenn er es nicht getan hatte, so darum, weil ihm das Puschkin-Haus mehr am Herzen lag als alles übrige. Ich erinnere mich ganz besonders eines Gesprächs über Gorki, das ich mit ihm hatte. Belajew sagte mir, Gorki sei keineswegs der naive Enthusiast, als den man ihn zu schildern liebe. „Gorki ist ein durchtriebener Muschik, der seine Interessen nicht vergißt. Aber man muß anerkennen, daß er der Kultur tief und aufrichtig verbunden ist. Noch künftige Generationen werden ihm dafür Dank wissen, daß er seine enge Freundschaft zu Lenin und anderen Bolschewistenführern dazu benutzt hat, um in Zeiten des Terrors und der Hungersnot eine große Anzahl von Vertretern der russischen Kultur zu retten." Ich erfuhr von Belajew, daß Gorki unmittelbar nach der Oktoberrevolution die Initiative ergriffen hatte, um eine Annäherung und einen persönlichen Kontakt zwischen Persönlichkeiten der alten russischen Kultur zu erreichen, mochten es auch Fürsten sein, und den Vertretern der neuen Regierung, mochten es Kommunisten vom Schlage Sinowjews sein, der damals der Herr von Leningrad war... Der Lehrbeauftragte S... war dagegen ein Mann, der das Sowjetregime als eine unbedingte Notwendigkeit der historischen Entwicklung bejahte. Er war äußerst beschlagen in der Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung. Aber dennoch fehlte ihm in seiner Haltung das völlig, was für mich die eigentliche Grundlage des Sozialismus bildet: das Gefühl einer inneren Verbundenheit mit den unteren Klassen der Gesellschaft... S... gehörte zur neuen Aristokratie und beschränkte sich darauf, vom Volk „Notiz zu nehmen". In dieser Hinsicht war der alte Schüler Professor Tarlees ein typischer Vertreter der sowjetischen intellektuellen Elite. Selbst im Gefängnis zeigte er sich gegen das Regime nicht feindlich; er erstrebte nur das eine, den Platz, der ihm in der neuen Gesellschaft zuteil geworden war, wieder einzunehmen. Es ist sehr wahrscheinlich, daß S... heute nach dem Fünf jahresplan wieder seinen alten Posten innehat und ein Muster des „parteilosen Bolschewisten" ist. Den Reihen dieser Leute entnimmt man die zuverlässigsten Kader des sowjetischen Bonapartismus. Belajew hat übrigens auch seine Stellung als Leiter des Puschkin-Hauses wiederbekommen. Was Professor Tarlee betrifft, so hat er sein Exil in Alma-Ata (wo er an der neuen kirgisischen Universität lehrte) wieder verlassen und ist an die Leningrader Universität

zurückgekehrt. Er hat inzwischen bereits ein „Leben Napoleon Bonapartes" veröffentlicht, das genau dem Geist der Stalinschen Epoche entspricht. Das Akademiemitglied Platonow war zu alt, um noch einmal zu beginnen: er ist in der Verbannung gestorben.

Die Einzelfälle

Ein Ingenieur von einem Steinbruch am Onega-See, wo man den Porphyr für das Lenin-Mausoleum gefördert hat, erzählte mir von der Rede, die er vor den Arbeitern der Steinbrüche (zum Teil deportierten Bauern) gehalten hatte. „Jede große Epoche", hatte er gesagt, „hinterläßt große Monumente. Die Welt bewundert noch heute die viertausend Jahre alten Pyramiden, obwohl weder von den Pharaonen, die sie errichten ließen, noch den Sklaven, die bei dem Bau zu Tode kamen, irgendeine Spur zurückgeblieben ist. Lenins Mausoleum muß das unvergeßliche Monument unserer großen Epoche sein. Wir dürfen keine Mühe und kein Opfer scheuen, um es zu errichten." Diese Rede wurde nicht nur von den Arbeitern und den deportierten Bauern mit lautem Beifall begrüßt, sondern auch von den Vertretern der Gewerkschaft und Partei. Niemand merkte etwas von der versteckten umstürzlerischen Anspielung auf die Sklaven Ägyptens... Unter den in den Gemeinschaftssälen eingesperrten Gefangenen befanden sich viele — drei- oder vierhundert —, die man der Spionage beschuldigte oder verdächtigte. Die GPU war im Begriff, einen großen Schlag gegen die englische Spionage, die, wie es schien, vom englischen Generalkonsul in Leningrad gelenkt wurde, zu führen und dabei das gesamte Spionagenetz aufzudecken. Die Methode war einfach und wahrscheinlich wirksam: man verhaftete alle, die den geringsten Kontakt mit England oder dem englischen Konsul gehabt hatten oder haben konnten: die Kapitäne aller zwischen Leningrad und London verkehrenden Dampfer; die Hauptbeamten des Leningrader Hafens, die durch die Art ihrer Tätigkeit Beziehungen zu englischen Schiffen hatten, und so weiter. Kurz, um ein halbes Dutzend Spione zu demaskieren, hatte man ungefähr zweihundert Personen festgenommen, die man als Spione hinstellte und zu fünf Jahren Konzentrationslager verurteilte.

Jeder sowjetische Kapitän, sagte man mir, der mit seinem Schiff ins Ausland fuhr, mußte ein Mitglied seiner Familie in Rußland als Geisel zurücklassen. Das betreffende Familienmitglied wurde für alles, was er im Ausland tat oder redete, zur Verantwortung gezogen.

Seit ich in dem Gemeinschaftssaal war, hatte ich mich nach dem Schicksal meiner Kameraden Deditsch und Draguitsch erkundigen können. Deditsch befand sich in einem Saal unweit von meinem.

Über Draguitsch hatte ich erfahren, daß er verhaftet worden war und sich ebenfalls in unserem Gefängnis befand. Der Untersuchungsrichter sagte mir eines Tages, daß Draguitsch mich bäte, ihm seine Decke zu schicken, die ich bei meiner Verhaftung mitgenommen hatte.

*

Bisweilen war in unserem Saal von den Verhältnissen in anderen Gefängnissen die Rede. Besonders häufig wurde dabei Solowki — dies arktische Guayana der UdSSR — erwähnt. Zur Zeit des Fünfjahresplans waren überall in Rußland und Nordsibirien, von der finnischen Grenze bis zum Stillen Ozean, riesige Konzentrationslager entstanden, wo mehrere Millionen Menschen zusammengepfercht waren. Solowki verdankte seinen „Ruhm" der Tatsache, daß es das erste Konzentrationslager dieser Art gewesen war. Die Mehrzahl der Häftlinge des Leningrader Gefängnisses kam übrigens nach Solowki. Es befanden sich auch unter uns Leute, die man aus Solowki zu einem ergänzenden Verhör nach Leningrad transportiert hatte. Die Deportierten von Solowki wurden vor allem mit Holzfällen und Holzflößen beschäftigt. Man hatte auf den Inseln und am Strand zahlreiche Baracken errichtet, in denen die Häftlinge hausten. Da aber nicht genügend Baracken vorhanden waren, lagen die Menschen dort nachts wie Heringe in einer Tonne. Wenn man hinaus wollte, mußte man über die am Boden Liegenden hinwegklettern. Kam man wieder zurück, war der Platz, den man gehabt, besetzt, und man mußte sich auf irgend jemanden legen, bis man sich ein winziges Eckchen auf dem Boden erobert hatte. Das Essen war schlecht, die Kleidung ungenügend. Die Verwaltung bestand in der Mehrzahl aus Häftlingen; ihre Leiter waren verurteilte Tschekisten. Sie bestahlen die Gefangenen erbarmungslos und hatten richterliche Gewalt über sie. Die Aufseher hatten das Recht, jeden sofort niederzuschießen, der schlechte Laune zeigte oder den geringsten Protest wagte. Bei der Arbeit im Walde machten die Wachtposten von diesem Recht weitgehend Gebrauch. Flüchten war nicht nur sehr gefährlich, sondern sozusagen unmöglich.

Einer der Häftlinge von Solowki, der dort mehrere Jahre einen mittleren Posten in der

Verwaltung bekleidet hatte, erinnerte sich mit Freuden an das Leben, das er da geführt. In dieser unmenschlichen und barbarischen Atmosphäre können die Mitglieder der allmächtigen Verwaltung nichts Besseres tun, als sich dem Trunk und zügelloser Ausschweifung ergeben. Unser Solowkier Ex-Funktionär schilderte jedem, der es hören wollte, mit Genuß diese nächtlichen Orgien. „Jede Frau, und wär's die Heilige Jungfrau", erklärte er stolz, „wird in Solowki zur Hure", und grinsend berichtete er gleich im Anschluß daran den Fall einer „sehr hohen" Dame, der Nichte eines der bekanntesten Admiräle...

Er selber war ein lebendiges Beispiel dafür, was aus einem Menschen in solch einem Bagno werden kann. Er war durch und durch korrumpiert. Dennoch war er ein Arbeiter und Bolschewist gewesen, hatte sich bei der Revolution von 1917 ausgezeichnet, dann an der Spitze der Tscheka eines der Gouvernements der Oberen Wolga gestanden und war Anfang 1921 politischer Kommissar auf dem Panzerkreuzer Marat gewesen, der zur Ostseeflotte gehörte. In dieser Eigenschaft hatte er sich an dem Matrosenaufstand von Kronstadt beteiligt. Er entging der Erschießung, wurde aber zu zehn Jahren Deportation verurteilt, die er in Solowki verbracht hatte.

Ich bemühte mich, von ihm Einzelheiten über den berühmten Aufstand zu erfahren. Aber er sprach nur widerwillig davon.

„Was für ein Ziel verfolgte man damit?" „Das wußte niiemand. Es war keine Revolte, es war ein wahres Chaos."

Über die Niederschlagung des Aufstands wußte er indessen mehr. Man hatte damals mehr als zehntausend Matrosen erschossen. Mehrere tausend waren nach Finnland geflüchtet und dann nach Rußland zurückgekehrt, nachdem man ihnen eine Amnestie versprochen hatte. Man hielt jedoch nicht Wort, und sie wurden ebenfalls erschossen. Jetzt, da Trotzki längst nicht mehr an der Macht war, hatte der Ex-Funktionär keinen Grund mehr, seine Gefühle zu verbergen. Es war erstaunlich, solch einen Haß gegen Trotzki bei einem so völlig verkommenen Menschen zu entdecken. Dennoch, dieser Haß war so stark wie am ersten Tage. Für ihn war Trotzki weder der Held der Oktoberrevolution noch der Führer der siegreichen Roten Armee, sondern nur der blutige Henker, der den Volksaufstand von Kronstadt niedergeworfen hatte. Darum liebte er auch die Trotzkisten nicht und bekundete mir keinerlei Sympathie. Wie war er in unser Gefängnis gekommen? Da er in Solowki in der Verwaltung saß, konnte er Dienstreisen unternehmen. Es war ihm sogar geglückt, mehrmals illegal nach Leningrad zu kommen. Er hatte sich dort scheiden lassen und auch noch die Zeit gefunden, sich wieder zu verheiraten. Aber seine erste Frau denunzierte ihn, und so wurde er bei einem dieser heimlichen Besuche in Leningrad verhaftet. Er hatte große Angst, erschossen zu werden, doch die GPU zeigte sich diesem alten Tschekisten gegenüber nachsichtig, und er wurde nur zu drei Jahren zusätzlicher Haft verurteilt. Er mußte deshalb nach Solowki zurück. Bei uns war er „Saalführer". Die Häftlinge wählten auf diesen Posten einen aus ihren Reihen, aber die Gefängnisverwaltung behielt sich das Recht vor, die Wahl zu bestätigen. Als Saalführer konnte er den Gefangenen, legal oder illegal, verschiedene Dienste erweisen. Er erwies sie freilich nur denen, die ihn dafür bezahlen konnten — den „Akademikern", Bankiers usw. Dieser Mann, der früher die Leute erschossen hatte, war jetzt bereit, sich für einen oder zwei Rubel zu erniedrigen! Es gelang ihm auf diese Weise, ein kleines Kapital von 140 Rubeln zusammenzubringen und sich außerdem von dem verdienten Gelde Winterkleidung und Stiefel zu kaufen... Allmählich begannen die Häftlinge, ihn zu beneiden und ebenso wegen seiner Beziehungen zur GPU zu fürchten. Eines Tages blieb ich im Saal, um zu lesen, während die anderen ihren Spaziergang im Hof machten. Einer meiner Nachbarn, der ebenfalls nicht mitgegangen war, kam zu mir und setzte sich neben mich. Er hatte schon immer meine Aufmerksamkeit auf sich gezogen und hörte mit sichtlichem Interesse sich meine heftige und ehrliche Kritik an dem herrschenden Regime an, sagte jedoch kein Wort dazu. Aber wer weiß, vielleicht war er selber ein GPU-Spitzel, denn es gab deren in jedem Saal welche. Jedoch, nachdem er einige Zeit geschwiegen hatte, meinte er plötzlich mit leiser Stimme: „Halten Sie nicht so heftige Reden gegen die Regierung! Gestern abend, als Sie hinausgegangen waren, um warmes Wasser zu holen, hat der Saalführer gesagt, Sie müßten erschossen werden. Leute wie Sie könnten in einer Zeit wie der unseren einen schlechten Einfluß ausüben... Der Saalführer ist Tschekist, und er spricht damit vielleicht nicht nur seine persönliche Meinung aus... Man muß ‚ihnen' gegenüber vorsichtig sein." Meine Lage im Saal war in der Tat ein wenig eigenartig. Ich war der einzige Gefangene, der sich offen gegen das Regime erklärte, der es kritisierte und bekämpfte. Die anderen erzählten zwar, was sie gesehen und erlitten hatten, sprachen auch manchmal von ihren Verhören oder dem, dessen man sie beschuldigte,

aber im übrigen schwiegen sie. Selbst die zum Tode Verurteilten schwiegen: die Leute, die man zur Erschießung abführte, verließen den Saal ohne ein Wort, ohne einen Aufschrei der Empörung über die Regierung, die sie in den Tod schickte. Wenn sich die Menschen im Gefängnis schon so verhielten, wie mußte es dann erst bei denen, die in Freiheit waren, sein! Diese wagten nach allgemeiner Regel nicht einmal von dem zu sprechen, was sie selber erlitten hatten... Die Befürchtungen meines Gefährten waren begründet. In Rußland darf niemand laut die Wahrheit sagen, nicht einmal im Gefängnis, außer wenn er zu der kleinen Gruppe der „politischen Gefangenen" oder vielmehr zu der winzigen Elite dieser Gruppe gehört. Was mich betraf, so war ich außerdem noch ausländischer Kommunist, was ein besonderes Privileg bildete, denn bezüglich der ausländischen Kommunisten argumentierte man folgendermaßen: „Sie sind noch nicht bolschewisiert genug; man darf sie nicht so streng behandeln wie die Russen; wenn sie mehr Erfahrung haben, werden sie ihre Meinung ändern." Dennoch, war es richtig von mir, dieses Privileg auszunutzen? Tat ich nicht besser, wenn ich durch Schweigen meine Solidarität mit den anderen bekundete? Einst in Italien hatte ich mit gewöhnlichen Verbrechern — und was für Verbrechern! — im Gefängnis gesessen, und wir waren so gut miteinander ausgekommen und hatten unser Leben so ganz geteilt, daß ich nach meiner Entlassung ihnen eine kleine Geldsumme geschickt hatte mit dem Vermerk: „Meinen Leidensgefährten". Sollte ich nicht jetzt ebenso handeln, statt zu versuchen, aus der Reihe zu tanzen? Aber ich konnte nicht schweigen. Was in Rußland geschah — in der Freiheit Unterdrückung, im Gefängnis Folter —, war das Gegenteil von Sozialismus und Kommunismus, und ich brachte es da einfach nicht fertig, stumm zu bleiben. In den ersten Tagen hatten sich meine Zellengenossen entsetzt von mir abgewandt, wenn ich laut verkündete: „Das soll Kommunismus sein? Das ist kein Kommunismus, das ist Sklaverei! Man hat die alten Tyrannen beseitigt, aber die neuen sind nicht besser. Man hat die Bourgeois verjagt, aber die neuen Bourgeois sind im Schoß der Bürokratie geboren."

Wer kann sich solche Worte in Rußland erlauben, noch dazu vor der Nase der GPU? Gerade weil ganz Rußland diese Ansichten teilte, war es streng verboten, sie öffentlich zu äußern... Man begann mich zu verdächtigen, GPU-Spitzel zu sein. Aber allmählich begriffen die anderen dann, daß sie auf der falschen Fährte waren. Und sogleich bewiesen sie mir mehr Sympathie und Vertrauen und fingen an, offen von ihren Angelegenheiten zu sprechen. Daneben allerdings gab es im Saal mehrere leidenschaftliche Verfechter des Regimes, die sich oft mit mir rieben.

Die „Akademiker" und Ingenieure benahmen sich manchmal empörend. Sie begegneten den Leuten aus dem Volk mit einem gewissen Dünkel. Eines Tages konnte ich mich nicht enthalten zu sagen: „Die Bolschewisten unterdrücken Sie seit zwölf Jahren, und das gelingt ihnen, weil Sie dem Volk völlig fremd sind. Sie werden Sie übrigens weiter unterdrücken, denn Sie haben nichts gelernt und gehen dem Volk immer noch aus dem Wege." Der Sommer ging seinem Ende zu. Wann würde ich wieder einen Sommer in Freiheit verbringen? Eine tiefe Mutlosigkeit überkam mich: ich lechzte nach Luft und Sonne. Der September stand vor der Tür. Ich war angewidert von meinen täglichen Zwanzig-Minuten-Spaziergängen auf dem von Menschen überfüllten Hof, im Regen und Nebel Leningrads, die einem bis ins Mark dringen. Wie in jedem Herbst wurden die Beziehungen zwischen Regierung und Bauern mehr und mehr gespannt. Am 24. August hatte die ‚Prawda Alarm geschlagen: „Beschleunigt die Getreidelieferungen!" war ihr Leitartikel überschrieben. „Der August-Plan ist nur zu 34 °/o erfüllt." Im September verschlimmerte sich die Lage noch. Die Bauern flüchteten und schlachteten lieber ihr Vieh ab, als es den Kolchosen auszuliefern. Wir hörten von Neuankommenden, daß in den Städten, vor allem in Moskau und Leningrad, Brot- und Fleischmangel herrschte. Am 22. September erfuhren wir aus den Zeitungen, daß die GPU soeben eine „gegenrevolutionäre Organisation aufgedeckt hatte, die die Lebensmittelversorgung der Arbeiter sabotierte". Man konnte aus dem Kommunique schließen, daß alle Versorgungsorgane — die Fleisch-, Fisch-, Konserven-, Gemüse- und Obst-Trusts, ebenso wie die entsprechenden Abteilungen des Volkskommissariats — in den Händen des Feindes waren. Es war nur allzu deutlich, was man mit diesen übertriebenen und sensationellen Verlautbarungen bezweckte: man brauchte einen für die Ernährungskrise Verantwortlichen. Natürlich war diese Krise nur die Folge der allgemeinen Regierungspolitik und des Klassenkampfes, von dem sie begleitet war, aber man suchte sich wahllos irgendein paar Leute heraus und stempelte sie zu Schuldigen. Die Zeitungen waren plötzlich voll von Artikeln, Resolutionen, Berichten über Massenversammlungen, die einmütig eine exemplarische Bestrafung der Schuldigen forderten. Was für ein Kannibalentanz!

Endlich fand das Drama sein Ende. Am 25. Oktober veröffentlichten die Zeitungen die

Mitteilung der GPU: „Die der Sabotage der Lebensmittelversorgung Schuldigen sind erschossen worden..."

Man hatte achtundvierzig Menschen erschossen. Die Arbeiter hungerten und forderten Brot, aber die Regierung warf ihnen Menschenfleisch hin. Das ist mehr als eine Metapher...

Friedhofsstille lag über dem Gefängnis. Jeder fühlte den Tod im Nacken. Zwei Wochen später wurden Deditsch und ich zu drei Jahren Haft im Ural verurteilt.

Auf dem Weg ins Exil

Deditsch und ich verließen Leningrad Mitte Oktober. Getreu ihren Grundsätzen verriet die GPU nicht, wohin wir kamen. Der Untersuchungsrichter beschränkte sich darauf, uns zu sagen, daß wir es bei der GPU in Tschelja-binsk erfahren würden.

Auf der Fahrt vom Leningrader Gefängnis zum Bahnhof konnten wir uns nur schwer an den Anblick der Straßen und Menschen gewöhnen. Wir waren sechs Monate im Gefängnis gewesen, und das lebendige Gewimmel der großen Stadt kam uns wie ein Märchen aus Tausendundeine Nacht vor. Es hatte sogar etwas Erbitterndes. Während wir im Gefängnis sind wie tausende unseresgleichen, geht das Leben weiter, als wäre nichts geschehen. Wir glaubten einen Traum zu erleben. Ein Kommissar und drei Soldaten der GPU begleiteten uns. Der Zug fuhr in Richtung Wolga und Ural, auf der Strecke Leningrad—Witebsk— Tula—Samara—Tscheljabinsk, d. h. in einem Bogen um Moskau herum.

Während der Reise hatten wir Gelegenheit, uns mit unseren Begleitern und den Insassen der Nachbarabteile anzufreunden. Wir konnten uns, als wären wir keine Gefangenen, völlig frei im Waggon bewegen. In der ganzen Welt sind die Beziehungen zwischen Häftlingen und Aufsehern viel enger, als man an hoher Stelle vermutet. Aber nirgends sind sie mir so eng erschienen wie in der UdSSR. Unsere Unterhaltung mit den Wachtposten ging bald von gleichgültigen Themen zur Politik und dem Trotzkismus über. Es war erstaunlich, diese vom Lande stammenden Rotarmisten versichern zu hören, daß Trotzki die Bauern vernichten wolle, während die Partei die Einheit von Arbeitern und Bauern ebenso wie eine gemäßigte Kollektivierung erstrebe. Das waren die Ergebnisse einer geschickten Propaganda, deren Wirkung durch die der Roten Armee gewährten Vorrechte noch verdoppelt wurde. Was den Kommissar betraf, so hielt er unsere Entzweiung mit der Partei nur für vorübergehend und bedeutungslos. „In sechs Monaten, oder sagen wir in einem Jahr, sind Sie wieder in Leningrad, bekommen wieder Ihre alte Stellung und sogar eine bessere. Ich weiß das genau; ich habe schon einen ganzen Waggon Oppositioneller begleitet. Sie sind mit großen Reden und Parolen abgefahren — aber heute sind sie schon wieder alle nach Leningrad zurückgekehrt, wohnen wieder im Parteihaus und arbeiten wie früher. Wenn etwas so Großes wie der Fünfjahresplan durchgeführt werden soll, muß die Partei selbstverständlich eherne Disziplin fordern; es ist da nicht der Mühe wert, sich um Einzelheiten zu streiten. Sie werden es sehen, Sie kommen zurück, und ich sage es Ihnen; wir werden uns noch einmal in Leningrad wiederbegegnen."

Seine Ehrlichkeit hatte etwas Entwaffnendes. Er machte auch sonst einen ausgezeichneten Eindruck. Ich antwortete ihm ohne Bitterkeit: „Nein, ich werde nicht zurückkommen. Wir Ausländer sehen die Dinge mit anderen Augen als unsere russischen Genossen. Bei uns ist jede Kapitulation schmachvoll, bei Ihnen gilt sie als ehrenhaft..." In Leningrad hatte ich mit Fluchtplänen geliebäugelt, die sich im Laufe der Reise ins Exil verwirklichen lassen würden. Ich hatte sogar mir schon den Ort überlegt, wo ich mich nach der Flucht verbergen wollte. Jetzt galt es, die günstige Gelegenheit beim Schopf zu fassen. Sie bot sich leicht, denn wir hatten uns das Vertrauen unserer Wächter erworben, die uns nicht mehr sehr streng beaufsichtigten und uns jetzt sogar allein zu den Bahnhofsbüfetts gehen ließen, wo wir manchmal eine halbe Stunde in völliger Freiheit waren. Aber ich hatte nicht das Herz, dem Kommissar das anzutun; er hätte seine Vertrauensseligkeit uns gegenüber teuer bezahlen müssen; sie hätte ihm gut und gern drei Jahre Konzentrationslager einbringen können. Wir wogen das Für und das Wider ab, Deditsch und ich, und kamen beide zu dem Schluß, daß es unmenschlich sein würde und wir deshalb auf den Fluchtplan verzichten mußten.

Nach einigen Reisetagen, an denen sich nichts Sonderliches ereignete, näherten wir uns der Wolga. Der Zug fuhr über die Brücke, und man hatte das Gefühl, er werde niemals das andere Ufer erreichen. Links und rechts dehnte sich eine gewaltige Wasserfläche, die überhaupt kein Ende zu nehmen schien. Neben den Strömen und Flüssen Europas wirkt die Wolga wie ein Ozean.

Nachdem wir über sie hinweg waren, ging es zum Ural hinauf. An den steilsten Stellen, in der Nähe von Zlatu-ust, mußte der Zug so langsam fahren, daß man hätte nebenherlaufen können. Wir sahen die romantischen Gebiete des Urals. Der Herbst war schon vorgeschritten: nichts erinnerte hier an die warmen Farben und die üppige Vegetation des Kaukasus.

Von den Höhen des Ural fuhren wir nach Tscheljabinsk hinunter. Dort verließen wir den Zug. Unsere Begleiter übergaben uns der örtlichen GPU und schickten sich an, die gleiche Strecke in umgekehrter Richtung zu fahren. Wir verließen sie als Freunde, ohne jede Feindseligkeit und nicht ohne Trauer. Von der GPU in Tscheljabinsk erfuhren wir unseren Bestimmungsort: das Gefängnis für „Politische" in Werchni-Uralsk. Aber wir mußten warten, bis ein besonderes Kommando uns abholte, und bis dahin vergingen zwei Wochen, die wir im Gefängnis von Tscheljabinsk verbrachten. Dieses große Gefängnis war mit Bauern, die infolge der Kollektivierung dorthin gekommen und sehr deprimiert und wortkarg waren, und gewöhnlichen Kriminellen voll belegt. Man brachte uns in einen für politische Gefangene — die auf der Durchreise dort oft sehr lange bleiben müssen — reservierten Raum. Er war offen, und wir konnten uns im Flur ergehen, während die Säle der Bauern verschlossen waren.

Nach einigen Tagen füllte sich unser Saal mit Sozialdemokraten, die man von Taschkent in das Lager Werchni-Uralsk transportierte.

Sie waren wegen folgender Verbrechen zu drei Jahren Gefängnis verurteilt worden, einmal weil sie den Sozia-listitscheski Westnik (Sozialistischer Kurier), das Auslandsorgan der russischen Sozialdemokraten, lasen, dann weil sie andere verbannte Sozialdemokraten (die sich im hohen Norden, in Obdorsk, Narym, Turuchansk befanden und im Gegensatz zu ihnen arbeitslos waren) unterstützten. Unsere neuen Kameraden hatten schon acht bis zehn Jahre Verfolgungen hinter sich. Sie waren in Solowki, Werchni-Uralsk, Tobolsk und Tscheljabinsk in Haft gewesen. Die meisten von ihnen machten bereits ihre zweite Gefängniis-zeit durch.

Sie erzählten uns, wie man sie das letzte Mal „geschnappt" hatte. Ein junger Arbeiter aus dem Ural war eines Tages in ihrem Exil in Taschkent bei ihnen erschienen. Er war ein „freiwilliger" Menschewik und gehörte zur kommenden Generation. Die alten Verbannten empfingen ihn mit desto größerer Freude. Ihr Verhältnis zu ihm wurde noch herzlicher, als er bald nach seiner Ankunft krank wurde und ins Hospital gebracht werden mußte. Die ganze menschewikische Kolonie nahm sich fürsorglich seiner an. Bald darauf wurden alle verhaftet. Der junge Mann war GPU-Spitzel gewesen.

Am 7. November, dem Jahrestag der bolschewistischen Revolution, fuhren wir — zwei Jugoslawen, acht Sozialdemokraten, der Anarchist Tuljikin und drei Kriminelle — nach Werchni-Uralsk ab. Aus den Fenstern des Zuges konnten wir die Kundgebungen und Feiern in Troitsk, Magnitogorsk und anderen Orten beobachten — rote Fahnen, Versammlungen, während man uns ins Gefängnis brachte — was für ein Widerspruch! Überall am Horizont ragten neue riesige Fabriken, Schornsteine, Elektrizitätswerke auf. Man hatte gerade mit dem Bau Magnitogorsks begonnen. Ein neues Amerika entstand im sechsten Erdteil, der UdSSR.

Wir sollten noch am selben Abend an unser Ziel,Werchni-Uralsk gelangen.

Werchni-Uralsk

Die Eisenbahnlinie endete in Magnitogorsk, und wir mußten die Fahrt im Auto, quer durch die Kosakensteppe des Urals, fortsetzen.

Werchni-Uralsk ist ein kleines Nest. Das Gefängnis befindet sich einige Kilometer von ihm entfernt, inmitten der Steppe. Die Autos hielten vor dem Gebäude, und sogleich winkten uns die Gefangenen aus den Fenstern zu und schrien: „Wer seid ihr? Woher kommt ihr?" — „Wir sind Sozialdemokraten aus Taschkent. Aber es sind auch Trotzkisten dabei." Die Leute von der Verwaltung erwarteten uns an der Treppe. Nachdem sie die Sozialdemokraten wiedererkannt hatten, riefen sie: „Ach, da sind Sie ja wieder, Rojikowski, Diamantstein." Und diese riefen zurück: „Ach, Bizjukow, Matwejew, Sie spielen hier also immer noch die kleinen Tyrannen." Von allen Seiten erschollen fröhliche Willkommensrufe. Man führte uns zunächst zur Durchsuchung. Dann mußten wir unsere Zettel ausfüllen und wurden daraufhin in die verschiedenen Säle verteilt. Deditsch und ich kamen in einen großen Saal. Längs der Wände standen die Pritschen und in der Mitte ein Tisch, an dem ein Dutzend Häftlinge saßen. Die Beleuchtung war so kärglich — eine einzige kleine elektrische Birne! —, daß man die Gesichter nicht erkennen konnte.

Die Gefangenen hatten mit Pelz gefütterte Westen, Überzieher und Filzstiefel an. Es war sehr kalt und unbehaglich im Raum. Die erste Frage, die man uns stellte, lautete: „Wer seid ihr, woher kommt ihr?" Das Interesse für uns wuchs noch, als man erfuhr, daß wir keine Deportierten waren, daß wir uns vor verhältnismäßig kurzer Zeit noch in Freiheit befunden hatten und aus Leningrad kamen. Alle Gedanken der Gefangenen kreisten um das, was dort unten vorging, im Herzen des Landes, in der Freiheit. Wir nahmen am Tisch Platz und erzählten unsere Geschichte und was wir in der Freiheit gesehen und gehört hatten. Dann erfuhren wir, daß zwei Mitglieder unserer Oppositionsgruppe — Zankow und Glybowsky — sich seit sechs Wochen in diesem Gefängnis befanden. Glybowsky lag in dem Saal über unserem. Man rief ihm sofort durchs Fenster die große Neuigkeit zu, und sie machte dann bald die Runde durch alle drei Stockwerke des Gefängnisses. Der Aufseher pochte an die Tür: „Bürger, macht nicht solchen Lärm!" Aber niemand achtete auch nur im geringsten darauf.

Als wir mit dem ersten Teil unseres Berichts fertig waren, gab man aus unserem Saal durch den Kamin ein Zeichen, das bedeutete: „Wir teilen euch gleich das Neueste mit!" Und wirklich, ein paar Minuten später nahm ein Zettel mit einem Bericht über unsere Schilderungen denselben Weg. Wir waren nicht schlecht erstaunt über die Freiheit, in der die Häftlinge hier miteinander verkehren konnten. In dem Gefängnis, wo wir bisher gewesen waren, hatte es das nicht gegeben. Aber uns erwarteten noch größere Überraschungen.

Am folgenden Tage brachten uns die Kameraden Zeitungen, die im Gefängnis erschienen. Welche Fülle verschiedener Meinungen, welcher Freimut in jedem Artikel! Welche Leidenschaft und Offenheit in der Behandlung nicht nur theoretischer und abstrakter Probleme, sondern auch Fragen von brennender Aktualität! „Ist es noch möglich, das Regime auf friedlichem Wege zu reformieren, oder ist ein bewaffneter Aufstand, eine neue Revolution notwendig?" — „Ist Stalin bewußter oder nur unbewußter Verräter?" — „Ist seine Politik mit Reaktion oder Konterrevolution gleichzusetzen?" Man schrieb über all diese Fragen völlig rückhaltlos, ohne irgend etwas zu verschweigen, sozusagen auf jedes i das Tüpfelchen setzend, und — Graus über Graus! — jeder Verfasser unterzeichnete seinen Aufsatz mit seinem richtigen Namen! Aber unsere Freiheit beschränkte sich nicht auf dies allein. Beim Spaziergang, an dem die Insassen mehrerer Säle beteiligt waren, hielten die Gefangenen in einer Ecke des Hofes regelrechte Versammlungen ab mit Vorsitzendem, Schriftführer und Rednern, die nacheinander das Wort ergriffen. Bei diesen Versammlungen wurden die heikelsten und verbotensten Fragen schonungslos und ohne jede Hemmung behandelt. Der Aufseher, der uns auf dem Spaziergang begleitete, setzte sich derweil oder tat ein paar Schritte in der Nähe. Natürlich machte er einen Bericht über alles, was er hörte, aber keinen der Gefangenen schien das zu bekümmern. Ich hatte in der UdSSR so manches gesehen, aber so etwas Ungeheuerliches denn doch noch nicht.

Wo war ich? Auf einer verlorenen Insel der Freiheit irgendwo im Ozean der Sklaverei oder nur in einem Narrenhaus? Der Kontrast zwischen dem gedemütigten und terrorisierten Lande und der Geistesfreiheit, die in diesem Gefängnis herrschte, war so stark, daß ich mich dazu entschied, es erst einmal für ein Narrenhaus zu halten.

*

Unser Gefängnis bestand aus einem großen, dreistöckigen, viereckigen Gebäude. Es war ursprünglich Offiziersgefängnis gewesen und lag von Norden nach Süden. Die Mehrzahl der Gefangenen war im Nordflügel, wo es am kältesten war, untergebracht. Die Büros der Verwaltung befanden sich größtenteils im Südflügel, und die Beamten bewohnten ein besonderes Haus. Das Gefängnis war mit einer fünf Meter hohen Mauer umgeben, auf der sich Wachtürme befanden. Der Raum zwischen der Außenmauer und dem Gefängnis war durch weitere Mauern in fünf Höfe geteilt, auf denen die Gefangenen ihre Spaziergänge machten. Die Bäder befanden sich ebenfalls zwischen der Umfassungsmauer und dem Gefängnis. Die Küchen und die Zellen der Kriminellen, die im Gefängnis arbeiteten, lagen im Keller.

Das Gefängnis enthielt sechzig Säle, in jedem Stockwerk zwanzig. Die Säle waren nach Größe, Komfort und Temperatur verschieden. Ein Dutzend von ihnen hatte Holz-, die übrigen Zementfußböden. Zentralheizung war vorhanden, aber sie heizte das Erdgeschoß kaum. Da wir im Nordflügel des Erdgeschosses hausten, konnten wir uns selber davon überzeugen. Wir mußten den ganzen Winter Pelzwesten und Filzstiefel tragen. Die Kälte im Saal war so grimmig, daß sich in der Nacht eine dicke Eisschicht an der Innenseite der Fenster bildete. Die Einzelzellen im Nordwestteil des Gebäudes waren jedoch noch kälter. Die Zweibettzellen, die nach Westen lagen, waren die besten.

Die übrigen Räume waren große Säle für je sechs bis zwölf Gefangene.

Die Verpflegung bestand aus dem traditionellen Menü des armen Muschik: Brot und Suppe, morgens und abends, das ganze Jahr hindurch. Zum Mittagessen gab es außerdem eine Suppe aus schlechtem Fisch, Konserven oder halbverfaultem Fleisch. Wir hatten wegen dieses verfaulten Fleisches einige Auseinandersetzungen mit der Verwaltung; die Gefangenen weigerten sich mehrere Tage hintereinander, davon zu essen. Die tägliche Brotration betrug 700 Gramm, die monatliche Zuckerration ein Kilo, außerdem bekamen wir eine Ration Tabak, Zigaretten, Tee und Seife. Einmal in der Woche erhielten wir mit Kohlsalat und roten Rüben garnierten Hering, das einzige Mal, daß wir etwas Gemüse zu uns nahmen, und so war es für uns immer ein richtiges Fest. Das Brot war schwarz und nicht sonderlich gut. Zweimal im Jahr — am 1. Mai und 7. November —erhielten wir eine Scheibe Weißbrot; in drei Jahren habe ich also sechs Scheiben bekommen.

Dreimal am Tage bekamen wir heißes Wasser für den Tee. Die Bedienung besorgten Kriminelle. Diese eintönige Nahrung war auch in der Menge ungenügend. Wir mußten tagelang erbittert darum kämpfen, daß man uns die kläglichen Portionen nicht noch mehr beschnitt. Dennoch, im Vergleich zu anderen Gefängnissen und vor allem den Lagern im hohen Norden, wo Millionen Menschen zusammengepfercht waren, war es hier noch geradezu großartig.

Die Einrichtung der Räume war sehr kärglich. Jeder Gefangene hatte eine Pritsche und außerdem einen Nachttisch. Ferner gab es noch einen großen Tisch in der Mitte des Zimmers. Kleidung und Wäsche lieferte teils die Verwaltung, teils mußte man sie sich selber beschaffen. Aber die Verwaltung lehnte es systematisch ab, Kleidung und Wäsche herauszugeben, mit der Ausrede, sie habe nichts. Wir hatten darunter in dem letzten Winter, den ich dort verbrachte, ganz besonders zu leiden: viele wurden krank, weil ihnen Kleidung und Stiefel fehlten. Man mußte manchmal einen regelrechten Krieg mit der Verwaltung führen, um ein einfaches Hemd zu erhalten. Die einzige Ausnahme machte man den ausländischen Kommunisten gegenüber. Auf einen besonderen Befehl von Moskau mußte uns die Verwaltung unverzüglich alles geben, was wir brauchten. Als Deditsch sich nach zwei Jahren bei einer Kommission, die aus Moskau gekommen war, beschwerte und sagte, die Verwaltung gebe ihm keine Wäsche, erteilte die Führerin der Kommission, Andrejewa, dem Gefängnisdirektor Bizjukow einen strengen Verweis. Dieser verteidigte sich darauf erregt: „Aber ich habe Ciliga alles gegeben, was er haben wollte." — „Sie hatten jedoch Befehl, allen Jugoslawen und nicht nur Ciliga Wäsche zu geben", entgegnete Andrejewa. Dieser kleine Zwischenfall zeigt, daß Moskau sich auch noch in die kleinsten Einzelheiten des Strafvollzugs und die Beziehungen zwischen Gefangenen und Verwaltung einmischt. Die Spaziergänge der Gefangenen fanden zweimal am Tage statt und dauerten im Winter eine und im Sommer anderthalb Stunden. Vier bis fünf Säle, d. h. fünfundzwanzig bis fünfunddreißig Gefangene beteiligten sich daran und durften dabei tun, wozu sie Lust hatten: herumgehen, Versammlungen abhalten, Sport treiben (Fußball, Tennis, „Gorodki" — ein russisches Kegelspiel). Im Sommer erlaubte man ihnen, Gemüse oder Blumen anzupflanzen. Zweimal im Monat badeten die Gefangenen, und bei dieser Gelegenheit wurde die Bettwäsche gewechselt und die Leibwäsche zum Waschen gegeben. Das Gefängnis besaß eine große Bibliothek, deren Grundstock eine von dem zaristischen Gefängnis übernommene kleine Sammlung von Werken der russischen, französischen, englischen und deutschen Literatur bildete. Viele Bücher, besonders über Soziologie, Politik und Geschichte, waren der Bibliothek von Gefangenen bei ihrer Entlassung geschenkt worden. So konnte ich einige Neuheiten lesen: Andre Gides „Reise nach Kongo" und Travens „Baumwolle". Die Bibliothek war im ganzen durchaus nicht schlecht. Andererseits brachten viele Häftlinge eine hervorragende Auslese ihrer eigenen Bücher mit, oft hundert, manchmal sogar zwei- oder dreihundert Werke. Einige Gefangene ließen sich von ihren Angehörigen die Neuerscheinungen schicken, und davon profitierten nicht nur sie selber, sondern auch ihre Saalgefährten ebenso wie die aus den benachbarten Sälen. Die Gefangenen durften übrigens auf eigene Kosten alle in der UdSSR erscheinenden Zeitschriften abonnieren. Von ausländischen Zeitungen bekamen wir nur die Hauptorgane der Kommunistischen Partei — Rote Fahne, Humanite, Daily Worker — zu Gesicht, und zwar erhielt jeder Stock je ein Exemplar von ihnen.

Es ist nicht übertrieben, zu behaupten, daß das Gefängnis von Werchni-Uralsk mit seinen zweihundert oder zweihundertfünfzig Gefangenen eine wahre Universität der sozialen und politischen Wissenschaften bildete — die einzige unabhängige Universität in der UdSSR. Eine wichtige Frage war die des Verkehrs der Häftlinge untereinander. Obwohl er an sich verboten war, wurde er in Wirklichkeit doch bis zu einer gewissen Grenze geduldet. Zwischen den vier oder fünf Sälen eines

Stockwerks, deren Insassen gemeinsam auf den Hof geführt wurden, waren natürlich leicht Beziehungen anzuknüpfen. Weniger leicht ließ sich die „Querverbindung" zwischen den Sälen in den verschiedenen Etagen herstellen. Aber man wußte sich auch da zu helfen: auf ein gegebenes Signal hin ließ man von den Fenstern des oberen Stockwerks einen Sack, in den man die „Post" hineintat, herunter. Die Wärter hatten lange Stangen mit Haken, mit denen sie die Säcke abzufangen versuchten. Das gelang ihnen aber nur selten, denn es war unmöglich, alle Fenster ständig zu überwachen, und es gab außerdem viele Gefangene, die kühn genug waren, mit Stöcken gegen die Stangen anzugehen. Die „Spielregel" verlangte, daß man sich besiegt erklärte, sobald es einem geglückt war, den Sack zu fassen oder wieder hochzuziehen. Die Gitter an den Fenstern, die noch aus der Zarenzeit stammten, waren weitmaschig genug, um all diese Manöver zu gestatten.

Das Gefängnis war durch Längs- und Querflure in drei Teile geteilt: den „Norden", den „Südosten" und den „Südwesten". Es war bedeutend schwieriger, regelmäßige Verbindungen zwischen den drei Abteilungen zu schaffen, aber es mußte unbedingt erreicht werden, um ein politisches Leben im Gefängnis zu ermöglichen. Die Verwaltung ihrerseits bemühte sich, einen Stundenplan für die Spaziergänge aufzustellen, um diesen Verkehr zu erschweren. Aber die Gefangenen sparten weder Zeit noch Mühe, um zum Ziel zu kommen. Man ernannte ein „Post-Triumvirat", das für das gute Funktionieren des illegalen Verkehrs im gesamten Gefängnis verantwortlich war. Die von jeder Gruppe ernannten „Briefträger" waren diesem Triumvirat unterstellt.

Wir durften mit unseren nächsten Angehörigen korrespondieren. Die Kommunisten konnten neunmal im Monat schreiben oder Briefe empfangen, die Sozialisten und Anarchisten dagegen nur sechsmal. Die Gefängniszensur strich erbarmungslos jede genauere Angabe über das Leben im Gefängnis — oder in den Briefen der Verwandten über das Leben in der Freiheit. Manchmal schnitt man mit der Schere den halben Brief fort. Außerdem wurde er chemisch untersucht. Dennoch hinderten uns all diese Vorsichtsmaßnahmen nicht, eine gewisse Verbindung mit der Außenwelt und sogar dem Ausland aufrechtzuerhalten. So empfingen wir nicht nur Briefe, sondern sogar im Ausland erschienene Schriften Trotzkis. In dieser Hinsicht war unser Gefängnis besser bedacht als viele andere. Wir Jugoslawen durften nicht an unsere Verwandten im Ausland schreiben, und da ich in Rußland nicht einen Angehörigen hatte, konnte ich im Zeitraum von drei Jahren nicht einen einzigen Brief abschicken noch bekommen. Was tut's, wenn die Angehörigen vor Sorge um das Schicksal ihres Sohns oder Bruders fast vergehen — die Hauptsache ist, man erfährt im Ausland nicht, daß man ihn in Rußland wegen seiner Ablehnung des bürokratischen Regimes ins Gefängnis gesteckt hat! Eine andere Besonderheit dieses Gefängnisses war es, daß einem kein Besuch vonAngehörigen gestattet war. Die Erlaubnis wurde nur in Moskau erteilt und nur ganz ausnahmsweise. Ich weiß lediglich von zwei oder drei Fällen, daß diese Genehmigung gegeben wurde: dennoch waren wir mehr als zweihundert Gefangene, und ich war dort mehrere Jahre! Einige Frauen von Häftlingen wollten sich in "Werchni-Uralsk niederlassen, um ihren Männern leichter etwas Essen bringen zu können und sich ihnen näher zu wissen, aber die GPU befahl ihnen, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden zu verlassen.

Wir waren schon einige Zeit in Werchni-Uralsk, als sich eines Abends plötzlich die Tür zu unserem Saal öffnete und man einen Neuen hereinführte... Draguitsch! Was für eine Überraschung! So wollte es das Schicksal, daß wir überall zusammen waren: in Jugoslawien, in Moskau, in Leningrad und schließlich in Werchni-Uralsk.

Das politische Leben im Gefängnis

Am meisten in diesem Gefängnis interessierten mich sein politisches Leben und die Ideen, von denen dieses Leben bewegt wurde. Soweit man sich in der UdSSR in Freiheit befindet, kann man das politische Leben des Landes nur im kleinsten Kreise verfolgen und diskutieren. Das ist eine harte Aufgabe. Es stellen sich einem da mehr Fragen, als man zu beantworten vermag, zumal wenn man Ausländer und erst zehn Jahre nach der Revolution nach Sowjetrußland gekommen ist. Aber sich unter zweihundert Gefangenen zu befinden, die alle politischen Richtungen des riesigen Rußlands vertraten — das war etwas ganz Besonderes, denn dadurch vermochte ich das politische Leben Rußlands in all seinen Schattierungen kennenzulernen.

Als ich im November 1930 dorthin kam, ging die Ära der „Kapitulationen", die seit achtzehn

Monaten die russische Opposition demoralisierten und zersetzten, ihrem Ende entgegen. „Du hast ja kapituliert", war die schlimmste Beleidigung, die man in einer Diskussion seinem Gegner entgegenschleudern konnte. Aber allmählich hörten die Kapitulationen auf, und sechs Monate später begann man, sogar jene ins Gefängnis zu stecken, die zwar einst kapituliert, sich aber nicht als genügend entschlossene Verfechter der Generallinie erwiesen hatten.

Die Mehrzahl der kommunistischen Häftlinge waren Trotzkisten: hundertzwanzig von insgesamt hundertvierzig. Unter den Nichtkommunisten gab es drei wesentliche Gruppen, deren jede ein Dutzend Mitglieder hatte: die russischen Menschewiken (Sozialdemokraten), die georgischen Sozialdemokraten und die Anarchisten. Die aus der Revolution und vor allem dem Fünf jahresplan sich ergebenden brennenden Probleme bewirkten in diesem Milieu eine ständige starke Bewegung und eine tiefgehende ideologische Krise, die eine völlige Zersplitterung der politischen Richtungen begünstigte. Erst später, als die sozialen und wirtschaftlichen Ergebnisse des Fünfjahresplans sich klar enthüllten, fand in diesem Gefängnis eine politische Neugruppierung statt.

Es war die Regel, daß jeder neuankommende Gefangene eine detaillierte Schilderung dessen, was er in der Freiheit gesehen hatte und das von Interesse für seine Kameraden sein konnte, niederschrieb. Wir Jugoslawen taten das wie alle anderen; wir konnten auf die gleiche Weise auch die neuesten Informationen von Neuankömmlingen erhalten.

Die Nachrichten über das Schicksal der deportierten Bauern enthüllten uns eine Welt des Schreckens und des Todes. Als ich noch in Freiheit war, hatte ich oft von Bauernaufständen und Deportationen reden gehört, aber niemals mir den Umfang und die Grausamkeit dieser Unterdrückung vorstellen können. Ein Genosse, der aus der Gegend von Narym kam, berichtete uns, daß man dort im Herbst die Ankunft von hunderttausend deportierten Bauern erlebt hatte. Alle Gebäude bis zu den Kirchen waren überfüllt. Frauen und junge Mädchen gaben sich dem ersten Besten für ein Stück Brot hin. Dann verteilte man die Bauern für den Winter auf die entlegensten und verlassensten Bezirke, was für sie den sicheren Tod bedeutete. Ich konnte mir nun das Bild vervollständigen, das ich mir von der Kollektivierung gemacht hatte... Hunderttausend Deportierte allein in dem Gebiet von Narym und alle zu einer Zeit! Wieviele solcher Unglücklichen hatte es in ganz Rußland in den vier Jahren der „Entkulakisierung" gegeben?

Andere Gefangene berichteten von den Leiden der Bauern auf der Fahrt ins Exil. Die ukrainischen Bauern wurden in Sonderzügen nach Sibirien deportiert. Die Reise dauerte vierzig Tage. Wie Vieh waren sie in den Waggons eingepfercht, und es war ihnen streng verboten, beim Halten des Zuges auszusteigen. Man gab ihnen keinerlei Verpflegung; oft hatten sie nicht einmal Wasser. Die Vorräte, die sie hatten mitnehmen können, reichten für eine so lange Reise nicht aus. Die Leute starben in Massen, und es spielten sich dabei grauenhafte Szenen ab. Zahlreich waren auch die Berichte über die Ausschreitungen der Dorfbehörden. Ich will nur einen erwähnen, den wir aus Sibirien bekamen. Man hatte dort eine Gruppe von Bauern erschossen. Der GPU-Vertreter hatte sie gezwungen, sich selbst ihr Grab zu schaufeln. Dann ein paar Schüsse — und man bedeckte die Leichen mit Sand. Plötzlich jedoch bewegte sich eine Hand im Sande: man hatte in der Hast der Exekution vergessen, einen der Unglücklichen zu erschießen...

Aber, wie wir später erfahren sollten, all diese Greuel waren noch nichts gegen die von 1932.

In den ersten vier Monaten meiner Haftzeit in Werchni-Uralsk fanden zwei große politische Prozesse gegen die „Industriepartei" der Ingenieure (Anfang Dezember 1930) und das Büro der Menschewiken (Anfang März 1931) statt. Ihr Echo hallte bis in unser Gefängnis, und die Verurteilten des zweiten Prozesses wurden zudem auch bald darauf nach Werchni-Uralsk transportiert. Heute hat fast die ganze Welt sich von der Verlogenheit der Anschuldigungen überzeugen können. Aber der wahre Sinn dieser Prozesse ist Geheimnis geblieben. In dem ersten Prozeß war eine Gruppe bedeutender sowjetischer Spezialisten angeklagt, Professor Ramzin an der Spitze. Man beschuldigte sie, ein ausgedehntes Sabotage- und Spionagenetz im Auftrag des französischen Generalstabs, der eine militärische Intervention gegen Rußland vorbereitete, organisiert zu haben. Die Angeklagten gestanden alles bis zu den letzten Einzelheiten. Nach Ramzins Aussage planten sie, an Stelle der Sowjetregierung eine „Ingenieurregierung" einzusetzen. Sie wurden zum Tode verurteilt. Aber die Regierung wandelte „in Anerkennung der offenen Geständnisse" die Todes- urteile in Gefängnisstrafen um. Man erschoß in Rußland Tausende von Menschen wegen unendlich geringerer Ver-gehen; darum mußte diese unerwartete Milde höchst ver- dächtig erscheinen.

Unsere trotzkistischen Genossen im Gefängnis schienen durch diesen Prozeß völlig verwirrt zu

sein. Die meisten von ihnen zogen es vor, dazu zu schweigen. Wenn ich mich nicht täusche, wurde ihm auch keiner der vielen Ar-tikel, die man im Gefängnis schrieb, gewidmet. Einige

sagten, der Prozeß bestätige die von der Opposition einst gemachten Enthüllungen über den wachsenden Einfluß der bourgeoisen Techniker. Stalins Milde beweise einmal mehr, daß er Verbindung mit ihnen habe. Andere dagegen sahen in diesem Kampf Stalins gegen die Spezia- listen nur einen Beweis dafür, daß man hier, wie bei der Kollektivierung, zum Rückzug blasen müsse. In einem Brief aus dem Exil schloß sich Rakowski dieser Meinung an. Trotzki dagegen neigte mehr der ersten Ansicht zu, aber wir wußten das damals noch nicht. Es gab noch eine dritte Gruppe, zu der auch ich gehörte, und die die Meinung vertrat, es handle sich bei diesen Prozessen keineswegs um den Kampf des Proletariats gegen die bürgerlichen Spezialisten, sondern allein um die Konkurrenz zwischen zwei bürokratischen Gruppen. Wahr an der Anklage war die Unzufriedenheit der Spezialisten, ihr heimlicher Wunsch, die Kommunisten sich bei einem Scheitern des Fünf jahresplans den Hals brechen zu sehen, was ihnen selbst den Weg zur Macht freigelegt hätte. Alles übrige jedoch war Lüge und von der GPU in Szene gesetzt. Stalin, oder vielmehr die kommunistische Bürokratie, brauchte einen Sündenbock, auf den sie den Zorn der hungernden Massen ablenken konnte; sie wollte ihre Konkurrenten, die Techniker, kompromittieren und den Massen Angst einjagen: „Wenn ihr uns, die Stalinisten, nicht unterstützt, wird es für euch nur noch schlimmer werden; es wird wieder Krieg geben, und die Privatkapitalisten und die Strafkommandos der Kosaken werden wiederkehren." Einer der Angeklagten, Ramzin selber, wenn ich mich nicht irre, „gestand" tatsächlich, daß die „Ingenieure" entschlossen gewesen seien, das russische Proletariat niederzumetzeln.

Mitglieder der Moskauer Opposition, die nach dem Prozeß verhaftet worden waren, lieferten uns noch genauere Informationen. Ramzin war nach dem Prozeß nicht einmal ins Gefängnis gesteckt worden: man hatte nur „Hausarrest" über ihn verhängt — und auch das nur zum Schein. Nach einer sechsmonatigen Unterbrechung — die durch die Voruntersuchung oder vielmehr durch die Vorbereitung der Komödie bedingt war — hatte Ramzin gleich nach Abschluß des Prozesses seine Vorlesungen am Thermo-dynamischen Institut wieder aufgenommen, wobei er mit dem üblichen Satz begonnen: „Wir waren das letzte Mal stehen geblieben..."

Sehr viel interessanter war die Haltung der Moskauer Arbeiter während der Prozesse. Die Stalinsche Regierung hatte in den durch den Hunger erschöpften Massen einen Sturm der Empörung gegen die „Ingenieure" entfesseln können. Die Arbeiterdemonstrationen in Moskau entbehrten nicht einer gewissen Aufrichtigkeit: die Teilnehmer forderten den Tod der „Verräter", der „Saboteure", der „Spione". Aber als die „reuigen" Schuldigen mit verhältnismäßig milden Strafen davongekommen waren und man den Helden des Prozesses, Ramzin, in Freiheit gesetzt hatte, verbargen die Massen, nach den Beobachtungen unserer Gewährsmänner, nicht ihre Bitterkeit: „Man macht sich über uns lustig, man spielt uns eine Komödie vor", das war das Gefühl des Volkes.

Eine bezeichnende Stelle in Ramzins Aussage bestärkte die Vermutung, daß es sich bei dem Prozeß um nichts weiter als den Kampf zwischen zwei konkurrierenden Gruppen handelte. Ramzin hatte geäußert, seine Gruppe habe nicht die Absicht gehabt, die Verstaatlichung der Industrie wieder aufzuheben und die Privatindustrie wieder herzustellen, sondern nur das Privatkapital — ausländisches oder russisches, einschließlich des ehemaligen Grundbesitzes — in einem gewissen Maß an der Staatsindustrie zu beteiligen. Es erschien mir völlig logisch, vom Blickpunkt der Techniker her, daß sie der Industrie ihren Charakter als Staatsindustrie erhalten wollten; ihre soziale Stellung wäre in einem solchen System sehr viel bedeutender gewesen als im privatwirtschaftlichen System. Der Kampf zwischen Kommunisten und Technikern ging also nicht auf einen Klassengegensatz oder den Antagonismus zwischen zwei verschiedenen Wirtschaftsauffassungen zurück, sondern war nur ein Streit um ein und denselben Kuchen. Die Rolle, die die Arbeiterdemonstrationen spielten, war leicht zu begreifen. Die kommunistische Bürokratie brauchte sie, um die Techniker zu erschrecken, um ihnen zu beweisen, daß sie, trotz all ihrem Wissen, ohnmächtig waren, da man jederzeit die Massen gegen sie aufwiegeln konnte. War es deshalb nicht besser, sich der kommunistischen Bürokratie zu unterwerfen und dafür die Privilegien zu empfangen, die diese den Technikern zum Nachteil der Massen gewährte?

Ramzins späteres Schicksal ist bezeichnend. Nach allgemeiner Ansicht hatte er in dem Prozeß bewußt die Rolle des Provokateurs gespielt. So wurde er einige Jahre danach in all seine Rechte wieder eingesetzt und mit dem Leninorden — unter dem Vorwand „für wissenschaftliche Verdienste" — ausgezeichnet. Die Stalinsche Regierung „rächt sich nicht an den Schuldigen, sie erzieht sie um!"

Im Gegensatz zu dem „Industriepartei”-Prozeß herrschte im Gefängnis über den Menschewiken-Prozeß nur eine Meinung: wir hielten ihn für ein Ränkespiel der GPU. In der Zeit zwischen den beiden Prozessen kam es zu einem Skandal innerhalb der Partei: man deckte die Opposition von Syrtsow und Lominadze auf. Syrtsow war Präsident des Rats der Volkssommissare. Lominadze war einer der bekanntesten jungen Führer der kommunistischen Partei. Diese Opposition war durch zwei völlig neue Merkmale gekennzeichnet: sie befleißigte sich systematisch der „Heuchelei”, verteidigte Stalin öffentlich und bekämpfte ihn hinter den Kulissen und verwirklichte zum ersten Male den Zusammenschluß zwischen der Rechtsund Linksopposition. Obwohl Syrtow der Rechtsopposition nicht angehörte, teilte er doch ihre Ansichten, und Lominadze war einer der Linksstalinisten, die von einem Block Stalin-Trotzki-Sinowjew träumten. Aber Stalin fackelte nicht lange. Zu einer Erklärung aufgefordert, kapitulierten die beiden und wurden auf untere Posten in der Hierarchie zurückversetzt. Stalin benutzte den Zwischenfall, um seine Stellung zu festigen. Rykow wurde aus dem Präsidium des Rats der Volkskommissare entfernt und durch Molotow ersetzt, während mit der Leitung der Industrie Ordchonikidze, Stalins intimer Freund, betraut wurde. Die engsten Mitarbeiter Syrtows und Lominadzes wurden ins Gefängnis gesteckt oder in die Verbannung geschickt. Einer von ihnen, Rjutin, ehemaliger Sekretär der kommunistischen Partei in Kras-naja-Presnia und eine der Säulen der Rechten, kam in unser Gefängnis.

Rjutin im Gefängnis! Derselbe Rjutin, der 1925—1927, zur Zeit des Blocks Stalin-Bucharin gegen Sinowjew und Trotzki der blutrünstigste Verfolger des Trotzkismus, befand sich jetzt im Gefängnis, allein unter seinen Opfern, ihnen auf Gnade und Ungnade ausgeliefert. Das war eine große Versuchung. Aber seit 1927 war schon viel Wasser die Wolga hinuntergeflossen, und so bereitete das Gefängnis Rjutin zwar einen frostigen, aber stillen Empfang. Und er wurde dann übrigens auch bald anderswohin transportiert.

In dieser Zeit erkrankte ich an Rheumatismus und lernte so eine sehr bedeutsame Einrichtung im Gefangenenleben kennen: das Gefängnislazarett. Es befand sich ebenso wie das Sprechzimmer des Arztes in einer ihrer eigentlichen Bestimmung entzogenen Kirche. Die Häftlinge waren oft krank. Die Kommunisten hatten im allgemeinen Jahre des Bürgerkrieges und der Entbehrungen, die Anarchisten und Sozialisten zehn Jahre Gefängnis, Konzentrationslager, Exil hinter sich. Außerdem hatte die GPU es prächtig verstanden, das Nervensystem ihrer Opfer zu zerrütten. Man kann sich unschwer den Zustand krankhafter Nervosität vorstellen, in dem die Gefangenen lebten. Das Lazarett war nicht die einzige Zuflucht der erschöpften Gefangenen. Wenn sie genug von der Politik hatten, fanden sie in der Literatur Trost und Erholung. Das beliebteste Buch waren damals die Memoiren eines alten bolschewistischen Verschwörers — der seit der NEP Trotzkist war —, A. K. Woronskis „Ströme und Sümpfe”. Seine melancholischen dichterischen Schilderungen der revolutionären Kampfzeit von 1903 bis 1917 ergriffen eine ganze Generation, die das verlorene Paradies beweinte. Der oppositionelle Kreis in unserem Gefängnis war trotz der heftigen Sprache, die man gegen Stalin führte, im Grunde konservativ. Sobald es darum ging, das Regime zu kritisieren, verrieten die Leute eine völlig unerwartete Angst. Sie klammerten sich lieber an leere Worte und die lächerlichsten Märchen, als nach etwas Neuem zu suchen.

So war es schwer, einen psychologischen Unterschied zwischen der kommunistischen russischen Partei und ihrer Opposition festzustellen...

„Wie können Sie behaupten, daß wir nicht mehr Parteimitglieder sind? Sie reden ja wie Stalin!” rief der sympathische alte Gorlow entrüstet aus. „Aber”, entgegnete ich, „wie sollen wir uns noch für Mitglieder einer Partei halten können, die uns ausgeschlossen hat und uns von der GPU ins Gefängnis hat sperren lassen!” Gorlow beharrte indessen darauf, daß die panrussische kommunistische Partei darum doch unsere Partei bleibe und daß Stalin nur ein Usurpator, ein gemeiner Betrüger sei .

Das war durchaus ernst gemeint. Und als ich eines Tages über den von der ‚Prawda' berichteten Rückgang der Kohleförderung im Donezbecken meine Freude äußerte, beschworen mich zwei Mitglieder der georgischen Opposition einhellig: „Wir haben die Pflicht, uns über jedes Zeichen einer Schwächung der Sowjetmacht zu beunruhigen. Wir müssen gewiß die Partei davon überzeugen, daß Stalins Politik verderblich ist, aber wir dürfen unserer eigenen sowjetischen Regierung gegenüber nicht wie De-faitisten handeln.” Ich versuchte sie zu beruhigen, indem ich ihnen erklärte, es gehe dabei nicht um Defaitismus; ich freue mich nur über den Widerstand, den die Arbeiter im Donezbecken endlich der bürokratischen Willkür entgegensetzten. Aber dieses Argument verfing bei ihnen nicht. Jeder Angriff auf die Regierung, selbst wenn er von den Arbeitern kam, erschien ihnen

als Zeichen fortschreitender Gegenrevolution.

Mit Besorgnis stellte ich übrigens fest, daß in Trotzkis Briefen und seinen anderen schriftlichen Verlautbarungen, die zu uns ins Gefängnis gelangten, niemals von Streiks, von einem Aufruf der Arbeiter zum Kampf gegen die Bürokratie, einer Mobilisierung der Arbeiterklassen zur Durchsetzung des trotzkistischen Wirtschaftsprogramms die Rede war. Seine Kritik, seine Argumentation, seine Ratschläge schienen an das Zentralkomitee, an den Parteiapparat gerichtet.

Es sei hier nur kurz erwähnt, daß Trotzkis ebenso wie die der Sozialisten und Anarchisten in Rußland legal erschienene Schriften vor dem Verbot der entsprechenden Gruppen nicht in Acht und Bann getan waren und von der GPU bei den Gefangenen nicht beschlagnahmt wurden.

Wir konnten im Gefängnis ungehindert die alten Werke von Trotzki, Plechanow, Martow, Krapotkin, Bakunin lesen. Aber von 1934 an begann man alle diese bis dahin erlaubten Schriften zu konfiszieren. Bakunins Werke, die zu dieser Zeit von Steklow herausgegeben wurden, waren nicht zum Verkauf bestimmt, sondern nur einem kleinen Kreis Eingeweihter zugänglich.

Die Briefe, in denen Trotzki und Rakowski zu aktuellen Problemen Stellung nahmen, wurden im Gefängnis lebhaft kommentiert. Man war nicht wenig betroffen über den Geist der Hierarchie und des unbedingten Gehorsams gegen den Führer, von dem die russische Opposition durchdrungen war. Jedes Wort Trotzkis galt als Evangelium. Übrigens, die Rechts- ebenso wie die Links-Trotzbisten legten diese Worte offensichtlich tendenziös aus. Der völligen Unterwerfung der Partei unter Lenin und Stalin entsprach bei der Opposition die Unterwerfung unter Lenin und Trotzki: alles übrige war eine „Einflüsterung des Teufels".

Ich erinnere mich noch genau des Briefes vom März 1930, in dem Trotzki den von Stalin angeordneten Rückzug verurteilte und seinen eigenen Rückzugsplan darlegte. In seinem Brief vom August 1930 befaßte er sich mit dem eben abgeschlossenen XVI. Parteikongreß. Einer seiner Sätze: „Die Vorbereitung des Bonapartismus in der Partei ist abgeschlossen", wurde zur Grundlage allen Argumen-tierens und aller Thesen der Linken. Die Anhänger der Rechten dagegen maßen ihm nur rhetorischen Wert bei. Die tatsächliche Zwiespältigkeit der Trotzkistischen Haltung bewirkte in unserem Gefängnis das Entstehen zweier antagonistischer Gruppen, deren jede sich an eine der beiden einander widersprechenden Ansichten des Führers klammerte. Im Februar 1931 erwähnte Trotzki kurz den wirtschaftlichen Erfolg des Fünfjahresplans; dann lasen wir fast ein ganzes Jahr nichts mehr von ihm. Ich habe schon von Rakowkis Berichten gesprochen. Dieser spielte keinerlei selbständige Rolle in der Opposition, die als ihren Führer nur Trotzki anerkannte. Man hörte auf Rakowski nur insoweit, als er Trotzkis Beauftragter war.

Ein Hungerstreik

Der friedliche Verlauf unserer politischen Diskussionen wurde jäh durch einen heftigen Konflikt mit der Verwaltung unterbrochen, der mehrere Monate lang all unsere Kräfte beanspruchte.

Es war gegen Ende April. Die Schneestürme im Ural — die selbst im gutgeschützten Gefängnishof jeden Spaziergang unmöglich gemacht hatten — hatten gerade aufgehört. Der Schnee schmolz, und die Sonne schien wieder. Es war Frühling. Das Gefängnisleben wurde erträglicher. Plötzlich hörte man einige Schüsse... Ein Wachtposten der Roten Armee hatte eben auf den Gefangenen Gabo Jessajan, der am Fenster seiner Zelle gestanden, geschossen, und die Schüsse hatten seine Lunge durchschlagen. Eine ungeheure Erregung bemächtigte sich des Gefängnisses. Alle waren sofort einer Meinung darüber, daß eine solche Tat nicht geduldet werden konnte. Die Empörung wuchs noch, als wir die Vorgeschichte des Falls erfuhren, die bewies, daß das Attentat wohlüberlegt war. Seit einigen "Wochen nämlich schon drohten die Wachtposten bei jeder Gelegenheit, auf die Gefangenen zu schießen. Diese hatten einen ihrer „Ältesten" zum Direktor des Gefängnisses geschickt, um sich bei ihm zu beschweren, und er hatte darauf geantwortet: „Das ist die einzige Sprache, die ihr versteht." Das bewies nur allzu deutlich, daß die Wachtposten sich nur nach den Anweisungen des Direktors gerichtet hatten.

Eine nach der anderen beschlossen die Spaziergangs-Gruppen zum Protest am'gleichen Abend in den Hungerstreik zu treten. Man wählte sogleich ein aus drei Mann bestehendes Streikkomitee. Wir proklamierten unsere Streikziele: 1. Abberufung und Bestrafung des Gefängnisdirektors Bizjukow; 2. Garantien gegen neue Attentate; 3. Freilassung des verletzten Jessajan, damit er sich gesund pflegen kann; 4. Verbesserung des Strafvollzugs und der Verpflegung.

Der Hungerstreik begann am selben Abend. Wir übergaben der Verwaltung alle Lebensmittel, die wir besaßen. Das Streikkomitee erhielt diktatorische Vollmachten. Es telegraphierte unverzüglich nach Moskau und bestimmte, daß zwanzig ernstlich kranke Kameraden den Streik erst in drei Tagen beginnen sollten. Jede Privatkorrespondenz zwischen Verhafteten oder mit Angehörigen mußte aufhören. Man tat alles Notwendige, um die Moskauer Oppositionskreise zu informieren.

Mehr als hundertfünfzig Gefangene nahmen an dem Streik teil. Einige Kranke begannen ihn aus Solidarität gleichzeitig mit den anderen. Drei Tage später standen alle Kommunisten, d. h. 176 Häftlinge, im Streik. Die Sozialisten legten ebenfalls Protest gegen den Amtsmißbrauch der Verwaltung ein. Einige Anarchisten beteiligten sich aus Kameradschaft am Streik. Am dritten Tage erschien der Gefängnisarzt, aber wir weigerten uns, ihn zu empfangen. Einige Gefangene erkrankten schwer: Herzanfälle, Ruhr usw. Zwei Tage nach Verkündung des Hungerstreiks versetzte eine neue Hiobsbotschaft das ganze Gefängnis in Erregung: eine der gefangenen Frauen, Wera Berger, war, am Ende ihrer Kräfte, wahnsinnig geworden. Am nächsten Morgen brachte man sie in die Irrenanstalt von Perm... Mit zusammengebissenen Zähnen führten wir stumm und diszipliniert den Streik weiter. Am fünften Tage wurde wieder jemand wahnsinnnig, aber dieser Fall erregte uns weniger als der erste. Denn der Betreffende, Viktor Kraini, war uns schon seit einiger Zeit verdächtig. Steckte die GPU dahinter, um uns zu demoralisieren und damit den Streik zum Scheitern zu bringen? Man brachte auch Kraini fort, aber wir erfuhren nicht, wohin, was unseren Verdacht nur noch bestärkte. Immerhin, erwiesen war es nicht, daß er ein Spitzel war. In unserem Saal hungerten elf oder zwölf. Die einen lasen, unterhielten sich, gingen hin und her, während die anderen liegen blieben. Ich stellte fest, daß das völlige Fasten die Aktiven und Entschlossenen viel weniger deprimierte als die anderen. Meine späteren Erfahrungen bestätigten mir, daß der Widerstand gegen den Hunger vor allem eine Frage des “Willens ist. Die Verwaltung hatte sich für eine Hinhalte-Taktik entschieden. Nach einer “Woche gab der Direktor dem Streikkomitee ein Telegramm aus Moskau bekannt, das das baldige Eintreffen einer Untersuchungskommission der GPU ankündigte. Die Kommission werde gut acht Tage brauchen, um in unseren entlegenen “Winkel zu gelangen, sagte der Direktor und schlug uns darum vor, den Hungerstreik bis dahin einzustellen. Der Vorschlag wurde von den „Streikenden” fast einmütig angenommen. Nur zwei oder drei vermuteten darin ein Manöver der Verwaltung.

Nachdem der Streik, abgebrochen war, erhielten wir zunächst eine Sonderverpflegung. Und so kam der 1. Mai heran, den wir mit Versammlungen und Liedern feierten. Wir hefteten von allen möglichen Parolen umrahmte Bilder Trotzkis an die Wände. Die Aufseher wurden darüber fuchsteufelswild, aber weiter geschah nichts. Die verschiedenen trotzkistischen Gruppen wollten ihrem verbannten Führer Glückwünsche schicken, die Wärter lehnten jedoch die Annahme der Depeschen ab: „Wir geben keine Glückwünsche von Konterrevolutionären weiter”, sagten sie.

Natürlich feierten Sozialisten und Anarchisten ebenfalls den Revolutionsfesttag. Alle Fenster waren mit roten Fahnen geschmückt, und die Gefangenen hatten rote Abzeichen hergestellt, die wir uns ins Knopfloch steckten. Ein Paradoxon des sowjetischen Lebens: dasselbe Fest, unter derselben Fahne, auf beiden Seiten der Barrikade... Tage und Wochen verstrichen. Keine Untersuchungskommission... Die Verwaltung behauptete, die Reise der Kommission habe sich durch etwas Unvorhergesehenes verzögert. Nach zwei Monaten verloren die Gefangenen die Geduld: Anfang Juli proklamierten wir einen neuen Hungerstreik. Zum Erstaunen der GPU wurde er wieder so einmütig durchgeführt wie der erste. Die zornigen Worte des Direktors, der ein neues Telegramm in den Händen schwang, das besagte, die Untersuchungskommission sei schon unterwegs, beirrten uns nicht im geringsten. Am siebten Tage des Streiks traf die Kommission endlich ein, aber wir setzten ihn trotzdem fort, fest entschlossen, ihn nur abzubrechen, wenn wir Genugtuung erhalten hätten. Zwei unserer Kameraden, die, obwohl kerngesund, den Streik von sich aus aufgegeben hatten, wurden aus unserer kleinen Gemeinschaft ausgeschlossen. Der eine der beiden „Kapitulierte” schließlich, während der andere gelobte, in Zukunft eine ganz besondere Solidarität zu beweisen, worauf wir ihm nach drei Monaten erlaubten, wieder in unser kommunistisches „Kollektiv” zurückzukehren. Das Verhalten eines anderen Häftlings, Kiknadze, verdient erwähnt zu werden. Obwohl er mit dem zweiten Hungerstreik nicht einverstanden war, fastete er mit den anderen mit. Dennoch, als seine Frau aus Moskau kam und ihm einen Brief seines alten Kampfgenossen Ordsho-nikidze überbrachte, entschloß er sich, zu „kapitulieren”, wartete jedoch loyalerweise damit, bis der Streik beendet war.

Die Untersuchungskommission bestand aus drei Personen. Andrejewa, Subdirektorin der politischen Geheimabteilung des GPU-„Kollegiums”, war die höchste Vorgesetzte der Gefangenen.

Sie hatte die Besonderheit, die Lebensläufe von einigen tausend Kämpfern der verschiedenen kommunistischen und sozialistischen Parteien genau im Kopf zu haben. Sie verfolgte sie mit sichtlichem Vergnügen und war eifrig darauf bedacht, im Gefängnis oder Exil die Männer von ihren Frauen, die Kinder von ihren Eltern zu trennen. Das zweite Mitglied der Kommission war Popow: er war der Chef der Strafvollzugsabteilung der GPU. Der dritte — sein Name ist mir entfallen — bekleidete den Posten des Oberstaatsanwalts. Er war ein polnischer Kommunist, ehemaliger Eisenbahner, der sich von den anderen Mitgliedern der Kommission durch seine höflicheren, „europäischen" Manieren vorteilhaft unterschied.

Andrejewa begann mit der Erklärung, die GPU erkenne keinerlei Gesamtvertretung der kommunistischen Häftlinge an und lehne es deshalb ab, mit unserem Komitee zu verhandeln. Sie trug eine Tschekistenuniform, schwere Stiefel und kam mit grimmigem Blick und fliegendem Haar in die Säle der streikenden Gefangenen gestürmt. Aber statt mit ihr zu diskutieren, verwiesen die Gefangenen sie an das Streikkomitee. Am nächsten Tage wechselte Andrejewa ihre Taktik. Parfümiert und elegant gekleidet, in einem schwarzen Tuchkostüm von bestem Schnitt, mit modernen Schuhen und fleischfarbenen Seidenstrümpfen tauchte sie bei uns auf und versuchte mit jedem einzeln zu verhandeln. Aber sie hatte damit ebensowenig Glück, und so ließ sie sich, des Krieges müde, zu Verhandlungen mit unserem Komitee herbei. Die Verhandlungen schleppten sich einige Tage hin. Andrejewa erklärte, unsere Forderungen würden zum größten Teil erfüllt werden, aber wir müßten vorher den Hungerstreik einstellen; die GPU könne sich nicht dem Zwang beugen. Der Direktor des Gefängnisses werde nicht abberufen, aber der Soldat, der geschossen habe, vor Gericht gestellt werden. Sie versprach, eine Anordnung herauszugeben, daß es uns gestattet sei, am Fenster zu stehen. Sie versprach auch noch einige weitere Verbesserungen, besonders eine bessere Verpflegung. Schließlich sagte sie, die Gefängnisstrafe des Opfers der Schüsse, Jessajan, werde in eine Verbannungsstrafe umgewandelt und er selber alle nötige Pflege erhalten. Das Streikkomitee forderte außerdem die ausdrückliche Erklärung, daß gegen keinen der am Hungerstreik beteiligten Gefangenen Repressalien ergriffen würden. Andrejewa versprach es mündlich, weigerte sich aber, es schriftlich zu tun. Eine letzte Frage blieb noch: sollte man auf der Abberufung des Direktors bestehen? Die Meinungen im Komitee waren geteilt. Man beschloß, daß alle Streikenden darüber abstimmen sollten. Die Mehrheit sprach sich für eine Aussöhnung aus, die Minderheit fügte sich dieser Entscheidung, und so endete unser Hungerstreik nach elftägiger Dauer ebenso diszipliniert, wie er begonnen hatte.

Die GPU hielt die von Andrejewa gemachten Versprechungen, nahm aber auf andere Weise Revanche: sechs Wochen später wurden fünfunddreißig Gefangene in das Gefängnis von Suzdal übergeführt. Unter ihnen befanden sich Anhänger aller politischen Hauptgruppen in unserem Gefängnis, ebenso alle Mitglieder des Streikkomitees, bis auf eins. Der durch die Schüsse verletzte Jessajan wurde, wie wir später erfuhren, nicht freligelassen, sondern in das Gefängnis von Tscheljabinsk gebracht. Sechs Monate danach übernahm die GPU selber in Werchni-Uralsk das Regiment.

Die politische Unterdrückung in der UdSSR

Ich war nicht wenig überrascht, zu erfahren, daß der Strafvollzug in Werchni-Uralsk sich seit einigen Jahren unaufhörlich verschärft hatte. Die Sozialisten, die hier zum erstenmal 1925 gesessen hatten, erzählten mir, daß früher die Zellentüren den ganzen Tag offen gewesen seien, so daß die Gefangenen sich gegenseitig hätten besuchen und sich, wann sie wollten, im Hofe hätten ergehen und dort Versammlungen abhalten können. Sie regelten selber die Zeiteinteilung, legten die Besuchsstunden und die Zeiten fest, in denen sich jeder still zu verhalten hatte, und hatten, wenn sie auch von der Außenwelt getrennt waren, eine gewisse Freiheit.

Dann hatte die GPU eine neue Hausordnung eingeführt und die Zellentüren abgeschlossen. Die Sozialisten und Anarchisten waren daraufhin sofort in den Hungerstreik getreten, der aber gewaltsam unterdrückt wurde. Die Bezeichnung „politischer" Gefangener oder Verbannter wird in der UdSSR nur auf Sozialisten und Anarchisten und oppositionelle Kommunisten angewandt. Sie allein haben Anrecht auf die den politischen Gefangenen zustehenden Erleichterungen im Strafvollzug. Aber sie bilden nur eine kleine Minderheit im Vergleich zu den Millionen aus politischen Gründen verurteilten Gefangenen und Verbannten. Diese Millionen werden wie gewöhnliche Verbrecher behandelt und müssen Zwangsarbeit verrichten.

Man kann diese Veurteilten in sechs Kategorien einteilen: die den ehemaligen höheren Gesellschaftsschichten Angehörenden, die wegen Sabotage Bestraften, die Bauern, die „Religiösen", die Mitglieder der Opposition, seien es nun Demokraten oder Kommunisten, und endlich die Arbeiter.

Die erste Kategorie umfaßt die Mitglieder der alten Adels- und Bürgerfamilien, Geschäftsleute, Ex-Offiziere, Ex-Polizeikommissare usw. Während des Fünfjahresplanes steckte man sie ins Gefängnis und deportierte hundert-oder zweihunderttausend, vielleicht auch mehr, von ihnen. Jedenfalls ist dies die Mindestzahl. Die Zehntausende wegen Sabotage Verurteilter waren parteilose Intellektuelle.

Das Ergebnis der völligen Kollektivierung und „Entkula-kisierung" waren einerseits 300 000 Kolchosen, andererseits mehrere Millionen verbannter Bauernfamilien. In unserem Gefängnis schätzte man die Zahl der deportierten Bauern auf 5—10 Millionen. Echte „Kulaken" waren kaum 20 °/o davon; die übrigen waren mittlere oder Kleinbauern, die auf irgendeine Weise ihre Unzufriedenheit geäußert hatten. Diese gewaltige Zahl stieg noch mehr an, als die Grenzen der UdSSR „gesäubert" wurden. Längs der Westgrenze wurde eine 50 km tiefe Zone fast völlig evakuiert; längs der Grenzen zur Mandschurei und Korea deportierte man ganze Bezirke ins sibirische Hinterland. "Während des Fünfjahresplans erfolgten keine Massendeportationen von Arbeitern. Bei den spontanen Kundgebungen in den Fabriken griff sich die GPU nur die Anführer und schickte sie unter der Beschuldigung, „eine wirtschaftliche Gegenrevolution angezettelt" zu haben, ins Konzentrationslager oder erklärte sie zu „Banditen" oder „Kulaken". So verbannte man nach dem von den Arbeitern mehrerer Textilfabriken im Gebiet von Iwa-nowo-Woznesensk, Wytschug und anderswo organisierten „Hungermarsch" nur zwei Arbeiter, von denen der eine der Sekretär der Komsomol-Zelle und der andere parteilos war, und sperrte zwanzig weitere ins Konzentrationslager. Vorher hatte man vorsichtigerweise die Forderungen der Arbeiter erfüllt. Die ‚Iswestia veröffentlichte einen Artikel, in dem die Verleumdungen einer englischen Zeitung, die von einem Hungermarsch in Iwanowo-Wozne-sensk zu sprechen gewagt hatte, angeprangert wurden. Zwei Monate später kamen in unser Gefängnis Kameraden aus dem Exil, die dort mit eigenen Augen die wegen Beteiligung an diesem Hungermarsch Verurteilten gesehen hatten... Man kann die Zahl dieser wegen „individueller Verbrechen" verbannten Arbeiter auf mehrere Zehntausend schätzen.

Ein Ausländer hätte die Haltung der Opfer selbst nur schwer verstanden. Sie stellten sich nie als Kämpfer für eine politische Sache und noch weniger als Gegner des Regimes hin. Im Gegenteil, ihr ganzes Denken und Trachten war darauf gerichtet, in die Gesellschaft, so wie sie nun einmal war, zurückzukehren, eine gut bezahlte Arbeit zu finden, sich ihre Freilassung zu verdienen. Die paradoxe Folge davon war, daß die Arbeiter und Bauern auf den untersten Sprossen blieben, während die Mitglieder der „vernichteten" oder „feindlichen" Klassen Vorrechte genossen und mit den Vertretern der Macht verkehrten. Man erlaube mir, zwei Beispiele zu berichten. Im Konzentrationslager Uucht-Petschersk leben die wegen Sabotage Verurteilten — Ingenieure, Ärzte, Wirtschaftler, Agronomen — in konfortablen Villen Seite an Seite mit den kommunistischen Beamten und bekommen eine ausreichende, wenn auch wenig abwechslungsreiche Verpflegung. Die Arbeiter, Bergleute und Maurer, die ehemaligen Bauern und die wegen krimineller Vergehen Verurteilten dagegen hausen wie Tiere in Lehmhütten und können sich nicht satt essen. Sie müssen bis zur Bewußtlosigkeit arbeiten und sterben wie die Fliegen an Skorbut und anderen Krankheiten.

Und hier das andere Beispiel. Man baut nach „dem Vorbild neuester amerikanischer Technik" eine wunderbare Autostraße quer durch die Taiga von der Bucht von Nogajew am Stillen Ozean bis zum Fluß Kolyma, der sich in das Eismeer ergießt. Zur gleichen Zeit reguliert man diesen Fluß und macht ihn schiffbar, um eine weitere Verbindung zwischen den beiden Ozeanen zu schaffen. Wegen Sabotage verurteilte Ingenieure leiten unter Aufsicht der GPU die Arbeiten, die von deportierten Bauern und einer gewissen Anzahl freier Arbeiter ausgeführt werden. Die Ingenieure bekommen hohe Gehälter: so erhielt der Chefingenieur 1935 monatlich 3000 Rubel. Sie leben mit den GPU-Führern zusammen und bilden eine Art Elite-Kaste in dieser arktischen Wüste. Diese Eliteschicht verkehrt nicht mit der aus den, unteren Beamten und Verurteilten bestehenden »Mittelschicht", und die Arbeiter bäuerlicher Herkunft, ob sie nun frei oder gefangen sind, haben keinerlei Kontakt mit ihren Vorgesetzten. In diese kleine Welt kam nach der Ermordung Kirows eine Gruppe von Mitgliedern der ehemaligen Aristokratie, darunter einige Prinzessinnen. Man nahm sie sofort in die „Elite" auf, beschäftigte sie als Sekretäre und Stenotypistinnen, lud sie zu Gesellschaften und Unterhaltungsabenden ein. Bald danach traf auch der berühmte Sänger Utesow aus Leningrad, der wegen privater

Vergehen verurteilt war, dort ein. Er zog sofort ein Theater auf, wobei ihm die Mitglieder des alten Adels eifrig halfen. Das Theater fraß den ganzen für „kulturelle Bedürfnisse" bestimmten Fonds. Wer hatte aber schließlich einen Anspruch auf Kultur, wenn nicht die hohen Herrschaften! Nach sechs Monaten hatten sich die meisten der „hohen Damen" von einst wiederverheiratet — zum dritten- oder fünftenmal, und ihre Ehemänner waren „Saboteure" oder GPU- oder Parteifunktionäre. Noch ein weiteres Jahr, und ihrer Freilassung stand nichts mehr im Wege. Nach meiner Entlassung aus Werchni-Uralsk begegnete ich einer dieser Damen. Sie schilderte mir, nicht ohne Vergnügen, das angenehme Leben, das die gute Gesellschaft dort oben in dem verlorenen Winkel des hohen Nordens führte.

Aber als ich sie nach den Lebensverhältnissen der dort arbeitenden Bauern fragte, wußte sie nichts zu antworten, denn es war ihr nicht ein einziges Mal passiert, sich unter sie mischen zu müssen.

Die erklärten Konterrevolutionäre und Monarchisten — an Zahl nur wenige übrigens — genossen natürlich nicht die Privilegien der politischen Gefangenen. Wer von ihnen sich aktiv betätigt hatte, wurde ohne Gnade erschossen, und die „Sympathisierenden" verurteilte man unter allen möglichen Vorwänden. Von 1928 bis 1934 schickte man mindestens eine Million Menschen, die der Spekulation, des unerlaubten Handels usw. angeschuldigt wurden, ins Konzentrationslager oder Exil. Es waren vor allem Handwerker, kleine Geschäftsleute — mit einem Wort: das ganze Kleinbürgertum. Aber es waren auch Arbeiter, Bauern, Angestellte darunter, besonders Angestellte der Genossenschaften und der staatlichen Handelsunternehmen.

Ende 1932 berichtete uns ein kurz vorher in Werchni-Uralsk eingetroffener Trotzkist, daß nach Aussage eines hohen GPU-Funktionärs, der wegen eines persönlichen Vergehens verurteilt worden war, die Zahl der Verhaftungen auf Grund der Statistiken der GPU sich in den letzten fünf Jahren auf 37 Millionen belief. Selbst wenn man berücksichtigte, daß die Häftlinge zum großen Teil mehrmals hintereinander festgenommen worden waren, erschien uns diese Zahl ungeheuer übertrieben. Unsere Schätzungen schwankten zwischen fünf und fünfzehn Millionen. Ich muß hinzufügen, daß ich nach meiner Entlassung und Verbannung nach Sibirien die Richtigkeit vieler mir vorher übertrieben oder phantastisch vorgekommener Behauptungen bestätigt bekam. So konnte ich feststellen, daß die Berichte über die Schrecken und Hungersnot von 1932, einschließlich der Fälle von Kannibalismus, stimmen. Nach dem, was ich in Sibirien gesehen habe, betrachte ich die Zahl von 5 Millionen als viel zu gering; die von 10 Millionen scheint mir eher der Wirklichkeit nahe zu kommen.

Man stelle sich ein zehntausend Kilometer langes und fünfhundert bis zweitausend Kilometer breites Gebiet von Solowki und den Ostseekanal am Weißen Meer bis zu den Ufern des Stillen Ozeans, der Halbinsel Kamtschatka und Wladiwostok vor, und dieses Gebiet, ebenso wie Mittelasien, ist dicht besät mit Konzentrationslagern und „Arbeitskolonien" (wie die Zwangsarbeitslager offiziell heißen) ebenso wie mit Zwangsverbannungsorten. Von zwei oder drei Menschen die einem in Sibirien auf der Straße, in einem Büro oder einer Fabrik, begegnen, ist einer ein Verbannter.

Die Kolonisierung des Nordens ist sicherlich eine Tat von Weltbedeutung, aber sie erinnert in ihren Methoden an die einst in Amerika und anderwärts angewandten und ist in der Hauptsache das Werk von Sklavenarbeitern. In der Holzindustrie des Nordens und Sibiriens sind nur Zwangsarbeiter beschäftigt, in den Goldgruben zum großen Teil ebenso wie in den Kohlenbergwerken von Ku-snezk und Karahand. Die Kupferindustrie in Balmasch, die Elektrizitätswerke in Zentralasien sind von Häftlingen aus den „Arbeitskolonien" geschaffen. Selbst in der Ukraine ist die Traktorenfabrik zum Teil von Zwangsarbeitern errichtet worden. Der Moskau-Wolga-Kanal im Herzen des europäischen Rußlands, die Eisenbahnen und Autostraßen im Fernen Osten, die Befestigungen längs der Mandschurischen Grenze, das alles wird von einer gewaltigen Armee von Sklaven, die unaufhörlich durch neue ersetzt werden, gebaut. Es ist wohl nicht übertrieben, zu behaupten, daß ein Drittel der Arbeiterklasse in Rußland aus Sklaven besteht. Diese fast nichts kostende Zwangsarbeit macht außerdem die Aufgabe, die Löhne der theoretisch freien Arbeiter niedrig zu halten, bedeutend leichter.

Hier liegt die eigentliche Ursache der wirtschaftlichen Siege der Sowjets, hierin besteht das „Wunder" der durch den ersten Fünfjahresplan verwirklichten technischen Revolution. Die Arbeiterklasse Europas und Amerikas hat die Pflicht, die Befreiung dieser Millionen von Zwangsarbeitern in der UdSSR zu erwirken...

*

Das entscheidende Datum in der Geschichte der politischen Unterdrückung in der UdSSR ist, wie ich schon gesagt habe, die Einführung der NEP. Von da an wurde prinzipiell keine Opposition mehr geduldet, und die Lage der Gefangenen verschlimmerte sich. Vorher war die Unterdrückung abwechselnd stärker und schwächer, und bestimmte Parteien waren zugelassen. Die Sozialisten und Anarchisten nahmen an den Kongressen der Sowjets teil und durften auch diese und jene Bücher und Zeitschriften herausgeben. Interessant ist es, sich die Zeiten zu vergegenwärtigen, in denen diese Duldsamkeit Sozialisten und Anarchisten gegenüber am deutlichsten in Erscheinung trat: November 1918, als die Revolution in Deutschland den baldigen Ausbruch einer europäischen Revolution anzukünden schien; Oktober 1919, als General Denikin vor Orel stand; Sommer 1920, während des polnisch-sowjetischen Krieges. Als Denikin sich Moskau näherte, gewährte die bolschewistische Regierung den Sozialisten und Anarchisten völlige Freiheit und erlaubte die Aushebung von Menschewiken für die Rote Armee. Aber schon im April 1921 brach man das Versprechen, angesichts der Wahlen zum Sowjet in Moskau die im Butyrki eingekerkerten Sozialdemokraten freizulassen. Nachdem man sie unmenschlich geschlagen hatte, transportierte man sie in die Provinzgefängnisse. Ein Jahr später schlug man zum erstenmal Sozialisten im Gefängnis von Jaroslaw. Im selben Jahr 1922 wird in Kholmogory am Weißen Meer das erste Konzentrationslager errichtet, und man schickt eine Gruppe von Anarchisten dorthin. Anfang 1923 wird dieses Lager nach Pertominsk verlegt. Die Verhältnisse dort spotteten jeder Menschlichkeit. Die GPU versprach, die politischen Gefangenen nach den So-lowki-Inseln zu überführen und dort so etwas wie ein „nordisches Paradies" für die politischen Gefangenen einzurichten. Die Überführung erfolgte dann auch, aber das „Paradies" erwies sich als ein wahres Guayana. Als die Gefangenen protestierten, wurden auf Veranlassung des Direktors am 19. Dezember 1923 sieben von ihnen erschossen. Im Herbst 1924 wurde das Konzentrationslager Solowki infolge eines neuen Hungerstreiks und einer von der IL Internationale in Westeuropa geführten großen Protestkampagne vorübergehend aufgelöst, und die Gefangenen wurden ins Gefängnis oder einen Verbannungsort auf dem Kontinent gebracht. Nach dem Drama von Solowki wurden fünf „politische Gefängnisse" in Suzdal, Jaroslaw, Tobolsk, Tscheljabinsk und Werchni-Uralsk errichtet.

1932 erhielten die oppositionellen Kommunisten, die ihre Strafzeit abgesessen hatten, eine zusätzliche Gefängnisstrafe von zwei Jahren. Die sowjetische Gesetzgebung gestattet nämlich der GPU, nach eigenem Ermessen die Gefängnis- und Haftstrafen, ohne Verhandlung und Urteil, zu verlängern.

Als im Mai 1933 klar erkennbar wurde, daß niemand einer Verlängerung der Strafzeit entgehen würde, entschlossen sich die Häftlinge, die GPU zu warnen, daß sie in Hungerstreik treten würden, wenn man die Gefangenen, die ihre Zeit abgesessen hatten, nicht frei ließe. Die GPU überführte darauf fast die Hälfte der Gefangenen von Werchni-Uralsk nach Suzdal und Jaroslaw. Damit sollte der Widerstand gebrochen werden. Aber bevor man sie trennte, kamen die Gefangenen überein, zum vorgesehenen Zeitpunkt, wohin immer man sie auch brachte, den Streik zu beginnen. Und so geschah es dann auch, und der Streik brach gleichzeitig in drei Gefängnissen aus. Am dreizehnten Tage jedoch wurde er mit Gewalt beendet: man ernährte die Streikenden künstlich und verlegte dreißig von ihnen in andere Gefängnisse oder Konzentrationslager.

Eine andere Gruppe wurde von Werchni-Uralsk in das Konzentrationslager Uucht-Petschersk gebracht. Dieses Lager im Nordosten Rußlands umfaßt eine Fläche, die halb so groß ist wie die Frankreichs. Die Gegend ist nur sehr dünn besiedelt: nicht mehr als 150 000 Menschen, die Mehrzahl davon Gefangene, leben hier. Man ist dort mit großen Projekten beschäftigt, Kohlen-, Gold- und Petroleumgewinnung. Das Lager verfügt über einen eigenen Autopark und eine Flußflotille. Es ist ein Staat im Staate. Die Gefangenen, ebenso wie die freie Bevölkerung in dem angrenzenden Gebiet von Zyrianes haben dem Lagerkommandanten den Beinamen „König des Nordens" gegeben.

Jede Arbeitsgruppe untersteht einem „Brigadier". Die Brigadiers sind übrigens einstige Bandenführer und behandeln ihre Gruppen genau so, wie sie früher ihre Banden behandelt haben. Die GPU interessiert nur das eine, daß das verlangte Leistungssoll erfüllt wird, und sie läßt den Brigadiers völlig freie Hand in der Wahl der Mittel, die ihnen zur Erhaltung der „Arbeitsdisziplin" geeignet erscheinen. Die berühmte „Umerziehung" der Gefangenen ist von A bis Z eine einzige Heuchelei. Fluchtversuche sind häufig, glücken aber nur sehr selten. Es ist ein wildes und verlassenes Gebiet, und die nächsten menschlichen Siedlungen liegen unendlich weit ab von hier. Fast immer sind die vom Hunger besiegten Flüchtlinge zur Rückkehr ins Lager gezwungen.

Die Sklavenbevölkerung lebt außerdem in völliger Isolierung. Die Leute wissen zwar, daß das Leben in derFreiheit hart ist, daß dort Unterdrückung und Hungerregieren, daß die herrschende Klasse durch vielerlei Intrigen zersetzt ist, daß Bewohner des Kreml bisweilenim Konzentrationslager enden, aber der Sinn all dieser Ereignisse bleibt ihnen verborgen; sie leben allein von der Hoffnung und nehmen manchmal die phantastischsten Märchen gläubig auf.

Hier ein Beispiel: einer unserer ins Lager von Uucht-Pet- schersk verlegten Kameraden wurde bei seiner Ankunft von einer großen Schar Gefangener mit der großen Neuig- 1 keit empfangen: „Die Regierungsmitglieder Jenukidze, Ordshonikidze und Bielow, der Militärbefehlshaber des Bezirks Leningrad, sind eben unter starker Bewachung im Lager eingetroffen." Natürlich war unser Kamerad über diese Eröffnung reichlich verblüfft: ‚Was geht in Moskau vor? Stalins intimste Freunde verurteilt?' Am nächsten Tage traf er einen Genossen aus Werchni-Uralsk, einen gewissen Schemes, der kurz vor ihm dorthin gebracht worden war. Er stürzte auf Schemes zu: „Weißt du etwas über das Eintreffen der Regierungsmitglieder?" Schemes lachte laut auf: „Jenukidze, aber das ist der unsere, der Trotzkist, und Bielow ist ebenfalls einer von uns — das ist der Charkower Nationalökonom und nicht der Leningrader Befehlshaber!" — „Aber Ordshonikidze?" „Ordshonikidze, scheint mir, das bin ich." Die Sache verhielt sich ganz einfach. Die Lagerbevölkerung hatte drei von einem Dutzend Wachtposten (was außergewöhnlich war) begleitete Verurteilte ankommen sehen und, als sie die Namen Jenukidze und Bielow hörte, erfand sie gleich einen ganzen Roman und glaubte, in Moskau sei eine Palastrevolution ausgebrochen.

Von 1933 an, d.h. mit Beginn des zweiten Fünfjahres-plans, begann man mehr und mehr politische Verurteilte und vor allem oppositionelle Kommunisten in die Konzentrationslager Rußlands, Sibiriens, Mittelasiens zu schicken. Je mehr „Sozialismus" Stalin machte, desto mehr Gefängnisse gab es in Rußland, und desto mehr litten die politischen Gefangenen...

Und jetzt?

Während wir im Gefängnis untereinander diskutierten und mit der GPU kämpften, hatten sich die Ereignisse im Lande überstürzt. Der Fünfjahresplan erreichte 1931 und 1932 den Gipfel seines Erfolges.

Wohin geht Rußland? Wird es wie ein überheizter Kessel explodieren, oder wird es die Prüfung durchhalten und eine neue Ordnung erstehen sehen? Was tun? Das gegenwärtige Regime verteidigen oder bekämpfen? In wessen Namen, mit welchem Programm? Das ganze Land, ebenso wie die Opposition, stellten sich diese Fragen. Die Haltung der Gefangenen zu dem, was im Lande vorging, und zur stalinlistischen Politik, läßt sich wie folgt, wenn auch mit gewissen Verallgemeinerungen, definieren: die meisten, welcher besonderen Richtung sie auch anhingen, hielten die Politik der Regierung ausschließlich für ein wahnwitziges Abenteuer, das die Gesetze der Entwicklung verletzte, das, mit einem Wort, für die Unfähigkeit der Regierenden zeugte. Man war jeden Augenblick auf eine Katastrophe gefaßt, der eine völlige Neubesetzung der leitenden Posten folgen würde. Aber es gab auch einige Gefangene, die in dem Wahnsinn der Regierung „Methode" sahen.

1930 und Anfang 1931 führte die Regierung zur Verwirklichung ihres Industrialisierungs- und Produktionsplans vor allem den Arbeitern gegenüber Zwangsmaßnahmen durch: obligatorische „Wettbewerbe" in den Fabriken, forcierte „Udarnik" („Aktivisten")-Leistungen, Abschaffung des Rechts der Arbeiter, ihren Arbeitsplatz zu wechseln, Gewährung des „Rechts" auf Nachtarbeit und Arbeit im Kohlenbergbau an Frauen und Jugendliche usw. Diese Maßnahmen bewirkten im Ausland eine Kampagne gegen die „Zwangsarbeit", aber andererseits wiegte die offizielle Phraseologie die westlichen Länder in dem Glauben, die Sowjetregierung sei im Begriff, wenn auch mit barbarischen Methoden, etwas dem Sozialismus Ähnliches zu schaffen.

Die Reformen, die von Juni 1932 an einander auf dem Fuße folgten, enthüllten das wahre Gesicht des Regimes. Stalin belegte eine der dem Herzen des Arbeiters teuersten Errungenschaften, eine der letzten der Oktoberrevolution, die man ihnen noch nicht entrissen hatte, mit dem Bann: das Prinzip der wirtschaftlichen Gleichheit innerhalb des Proletariats. Auf Befehl des Diktators wurde ein neues Evangelium verkündet: die Arbeiter-Hierarchie, die Reformierung des Lohnsystems, mit dem Ziel „in der Bezahlung größere Unterschiede zwischen der höchsten und niedrigsten Leistungsstufe zu schaffen". Dieses im wesentlichen kapitalistische Prinzip wurde als dem Sozialismus und Kommunismus konform hingestellt. Dem Prinzip, an dessen Stelle es trat, wurde gnadenlos der Krieg

erklärt und als kleinbürgerliche „Nivellierung” gebrandmarkt.

Es war nicht mehr der Kollektivismus, noch die Solidarität, mochte sie auch erzwungen sein, die die Arbeiter zu höheren Leistungen anspornen sollten, sondern das alte kapitalistische Prinzip des Egoismus und Profits. Man führte außerdem das Akkordsystem bei der Arbeit ein — „Akkord mit progressivem Lohn” —, das in den westlichen Ländern dank der Bemühungen der Arbeiterbewegung längst abgeschafft war. Zugleich verkündeten die sowjetischen Machthaber, der Arbeitsleistung sei keine Grenze mehr gesetzt; die physiologische Grenze, die in der kapitalistischen Produktion besteht, „ist bei uns, im Lande des Sozialismus, dank dem begeisterten Einsatz der Arbeiter abgeschafft”.

Wenn die Regierung „größere Unterschiede in der Bezahlung”, entsprechend der Qualifikation der Arbeiter zu schaffen versuchte, was sollte man dann erst von dem Abgrund sagen, den man zwischen Arbeitern und Funktionären, kommunistischen oder nichtkommunistischen, schuf? Das „glückliche Leben”, das die oberen Schichten zum Nachteil der verelendeten Massen genießen, wird den ausländischen Besucher der UdSSR gewiß verwundern, vorausgesetzt, daß er sich die Mühe macht, um sich zu blicken. Dieses „glückliche Leben” wurde erstmals nach Stalins Rede im Juni 1931 legalisiert. Zusätzlich zu den Ernäh-rungs- und Wohnungsprivilegien schuf man noch ein neues geschlossenes „Verteiler”-Netz und besondere Restaurants für die hohe kommunistische oder parteilose Verwaltung. Endlich wurden ausschließlich für sie „Staatsläden” eröffnet, in denen man absolut alles zu für die Arbeiter unerschwinglichen Preisen kaufen konnte. Die Flitter des „Kriegskommunismus”, mit denen sich di kommunistische Bürokratie zu Anfang des Fünfjahresplans zu schmücken liebte, wurde auf den Kehrricht geworfen. All das roch nur allzu stark nach Klassenegoismus, und die Berichte der neu im Gefängnis eingetroffenen Häftlinge bestätigten den Eindruck, daß diese neue Politik keine vorübergehende Erscheinung war. Das Volk täuschte sich nicht darüber. „Es gibt bei uns keine Klassen mehr, sondern nur noch Kategorien”, stellte man mit Bitterkeit fest. Die gesamte Bevölkerung Rußlands war nämlich hinsichtlich des Lebensstandards in fünf oder sechs Kategorien eingeteilt, die den Platz jedes Menschen in der Gesellschaft festlegten. Aber in der Zeit, von der hier die Rede ist, war die Etikette „Diktatur des Proletariats” noch nicht durch „Sowjetvolk” ersetzt. Die besten Arbeiter gehörten noch zur Kategorie I; daher wählte die Bürokratie für ihre Privilegien die bescheiden harmlose Bezeichnung: „Kategorie Null”.

Der Umschwung war indessen so offenkundig und so brutal, daß die Menschen in der Freiheit genau erkannten, was gespielt wurde. Ein Moskauer Fabrikdiirektor, der 1932 in unser Gefängnis kam, beschrieb die Situation der kommunistischen Werkleitung folgendermaßen: „Tagsüber treiben wir unter den Arbeitern Propaganda für die Generallinie und erklären ihnen, daß der Sozialismus bei uns vor seinem endgültigen Sieg steht, aber abends, wenn wir mit Kollegen beim Tee zusammensitzen, fragen wir uns, ob wir das Proletariat oder eine neue Ausbeuter-Klasse vertreten...”

Das Bestreben, die durch den Fünfjahresplan entstandene neue Ordnung zu konsolidieren, zeigte sich auch darin, daß die Herrschenden sich den verschiedenen, die sozialen Eliten bildenden Elemente anzubiedern versuchten. Die „parteilosen Spezialisten”, die man noch gestern erbarmungslos schikaniert hatte, wurden jetzt zu Verbündeten der kommunistischen Bürokratie erklärt. „Es gibt deutliche Anzeichen für eine Änderung in der Haltung der intellektuellen Kreise”, erklärte Stalin. „Diese Intellektuellen, die früher mit den Saboteuren sympathisierten, unterstützen jetzt die Sowjetregierung... Ja, noch mehr; ein Teil der Saboteure von gestern beginnt mit der Arbeiterklasse zusammenzuarbeiten.”

Der „neue Stil” der sowjetischen Städte, die Wiedereröffnung eleganter Läden, Restaurants und Nachtlokale, das üppige und angenehme Leben der Regierenden, all das erlinnerte an die „NEP”. Aber es gab keine private Initiative, keine selbständigen Kaufleute, keine „Nepmans” mehr... Die NEP ohne „Nepman”, das ist das Symbol des neuen Rußlands, das den Privathandel durch den Staatshandel, den Kaufmann durch den Bürokraten, die private NEP durch die Staats-NEP ersetzt! Die neueren Verlautbarungen unseres Führers, in denen er seine Haltung ein wenig revidierte, waren nicht zu uns gelangt. Darum war die Verwirrung um so größer, als wir im Sommer 1932 endlich die letzten Schriften Trotzkis erhielten. Die wichtigste des ganzen Stapels, die im April 1931 lim Ausland erschienen war, trug den Titel: „Die Probleme der Entwicklung der UdSSR” und den Untertitel „Entwurf eines Programms der internationalen Linksopposition zur russischen Frage”. Die Absicht dieser Schrift und ihr Autor verliehen ihr eine besondere Bedeutung. Darum beschlossen wir, sie zum Gegenstand einer Diskussion zu machen: war es nicht unbedingt notwendig, daß sich die Opposition über ihr eigenes Programm aussprach? Aber der Diskussion fehlte der Schwung. Niemand zeigte sich

befriedigt, alle — mit Ausnahme der äußersten Linken — bezeugten zwar der Schrift ihren Respekt, gingen jedoch nicht näher auf sie ein. Trotzki sprach jetzt „von den gegenwärtigen, wahrlich unerhörten Erfolgen", „von dem seinesgleichen suchenden Industrialisierungstempo... das ein für allemal die Überlegenheit der sozialistischen Wirtschaftsmethoden bewiesen hat". Die berüchtigte Kollektivierung bezeichnete er als eine neue Epoche der menschlichen Geschichte, als den Beginn der Liquidierung des dörflichen Kretiniismus. Er äußerte sogar die Ansicht, die totale Kollektivierung könne wohl in zwei bis drei Jahren durchgeführt sein. Nach diesem Schlage konnten diejenigen unter uns, die den Fünfjahresplan als „Zahlentrick" und „Stalinschen Bluff" bezeichnet hatten, nur noch schweigen. Aber Trotzkis neues „Programm" weckte auch keinerlei Sympathie. Die Trotzkisten der Mitte und der Rechten fanden, daß ihr Chef die Erfolge des Plans übertrieb, daß solch eine Haltung sich im Ausland verfechten ließ, wo man den Plan gegen die Angriffe der Bourgeoisie verteidigen mußte, aber daß sie in Rußland nicht angebracht war. Die Linken ihrerseits waren unzufrieden darüber, daß sich in dem Programm keine soziale und politische Kritik des Regimes fand.

Man muß jedenfalls sagen, daß in sozialer und politischer Hinsicht Trotzkis „Programm" alle Hoffnungen der „Linken" vernichtete. Seit 1930 warteten sie darauf, daß ihr Führer Stellung bezöge und erklärte, daß der gegenwärtige Staat kein Arbeiterstaat sei. Und nun siehe da, im ersten Abschnitt seines Programms sprach Trotzki klar und deutlich von ihm als von einem „Proletarierstaat". Noch enttäuschender waren seine Bemerkungen zum Fünfjahresplan: der sozialistische Charakter des Plans, seiner Ziele und Methoden, wurde in dem „Programm" beharrlich betont. Seine ganze Polemik auf sozialem Gebiet beschränkte sich auf kleinliche Nörgelei: „Die Sowjetunion ist nicht in die Phase des Sozialismus eingetreten, wie es die regierende stalinistische Gruppe lehrt, sondern erst in die erste Phase einer Entwicklung zum Sozialismus hin." Es war fortan vergeblich, zu hoffen, daß Trotzki je zwischen Bürokratie und Proletariat, zwischen Staatskapitalismus und Sozialismus würde unterscheiden können. Am meisten schockierte mich an Trotzkis Programm, daß es die Illusionen des westlichen Proletariats über Rußland eher verstärkte als zerstörte. Denn während Stalin sagte: „Wir haben den Sozialismus bereits verwirklicht", beschränkte sich Trotzki auf die Feststellung: „Verzeihung, das (ist noch keineswegs Sozialismus, sondern nur seine erste Etappe."

So gelangte ich, der ich selber an der russischen Opposition beteiligt gewesen war, zu folgendem Schluß: Trotzki und seine Anhänger sind dem bürokratischen Regime in der UdSSR zu eng verbunden, um den Kampf gegen dieses Regime bis zur äußersten Konsequenz führen zu können. In seinem Programm unterstrich Trotzki sogar, seine Kritik sei nicht die eines feindlichen Ausländers, er betrachte die Probleme des Regimes nicht von außen, sondern von innen. Für ihn bestand die Aufgabe der Opposition darin, das bürokratische System zu verbessern und nicht zu vernichten, die Übertreibung der Privilegien und die äußerste Ungleichheit der Lebensbedingungen zu bekämpfen — nicht jedoch die Privilegien oder die Ungleichheit an sich. Man mildert sie ein wenig ab, und unter den Auspizien der echten Diktatur des Proletariats wird alles wie der in Ordnung kommen. Diejenigen, die damit nicht zufrieden waren, liefen Gefahr, als „kleinbürgerliche linksradikale Utopisten", wenn nicht gar als Gegenrevolutionäre abgestempelt zu werden.

Trotzkis spätere Entwicklung sollte dieses Programm bestätigen. Die „Verratene Revolution", die er 1936 veröffentlichte, bleibt in großen Zügen dem Programm von 1930 treu. Während er geistreich und scharf gewisse Erscheinungen in der Sowjetgesellschaft kritisiert, ändert er nicht seine Ansichten über die UdSSR als Arbeiterstaat. Die unmenschlichen bürokratischen Ausbeutungsmethoden, denen der Fünfjahresplan seinen Erfolg verdankt, be- zeichnet Trotzki, als „sozialistische Methoden, die ihre Probe bestanden haben." Er schweigt über die Ausbeutung der Arbeiter, er erwähnt die Ausbeutung der Bauern : nur, um gegen die „im Dienste des Kapitals stehenden Wirtschaftswissenschaftler", die von so etwas zu sprechen wagen, zu wettern. Sicherlich, es ist eine edle Aufgabe, die Verteidiger des Privatkapitalismus zu demaskieren. Aber ist das ein Grund, sich zum Anwalt des Staatskapitalis- mus zu machen?

Trotzki will nicht verstehen, daß die „Abweichungen" und Scheußlichkeiten, gegen die er protestiert, nur die logische und unausweichliche Folge des gesamten Systems sind, das er so beflissen verteidigt. Trotzki ist im Grunde der Theoretiker eines Regimes, dessen Verwirklicher Stalin ist.

Mit der fortschreitenden Erfüllung des Fünfjahresplanes wurde die Frage der politischen und wirtschaftlichen Gestaltungsformen wieder akut. Probleme, die man schon als längst gelöst erachten konnte, tauchten unvermutet von neuem und mit wachsender Dringlichkeit auf. Die Vernichtung des Kleinbürgertums und des Privatkapitalismus führte zu der Feststellung, daß es in der sozialen Arena nur noch die Bürokratie und das Proletariat gab. Die Fragen der technischen Organisation erwiesen sich als soziale Fragen. Der Kampf der Arbeitermassen gegen die bürokratische Tyrannei konnte also nur noch der Kampf gegen die Form sein, die die Bürokratie der Wirtschaft gegeben hatte. Aber diese Form war nicht von Stalin erfunden, sondern ihm von Lenin vererbt worden. Die russische Revolution war trotz all ihrer Antagonismen und inneren Kämpfe ein organisches Ganzes. Und Lenin konnte nicht als daran unbeteiligt angesehen werden. Indem ich die Epoche Lenins einer kritischen Analyse unterzog, betrat ich das Allerheiligste des Kommunismus und meiner eigenen Ideologie. Ich kritisierte Lenin, den vom unsterblichen Ruhm der Revolution und mehr noch von der Legende und dem postrevolutionären Mythos gekrönten Führer und Propheten. Aber trotz der kritischen Haltung des Kreises, in dem ich lebte, betrat ich das Sanktuarium auf Zehenspitzen, wie mit schlechtem Gewissen, und je mehr ich dort eindrang, desto mehr stellte sich mir die entscheidende Frage: „Du auch, Lenin? Solltest du nicht nur groß gewesen sein, so lange es die Massen und die Revolution waren? Und als die Kräfte der Massen zur Neige gingen, ging da nicht auch dein revolutionärer Geist ebenso, ja sogar noch mehr zur Neige? Sollte es möglich sein, daß du, um die Regierung an der Macht zu halten, die sozialen Interessen der Massen verraten hättest? Und daß deine Entscheidung, die Macht zu retten, uns, die Naiven, verführt hat? Und daß du die siegreiche Bürokratie den besiegten Massen vorgezogen hast? Sollte es möglich sein, daß du diese Massen zerschlagen hat, als sie sich nicht mehr der neuen Ordnung fügen wollten? Daß du sie diffamiert hast, daß du den Sinn ihrer berechtigten Bestrebungen entstellt hast? Lenin, Lenin, was zählt mehr, deine Verdienste oder deine Verbrechen? Ich kümmere mich nicht um die Beweggründe, die dich geleitet haben: ich kümmere mich auch nicht, Lenin, um die Argumente deiner Verteidiger. Du selber hast uns gelehrt, daß man die Menschen nicht nach ihren subjektiven Absichten, sondern nach deren objektiver Bedeutung, nach den sozialen Gruppen, denen ihr Tun und ihre Worte gelten, beurteilen müsse. Und in deinen eigenen, sehr klugen, wie man sagen muß, Rechtfertigungen finde ich übrigens den Beweis, daß du selber das Regime subjektiv für gut befunden, das du objektiv geschaffen hast. Noch schlimmer: im Augenblick, da die Diktatur der Bürokratie sich festigte, hast du bewußt (die Beweise dafür sind vorhanden) die Arbeitermassen, die sich der triumphierenden Bürokratie widersetzten, diffamiert. — Obwohl dieser Widerstand, so schwach er auch war und so sehr ihn auch die Bürokratie zerschlug, das Testament der Revolution ist.

Und eine neue, eine die unteren Schichten wirklich befreiende Revolution kann in Rußland und anderswo nur verwirklicht werden, wenn sie das Programm der vernichteten Arbeiteropposition erfüllt. In dieser Wiederholung, in dieser Fortsetzung der Menschheitsgeschichte wird der echte Fortschritt erst Wirklichkeit werden...

*

Die Sonne geht fern über dem Ural unter und wirft ihre letzten Strahlen auf die verlassenen Steppen, die Berge und das Gefängnis. Auch in meine Zelle fällt etwas von diesem Licht. Drei Jahre sitze ich nun schon im Gefängnis. Und das ist schwer... Ich blicke durch die Gitterstäbe in heißem Verlangen zu den Bergen, in die Sonne, die Luft, die Freiheit, die Freiheit. Ich bin allein. Mein Zellengenosse ist im Lazarett. Meine Seele ist einsam... Ich traure um Lenin.

Aber was sage ich da? Bin ich wahnsinnig geworden, ein Opfer des Gefängnis-Trübsinns? Nun, gehen wir dem allen genau nach. 1917 —dieses Jahr war wie ein Orkan, der über das Land ging und alles niederriß, was alt, verrottet und verlogen in Rußland und der Welt war. Es waren wahrlich „Tage, die die Welt erschütterten". Rußland machte Weltgeschichte. Und weil Lenin im Augenblick dieser jähen herrlichen Befreiung das Herz der Menschheit höher schlagen ließ, weil er in jenen Tagen, da man die grandiose Kühnheit der Massen triumphieren sah, mit ihnen war und sie führte, hat er für immer einen Ehrenplatz im Herzen der Arbeiter und im Pantheon der Geschichte gefunden. Und dieser Platz bleibt ihm für alle Ewigkeit, selbst wenn er, wie Cromwell, nach dem Zusammenbruch der Revolution sich vor den Massen für seine Verbrechen und die seiner Nachfolger verantworten muß, selbst wenn eines Tages in der Geschichte sein Leichnam in den Straßen von

Moskau der Volkswut ausgeliefert wird, so wie der Crom-wells am Galgen aufgehängt wurde. Aber mit dem Augenblick, da das alte Gebäude eingestürzt war und Lenin die Macht ergriff, begann die tragische Entfremdung zwischen ihm und den Massen. Anfänglich kaum wahrnehmbar, wurde sie immer größer und führte schließlich zu einer völligen Trennung.

Alles und alles sofort. Jetzt oder nie. Das ist die Parole, mit der die Massen eine Revolution machen. Und darin unterscheidet sich die Epoche der Revolutionen von der der Reformen. Indem sie den Rahmen des alten Sozialismus von 1905 sprengten, um einen neuen Sozialismus zu schaffen, gingen die Arbeitermassen in Rußland 1917/1918 weiter, als es Lenin anfänglich wünschte. Und der Elan der Massen war so stark und die Situation so gespannt, daß die Massen Lenin überrannten. So waren die Beziehungen zwischen ihnen und dem Führer auf dem Höhepunkt der Revolution.

Und hier die Tatsachen, die das beweisen: nach der Oktoberrevolution wollte Lenin nicht die Expropriierung der Kapitalisten, sondern die „Arbeiterkontrolle": die Kontrolle der wichtigsten Arbeiterorganisationen über die Kapitalisten, die weiter die Führung der Unternehmen behalten sollten. Ein erbitterter Klassenkampf entkräftete Lenins These von der Zusammenarbeit der Klassen unter seiner Regierung; die Kapitalisten treiben Sabotage, und die Arbeiterkollektivs bemächtigen sich aller Fabriken, einer nach der anderen... Und erst als die Expropriierung der Kapitalisten durch die Arbeitermassen de facto durchgeführt war, erkannte die Sowjetregierung sie de jure an, indem sie das Dekret über die Verstaatlichung der Industrie veröffentlichte.

1918 dann beantwortete Lenin die sozialistischen Bestrebungen der Arbeiter mit der Errichtung eines staatskapitalistischen Systems (nach dem Muster der deutschen Kriegswirtschaft) und der großzügigsten Beteiligung der alten Kapitalisten an der neuen sowjetischen "Wirtschaft. Lenin ist kein Anhänger der völligen Vernichtung des alten Wirtschaftssystems, sondern einer Art Gleichgewicht zwischen altem und neuem für ihr Zusammenleben. Lenin, der sich noch vor nicht langer Zeit scharf gegen die „Zusammenarbeit der Klassen" ausgesprochen hatte, wird jetzt zu ihrem Apologeten. Zur Macht gelangt, hat er den Einfluß der verschiedenen Gesellschaftsmächte und nicht mehr nur der Arbeiterklasse wie einst, zu erkennen begonnen. Er ist jetzt der Verteidiger der Statik des Augenblicks und nicht mehr der Dynamik der Epoche. Der an Heftigkeit zunehmende Bürgerkrieg korrigiert dann diese Etappe der leninistischen Revolutionsphilosophie. Der Zusammenbruch Deutschlands und Österreich gibt den bolschewistischen Neigungen der Volksmassen neue Nahrung, und die Parole der unverzüglichen Vollendung des Sozialismus erhält den offiziellen Segen. Das Jahr 1919 beginnt. Es ist die Apotheose der Revolution, ihr „1793". Und, wie wir gesehen haben, wieder einmal durch die Initiative der Massen und nicht die Lenins. Von der revolutionären Apotheose zum Bankrott ist es nur ein Schritt. Und in dieser historischen Konjunktur spielt Lenin die traurigste Rolle. Wenn die Periode des Aufstiegs des Sozialismus und der revolutionären Begeisterung durch die Tatsache gekennzeichnet ist, daß es den Massen gelang, Lenin mit sich zu ziehen, dann offenbaren Verfall und Bankrott den Gegensatz zwischen Lenin und den Arbeitermassen und Lenins Sieg über sie.

Um was ging es in diesem Kampf? Um das sozialistische Prinzip an sich, um das Schicksal der den Händen der Bourgeoisie entrissenen Industrie. Dies war die Ursache der Trennung zwischen Lenin und den Massen. Hier muß man den Schlüssel zum Verstehen der doppeldeutigen Rolle, die Lenin in der Revolution gespielt hat, suchen. Die Arbeiter hatten sich zu Herren der Fabriken gemacht und dort das Prinzip der Kollektivproduktion eingeführt. Aber die Verbindung dieser verschiedenen Fabriken untereinander hing vom bürokratischen Apparat ab. Und das war schon ein Symptom der Gefahr, die das Proletariat bedrohte. Das Schicksal des Sozialismus in Rußland beruhte darauf, daß das Proletariat die Gesamtleitung der Produktion zu erlangen vermochte. Um eine sozialistische Gestaltung der Gesellschaft zu verwirklichen, um die Landwirtschaft nach sozialistischer Methode zu reorganisieren, mußte vor allem das eigene Haus der Arbeiter, die Industrie, sozialistisch umgebaut werden. Das scheint eine Grundwahrheit zu sein. Und dennoch vergißt man sie immer, wenn man sich mit den Schicksalen des Sozialismus und der Revolution befaßt. Lenin, an die Spitze des Apparats gestellt, sah das Problem mit den Augen des Apparats. Das erkannte ein zum X. Kongreß der russischen Kommunistischen Partei entsandter Arbeiterdelegierter, Mikjunow, klar und deutlich. Er sagte: „Lenins Haltung ist psychologisch verständlich. Genosse Lenin ist Präsident des Rats der Volkskommissare. Er lenkt unsere sowjetische Politik. Und es ist klar, daß jede Bewegung, die die Regierung stört, woher sie auch

komme, als kleinbürgerlich und besonders schädlich angesehen wird." Während des

Bürgerkriegs hatte nämlich die zentrale Bürokratie sich unaufhörlich ausgedehnt und die Fabriken in ihre Hand gebracht. Die zuerst von den Arbeitern gewählten Fabrikleitungen wurden jetzt mehr und mehr vom Staat ernannt. Die Fabriken begannen den Händen der Arbeiter zu entgleiten. Und das geschah auf Lenins Betreiben und trotz der hartnäckigen Opposition des ganzen Arbeiterflügels der kommunistischen Partei und aller bolschewistischer Arbeiterführer. Für seine Opposition war Tomski von der Partei nach Turkestan verbannt worden.

Mit dem Ende des Bürgerkrieges verschärfte sich der Kampf zwischen Bürokratie und Proletariat um die Beherrschung der Industrie. Er trat in eine entscheidende Phase. Und gerade dieser Kampf ließ das System des Kriegskommunismus in Trümmer gehen. „In unserer Industrie gibt es zwei Regierungen, die der Arbeiter und die der Bürokraten, und das lähmt die Produktion. Der einzige Ausweg liegt in einer radikalen Entscheidung: eine einzige Regierung, die des Arbeitersozialismus oder des Staatskapitalismus." Mit diesen Worten schilderte Chliap-nikow, der Theoretiker der „Arbeiteropposition", den Konflikt in einem kurz vor dem Parteikongreß zur Zeit der Vorbereitung der „Gewerkschaftlichen Diskussion" in der „Prawda" erschienenen Artikel.

Wie war damals die Haltung Lenins? Auch er trat, wie Chliapnikow, für eine kompromißlose Entscheidung ein, aber zum Unterschied von diesem, war er für die alleinige Herrschaft der Bürokratie. Er erklärte: „Wenn die Leitung der Industrie in den Händen der Gewerkschaften, das heißt neun Zehnteln der parteilosen Arbeiter, liegt, wozu nützt dann die Partei?"

Zum Ausgleich für den Raub der Fabriken versprach Lenin den Arbeitern das Streikrecht. Wie wenn sie darum die Oktoberrevolution gemacht hätten, daß sie das Recht hatten, in Streik zu treten!

Charakteristisch sind die Beziehungen Lenins zu den „Liberalen" in seinem eigenen bürokratischen Lager: als die, eine mittlere Linie zwischen der „Arbeiteropposition" und Lenin verfolgenden Gruppen Trotzkis, Bucharins und Sapronows vorschlugen, die alleinige Macht der Bürokratie dadurch abzuschwächen, daß die Arbeiter beratende Stimme in der Organisierung der Produktion erhielten, widersetzte sich Lenin dem auf das kategorischste und wandte ihres „Schwankens" wegen die energischsten organisatorischen Maßnahmen (auf dem X. Parteikongreß, 1921) gegen sie an.

Lenin selber „schwankte" gewiß nicht. Sich zum Wortführer der sowjetischen Bürokratie (der parteilosen ebenso wie der kommunistischen) machend, entriß er mit unerschütterlicher Entschlossenheit den Arbeitern (kommunistischen und parteilosen) die Fabriken, entriß ihnen ihre entscheidende Eroberung, die einzige Waffe, mit der sie einen weiteren Schritt zu ihrer Befreiung und zum Sozialismus tun konnten. Das russische Proletariat wurde wieder zum Tagelöhner in den Fabriken anderer. Vom Sozialismus blieb in Rußland nur noch das Wort. Lenin berief sich zur Verteidigung seiner neuen Politik auf die Schwäche des Proletariats. Er versicherte, daß er die Revolution, wenn er sie den Händen der Bürokratie anvertraue, für das Proletariat bewahre. Die Vorteile von morgen sollten die Opfer von heute rechtfertigen. Zur Ehre des russischen Proletariats muß gesagt werden, daß es trotz seiner Schwäche sofort erkannte, was sich da vorbereitete. Es erkannte, daß Lenin handelte, wie wenn er gesagt hätte: „Ihr Arbeiter seid nicht logisch. Ihr wollt die unverzügliche Verwirklichung des Sozialismus, aber ihr habt nicht die Kraft dazu. Von dem Augenblick an, da ihr nicht die Herren der Gesellschaft sein könnt, müßt ihr ihre Diener sein: das ist das Gesetz des Klassenkampfes in einer Klassengesellschaft. Wenn ihr euch in das Unvermeidliche fügt, werden wir euch alles geben, was wir euch geben können." Die Arbeiter hatten ihre eigene Vorstellung vom Klassenkampf und handelten, wie wenn sie Lenin geantwortet hätten: „Nein, Sie sind nicht logisch, Genosse Lenin. Wenn wir nicht stark genug sind, um die Herren des Landes zu sein, müssen wir zur aktiven Opposition übergehen. Eine Klasse ergibt sich nicht, sie kämpft." Der spontane Widerstand des Proletariats gegen die Eingriffe der Bürokratie zeigte deutlich genug, daß das Proletariat nicht so schwach war, wie Lenin behauptete. Und wenn dieser eines Herzens mit ihm gewesen wäre, hätte er die im ganzen Lande sichtbar werdende Opposition der Arbeiter unterstützt. Aber er dachte und handelte im Geist der Bürokratie, im Geist seiner Macht. Diese proletarische Kraft erschien ihm als eine Bedrohung, und er wandte dem Proletariat gegenüber die Gesetze des Klassenkampfes an: eine Klasse, die sich nicht ergibt, muß von dem Sieger zerschmettert werden. Unter dem Beifall der neuen Bürokratie des ganzen Landes rief Lenin zum Abschluß des Kongresses aus: „Jetzt ist es mit der Opposition vorbei. Wir werden sie nicht einen Augenblick länger dulden." Tatsächlich war dies das Ende der legalen Opposition. Die Türen des Gefängnisses und Exils taten sich vor ihr auf, und die Exekutionskommandos ließen nicht lange auf sich warten.

Trotz dieser fundamentalen Veränderungen nannte sich die Revolution weiterhin wie in der Vergangenheit „proletarisch", „sozialistisch". Noch mehr: Lenin selber wies darauf hin, wie unbedingt notwendig es war, mit der gewohnten Phraseologie die tatsächliche Unterwerfung der Arbeiter zu bemänteln. Als die Arbeiter, die wahren Opfer der bürokratischen Ansprüche, gegen die bürokratische Mystifizierung des Sozialismus zu protestieren begannen und die Wahrnehmung ihrer wirklichen Interessen forderten, tat Lenin sie en bloc als „Kleinbürger", „Anarchisten", „Konterrevolutionäre" ab. Die Interessen der Bürokratie dagegen wurden als „Interessen der Klasse des Proletariats" bezeichnet. Er setzte im Lande ein totalitäres und bürokratisches Regiment auf den Thron, das alles, was politisch und sozial fortschrittlich war, als „konterrevolutionär" ansprach. Er führte diese Aera der Lügen, Verfälschungen, Entstellungen ein, die Rußland heute in der — vervollständigten und verstärkten — stalinistischen Variante erlebt und die das ganze soziale Leben der Arbeiterbewegung und internationalen demokratischen Bewegung vergiftet. Als Ghliapnikow die Resolutionen und Reden Lenins bezüglich der Arbeiteropposition vernahm, erklärte er vor dem X. Parteikongreß: „So lange ich lebe, und in den zwanzig Jahren, die ich der Partei angehöre, habe ich niemals etwas Demagogischeres und Scheußlicheres gesehen und gehört. Diese Worte Chliapnikows sind wie ein Echo der Worte Thomas Münzers, der Luther nach seinen Pamphleten zugunsten der protestantischen Fürsten gegen die protestantischen Bauern den „Doktor Lügner" nannte.

„Und das ist genau das, was du, Lenin, am Ende deiner historischen Laufbahn geworden bist", sagte ich mir... Starr und feindlich blickte ich auf das Bild Lenins, das auf dem Tisch in meiner Zelle stand. Ich hatte zwei Lenin vor mir, wie es zwei Cromwell und zwei Luther gibt: sie steigen mit der Revolution auf, dann steigen sie wieder in die Tiefe hinunter, indem sie die Minderheit unterdrük-ken, die weiter fortschreiten will.

Und diese ganz entscheidende Entwicklung vollzieht sich in zwei oder drei Jahren, in der russischen Revolution wie in den anderen — während wir, die Zeitgenossen dieser Revolution, wie die der einstigen Revolutionen, zehn, zwanzig oder dreißig Jahre noch darüber diskutieren, um zu erfahren, ob diese entscheidende Entwicklung stattgefunden hat oder nicht.

„Und deine Opposition, Lenin, im letzten Jahr deines Lebens gegen den alles verschlingenden Stalinismus, so tragisch sie für dich war, politisch hat sie keine andere Bedeutung als die eines Zögerns zwischen Stalinismus und Trotzkismus, d. h. zwischen den liberalen und ultra- reaktionären Varianten der Bürokratie." Das Schicksal der bolschewistischen Partei, das Schicksal Lenins und Trotzkis zeigen wieder einmal, daß die fortschrittlichen Parteien und die größten Führer über die Grenzen von Zeit und Raum nicht hinauskommen können. Deshalb ist es unvermeidlich, daß sie im gegebenen Augenblick zu Bewahrern werden und auf die neuen Forderungen des Lebens nicht hören.

Die Lenin-Legende erschien mir nur noch wie eine Lüge, mit der die Verbrechen der Bürokratie verhüllt werden sollten.

Um die von dir selbst errichtete Tyrannei der Bürokratie zu zerstören, muß man, Lenin, auch die Legende, du seist der unfehlbare Philosoph des Proletariats, zerstören. In der Stunde der höchsten Gefahr hast du das Proletariat, statt ihm die Hand hinzustrecken, zu Boden geschlagen. Wenn die Welt noch diese Lektion brauchte, du gibst sie ihr: sind die Massen unfähig, die Revolution zu retten, kann niemand es an ihrer Stelle tun... Dein Experiment, Lenin, sagt uns, daß das einzige Mittel, die proletarische Revolution zu retten, darin besteht, bis zum Ende zu gehen, bis zu der totalen Befreiung der Arbeitermassen. Wenn man die Revolution nicht bis zum letzten durchführt, kommt schicksalsnotwendig der Tag, da die Tyrannei einer neuen privilegierten Minderheit die Mehrheit der, Arbeiter vergewaltigt. Die Revolutionen unserer Zeit wer-1 den den Sozialismus voll und ganz verwirklichen, oder sie werden eines Tages zwangsläufig antiproletarisch, antisozialistisch werden."

„Kein Gott, kein Tribun", rief mir eine aus den Tiefen meines Unterbewußtseins kommende Stimme zu. Sie war darum nicht weniger vernehmlich, entschlossen, befehlend, Lenins Bild auf dem Tisch wurde in tausend Fetzen zerrissen und in den Abfalleimer geworfen...

Es war dunkel in der Zelle. Die Nacht war hereingebrochen. Die Uralberge und die Steppe lagen in düsterem Schlaf. Ich fühlte mich krank, und das Herz war mir schwer. Sechs Monate lang war es mir unmöglich, den Mund aufzutun, auch nur das geringste über Politik und meine neuen Erkenntnisse über den großen revolutionären Führer zu sagen oder zu schreiben, so verstört war ich innerlich, so sehr litt ich darunter, für immer von dem so geliebten Mythos Lenin Abschied zu nehmen.

Die ersten Prozesse gegen die kommunistischen „Terroristen"

Im Winter 1932 und nicht erst 1936, noch gar am Tage nach der Ermordung Kirows, fanden die ersten Prozesse gegen kommunistische „Terroristen" statt. Er waren zuerst Prozesse hinter verschlossenen Türen. Als 1933 die ersten Gruppen der dort Verurteilten nach Werchni-Uralsk kamen, wollten wir unseren Ohren nicht trauen: eine Verschwörung gegen Stalin, eine Palastrevolution, was für eine Schwindel erregende Vorstellung! Im Westen weiß man übrigens bis auf den heutigen Tag kaum etwas von diesen ersten Prozessen.

Es handelte sich um zweitrangige Vertreter der Rechtsopposition, ehemalige Mitglieder der Regierung und des Zentralkomitees der Partei: Rjutin, Uglanow, Tolma-tschew, Eismonte und einige jüngere Kommunisten. Die Zeitungen hatten gemeldet, sie seien aus der Partei ausgeschlossen worden, weil sie versucht hätten, „gegenrevolutionäre Organisationen von Bourgeois' und Kulaken aufzuziehen mit dem Ziel, den Kapitalismus in der UdSSR wieder herzustellen und vor allem die Kulaken wieder in ihre Rechte einzusetzen". Erst nach dem Eintreffen der Verurteilten erfuhren wir, daß dies nicht die einzigen Anschuldigungen gewesen waren. Die Presse hatte sich wohlweislich gehütet, die Hauptanklagepunkte zu erwähnen: es ging dabei um eine Verschwörung zur Entfachung einer Palastrevolution und zur Ermordung Stalins.

Rjutin war die Hauptperson des Prozesses. Man klagte ihn an, 1932 ein 160 Seiten umfassendes Programm veröffentlicht zu haben, in dem er forderte: 1. einen wirtschaftlichen Rückzug (Verlangsamung des Industrialisierungstempos, Einstellung der Zwangskollektivierung); 2. Demokratie innerhalb der Partei; 3. Stalins Rücktritt. Das Programm griff die Führer der Rechtsopposition an — Rykow, Tomski, Bucharin —, weil sie vor Stalin kapituliert hatten. Ein ganzes Kapitel war der Person Stalins gewidmet, der als der böse Geist der Partei und Revolution bezeichnet und mit den schlimmsten Despoten der Geschichte verglichen wurde.

Die Anklage sah in diesem Dokument, besonders in dem Kapitel über Stalin, die „ideologische Grundlage" einer terroristischen Verschwörung. In Anbetracht dessen, daß Rjutin, ehemaliger Offizier, die Armeezeitung „Krasnaja Swesda" („Der Rote Stern") geleitet hatte, beschuldigte man ihn, unter den Schülern der Militärakademie des Zentralexekutivkomitees — einer Schule zur Ausbildung höherer Offiziere — eine Verschwörergruppe, die Stalin töten sollte, gebildet zu haben.

Tolmatschew und Eismonte, Mitglieder der höchsten Regierungsorgane, waren angeklagt, eine Palastrevolution vorbereitet zu haben. Das ganze Verbrechen eines der in Werchni-Uralsk eben eingelieferten Verurteilten bestand darin, daß er im vertrauten Kreise die bezeichnende Äußerung getan hatte: „Jetzt hilft nur noch das eine, sich des Führers zu entledigen."

Es war, so hieß es, innerhalb des Politbüros zu ernstlichen Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der zu fällenden Strafen gekommen. Stalin bestand auf der Hinrichtung des Hauptangeklagten, Rjutin; aber die Mehrheit des Politbüros widersetzte sich dem, wohl weil sie die Beschuldigungen nicht für ausreichend erachtete und zögerte, ein neues Kapitel blutiger Unterdrückungen in der Geschichte der Kommunistischen Partei zu eröffnen.

Dieser ganze Terroristenprozeß erschien mir so absurd, daß ich mir nicht einmal die Mühe gab, auch nur im geringsten nach dem wahren Sachverhalt zu forschen. Die Gerüchte, die aus Moskau zu uns drangen, machten mein Mißtrauen nicht kleiner. Eins dieser Gerüchte war immer phantastischer als das andere. Blücher sollte in ein Komplott gegen Stalin verwickelt sein, vor dem Lenin-Mausoleum sollte man einen Hinterhalt angelegt haben, aus dem ein bekannter Vertreter der Militäropposition während einer Kundgebung das Attentat auf Stalin hätte ausführen sollen. Aber als ich im Sommer 1933 aus dem Gefängnis kam, konnte ich mich bald davon überzeugen, daß ich Stalins Machtstellung für gesicherter gehalten hatte, als sie es in Wirklichkeit war...

Das war nicht der einzige Punkt, über den ich mich im Gefängnis täuschte. Die grauenhaften Berichte über die Hungersnot, den Kannibalismus und die erschreckend hohe Sterblichkeitsziffer hielt ich für Übertreibungen der Opposition. Erst in der Freiheit erkannte ich das Gegenteil. Die Ausbreitung der Hungersnot, die Typhusepidemien, die Sterblichkeit gingen weit über das hinaus, was die größten Pessimisten unter uns sich vorgestellt hatten. In den kleinen Provinzstädten im Norden fand die Polizei jeden Morgen die Leichen von acht bis zehn Menschen, die durch Hunger und Kälte auf den Straßen gestorben waren. Der Typhus vollendete das Werk der Hungersnot. Das ganze Land war von Panik ergriffen. Ein unausgesprochener Gedanke belebte die Massen: „Das kann nicht mehr lange so weitergehen." Ihrer Ohnmacht bewußt, beteten sie um eine „von oben"

kommende Veränderung. „Wenn Stalin nicht gehen will, soll man ihn beseitigen!" Das ganze Land forderte in beredtem Schweigen eine Palastrevolution. Als ich zum erstenmal das Vorhandensein dieser unterirdischen, aber darum nur um so stärkeren Strömung wahrgenommen hatte, begriff ich, daß tatsächlich die Idee eines Staatsstreiches trotz des Polizeiterrors in den herrschenden Kreisen aufkommen konnte. Die Rechtsopposition war darum in diese Prozesse verwickelt, weil sich unter ihr die entschlossensten Anhänger eines „Rückzuges" befanden. „Stalin ruiniert das Land und die Revolution; also muß man sich seiner entledigen", mußten sie logischerweise denken.

Aber im Januar 1933 pfiff Stalin alles zurück. Im letzten Augenblick machte er sich das Programm seiner Gegner zu eigen, nachdem er sie vorsichtshalber hinter Schloß und Riegel gesetzt hatte. Von da an begann sich das Land allmählich zu beruhigen. Das Jahr 1933 ging in Zögern und Warten vorüber: handelte es sich um eine wirkliche Änderung der Politik oder nur um eine kurze Pause zur Vor- bereitung einer noch erschöpfenderen Anstrengung? 1934 konnte man bereits von einer Stabilisierung sprechen. Die Hungersnot nahm ab, und man machte den Bauern einige Konzessionen. Die kommunistische und parteilose Büro- kratie begann „in Freude und Wonne" zu leben, wie die Parole lautete.

Am 1. Dezember 1934 jedoch wurde Kirow von Nikola-jew niedergeschossen. „Das ist die Tat eines Weißgar- disten", verkündete der Rundfunk. Natürlich, wer sollte das sonst sein als ein Weißgardist! Aber nach einigen Tagen munkelte man — und die Gerüchte bestätigten sich bald — der Mörder sei ein sehr bekanntes Mitglied des Komsomol, der zur Sinowjewschen Opposition gehörte. Daß Nikolajews Tat große politische Bedeutung hatte, bewies die Verbannung von 30 000 kommunistischen und parteilosen Arbeitern aus Leningrad am Tage nach dem Prozeß. Man schickte sie und ihre Familien ins Innere Sibiriens. Und sie kommentierten ihr Schicksal mit den Worten: „Erst hat man die Bauern ‚entkulakisiert', jetzt sind wir an der Reihe." Einige tausend von ihnen wurden in die Provinz Jenissei verbannt, wo ich nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis im Exil lebte. Ich konnte mit ihnen sprechen, und sie sagten mir, das von Stalin proklamierte Leben „in Freude und Wonne" habe unter den Arbeitern eine stumme, aber tiefe Empörung bewirkt. Die Arbeiter deuteten Stalins Parole als die endgültige Bestä-gung des Triumphes der Bürokratie auf Kosten des geprellten und ausgesaugten Proletariats. Das Attentat auf Kirow schien so den Charakter eines Protestes gegen einen solchen Mißbrauch der Revolution anzunehmen. Wohl gemerkt, es war der Protest eines kleinen Bürokraten, der selber vieler Verbrechen gegen die Masse schuldig war, Verbrechen, die in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft begangen wurden. Aber das Leben „in Freude und Wonne" hatte diese Hoffnung enttäuscht. War Nikolajews Tat die eines einzelnen, oder stand eine ganze Organisation hinter ihm — ich konnte es nicht sagen. Die Verbannung von Zehntausenden von Arbeitern bewies nichts: Stalin konnte einfach auf eine Sicherung der Zukunft bedacht sein.

Nach der Kirow-Affäre schickte man alle führenden Köpfe der Sinowjew-Gruppe ins Gefängnis Werchni-Uralsk: Sinowjew selbst, Kamenew, Kuklin, Zalutski, die Schwester Unschlichts, die Frau Wujowitschs und noch andere. Auch die Führer anderer Gruppen trafen bei uns ein — so Chliapnikow und Medwejew, die Führer der alten „Arbeiteropposition", der Arbeiter Timotheus Sapro-now, ein alter Mann, Chef des „Demokratischen Zentralismus", schließlich Smilga, ein alter, sehr bekannter Trotz-kist. Der halbe Kreml der Jahre 1917 bis 1927 war nach Werchni-Uralsk übergesiedelt... Die sinowjewistischen Führer blieben dort achtzehn Monate; dann brachte man sie nach Moskau zurück, wo ihnen der Prozeß gemacht wurde, der mit ihrer Hinrichtung endete. Im Ausland weiß man überhaupt nichts von ihrem Leben im Gefängnis; darum möchte ich nach Berichten von Genossen, die ich in Sibirien wiedertraf, einige Episoden daraus berichten.

Der Präsident der III. Internationale in unserem Gefängnishof — das war symbolisch. Ein schwacher Greis, der im kurzärmligen Hemd, mit bloßen Füßen im heißen Sand sich ergeht — das war Sinowjew im Sommer 1935. Ahnte er bereits, was ihn erwartete: ein Genickschuß? Jedenfalls war er schon völlig verängstigt und wagte nicht ein Wort zu äußern. Kamenew schien besseren Muts zu sein. Er wagte eines Tages zu sagen, er stimme zu 99 Prozent mit Stalins Politik überein. Aber man bestrafte ihn sofort für soviel Unabhängigkeit: man schloß ihn in einen Gemein-schaftssaal mit zwölf anderen Häftlingen ein, während Sinowjew in einer Zelle lag, in der sich außer ihm nur noch ein Gefangener befand. Sinowjews und Kamenews Oberführung nach Moskau erfolgte im August 1936. Diese schicksalhafte Reise war nicht ihre einzige. Schon 1935 hatte man sie nach Moskau gebracht — aber damals waren sie noch einmal davongekommen. Der Prozeß im Sommer 1935 wurde geheim durchgeführt, und man hat im Ausland kaum etwas darüber erfahren. Man hatte Sinowjew und

Kamenew der Vorbereitung eines Attentats gegen Stalin angeklagt. Mehr als dreißig andere saßen mit ihnen auf der Anklagebank.

Kamenews Bruder, der Maler Rosenfeld, war gewissermaßen **der** Held des Prozesses. Er erklärte nämlich, nur dank seiner Verhaftung sei die Katastrophe, d. h. die Ermordung Stalins abgewandt worden. Aber Kamenew leugnete alles und diese „Hartnäckigkeit" trug ihm eine zusätzliche Strafe von fünf Jahren Gefängnis ein. Sinow-jew hingegen gab die Möglichkeit dieses verbrecherischen Anschlags zu und nahm als Führer der Opposition einen Teil der Verantwortung auf sich. Der Lohn dafür blieb nicht aus. Er erhielt nicht nur keine zusätzliche Strafe, sondern man milderte nach seiner Rückkehr nach Werchni-Uralsk den Strafvollzug für ihn.

Dieser, wiewohl streng geheim gehaltene Prozeß vom Sommer 1935 wurde ohne jede Erklärung im Urteilsspruch des öffentlichen Prozesses vom August 1936 erwähnt.

Im August 1936 erhob sich die neue Terrorwelle. Man verurteilte zunächst in zwei Prozessen ehemalige Mitglieder der Linksopposition, die schon lange vor Stalin kapituliert hatten. Einige davon, so vor allem Radek, waren schon völlig demoralisiert und gebrochen. Warum also noch über diese politischen Leichname zu Gericht sitzen? Zweifellos wollte man damit auf die Leute wirken, die es noch nicht waren.

Dann verhaftete man die Führer der Rechtsopposition — Bucharin und Rykow. Aber der Prozeß gegen sie fand erst 1938 statt. Es ist anzunehmen, daß sie sich lange geweigert haben, die von Stalin benötigte Komödie zu spielen oder daß sie von Kräften geschützt wurden, die der Diktator beachten mußte.

Danach begann man mit den Prozessen gegen die Führer der Roten Armee. Tuchatschewski scheint nur der Vorläufer des „Mannes von morgen" zu sein, Blüchers, Woro-schilows oder eines anderen. Die Erschießung der Männer der Linksopposition oder sogar die Jagodas, des GPU-Chefs, kann vielleicht als die Liquidierung der Vergangenheit, die Vernichtung von Gespenstern angesehen werden. Aber hinsichtlich der Armeeführer liegen die Dinge anders. Dort handelt es sich um den Kampf zwischen den Lebenden, die Rivalität zwischen den wahren Herren des Landes.

Um was geht es in diesem Kampf? Die offizielle Version, nach der die Opfer die Machtstellung der Kapitalisten und Großgrundbesitzer wiederherstellen wollten, ist eine schauerliche Lüge den Männern der Opposition gegenüber, die schon jahrelange Gefängnisstrafen abgesessen hatten, weil sie diametral entgegengesetzte Ideen verfochten, und es ist eine alberne Lüge den Männern gegenüber, die bis zum letzten Augenblick auf den Gipfeln der Macht gethront hatten. Nein, nicht dies ist das Dilemma: Wiederherstellung des alten Regimes oder Verteidigung des neuen. Der Kampf wird innerhalb des herrschenden Regimes um die ausschließliche Herrschaft der einen der beiden konkurrierenden Gruppen geführt. In dem Duell zwischen Stalin und den Generälen ringt die Parteidiktatur mit der Armeediktatur. Die einzige Frage dabei ist es, ob es Stalin mit der blutigen Niederwerfung geglückt ist, einen sowjetischen 18. Brumaire zu vermeiden. Die Massen sind von einer Revolution enttäuscht, von der sie ausgeschlossen sind. Die Bourgeois' und die Großgrundbesitzer sind durch die Bürokraten ersetzt worden. „Wir haben vergeblich gelitten und gekämpft" — das ist das letzte Argument der Linksopposition jeder Schattierung. Aber die enttäuschten Massen sind politisch passiv, und daher die Ohnmacht der Linksopposition. Man kann sogar behaupten: je weiter links eine Gruppe steht, desto ohnmächtiger ist sie augenblicklich. Nicht daß das Volk völlig untätig wäre, im Gegenteil, es führt in der Kolchose und Fabrik Tag für Tag seinen verbissenen, aber stillen Kampf gegen das Regime, für die „Einzelheiten" des Lebens. Ganz anders ist die Situation im Lager der „Herren". Sie streiten sich um das Erbe der Revolution. Die Herren — d. h. die beiden Gruppen der kommunistischen und parteilosen Bürokratie. Die erste verfügt ganz über die Partei und die Arbditerorganisationen. Sie dominiert in der Verwaltung und der Armee. Die nichtkommunistische Bürokratie der Intellektuellen und Techniker lenkt die Produktion und befiehlt den Arbeitern in den Werkstätten und auf den Bauplätzen. Sie verfügt über eine stark zentralisierte Gewerkschaftsorganisation — die I. T. R. oder „Arbeiteringenieure und Techniker"; sie spielt eine große Rolle im Staatsapparat und in der Armee und genießt die volle Unterstützung einer der stärksten und geheimsten Mächte des heutigen Rußlands: der Kirche. Denn man darf nicht vergessen, daß beträchtliche Volksschichten, die nicht mehr an die Revolution glauben, auf diese Kirche hoffen, die sich den modernen Bedürfnissen angepaßt hat. In den Augen des Volkes sind die kommunistischen Bürokraten schlimmere Ausbeuter als die „Ingenieure". Jetzt, da die NEP, die Bourgeois' und die Kulaken verschwunden sind, kann sich die Bürokratie nicht mehr der abgeschafften Klassen als

Prügelknabe bedienen. Daher fühlt sich diese kommunistische Bürokratie völlig isoliert im Lande. Die neue stalinistische Verfassung ist nichts weiter als ein Versuch zur Überwindung dieser Isolierung. Unter der Maske der „allgemeinen" Gleichheit soll diese Verfassung die beiden Bürokratien einander annähern und miteinander aussöhnen und zugleich die Arbeiter und Bauern weiter in Knechtschaft halten. Die Versöhnung der Eliten soll die Entfremdung der Massen ausgleichen. Aber dieser Versuch scheint bisher nicht geglückt zu sein. Der Verfassungsartikel, der das Monopol der kommunistischen Partei in allen Bereichen des politischen und sozialen Lebens vorsieht, hat den parteilosen Bürokraten klar gemacht, daß alle Konzessionen Stalins nur eine Fiktion sind. Aber die Linksopposition sah in diesen Konzessionen ein Aufgeben des Kommunismus; darum glaubte Stalin zwei Fliegen mit einer Klappe zu schlagen, wenn er diese Linksopposition vernichtete, denn das würde, seiner Meinung nach, eine Warnung für die unzufriedenen Parteilosen sein. In Wirklichkeit ist gerade das Gegenteil eingetreten. Die Moskauer Prozesse haben die kommunistiche Partei in Mißkredit gebracht und den Appetit der „parteilosen Bol-schewisten" gereizt. Dadurch ist die Armee ganz natürlicherweise in den Vordergrund der Politik gerückt. Die Armee ist mit der Revolution genügend verbunden, um die kommunistische Bürokratie gegen jeden reaktionären Restaurierungsversuch zu schützen. Sie steht hoch genug über den Parteien, um die nichtkommunistischen Bürokraten zu beruhigen. Sie ist mit einem Wort die Inkarnation der neuen „klassenlosen" nationalen Einheit. Damit, daß er die Generäle der Revolution ermordete, hat Stalin noch keineswegs triumphiert. Die jungen Armeeführer — denn man kann die Generäle nicht abschaffen — können sich unternehmender zeigen als ihre Vorgänger. Um eine Militärdiktatur nicht aufkommen zu lassen, bleibt Stalin nichts weiter übrig als die Aussöhnung der beiden Bürokratien miteinander und mit der Kirche herbeizuführen. Aber wer weiß, ob Stalin durch seine revolutionäre Vergangenheit zur Bewältigung dieser Aufgabe nicht selber zu kompromittiert, mit einem Wort zu „trotz-kistisch" ist.

Rückkehr nach Europa oder sibirisches Exil?

Nach unserem Abstecher zu den Moskauer Prozessen kehren wir nach Werchni-Uralsk zurück. Die deutsche Krise, um mit den Reichstagswahlen von 1930 zu beginnen, erregte die Gefangenen leidenschaftlich. Trotz all unserer Divergenzen waren wir uns über die gewaltige Tragweite der Ereignisse in Deutschland einig. Das führte uns dazu, das Problem von Grund aus zu studieren: was ist der Faschismus, was ist seine Stellung in der heutigen Gesellschaft? "Wir analysierten mit minutiöser Genauigkeit die Programme der faschistischen Parteien und die russischen und ausländischen Arbeiten darüber (ich weiß nicht wie, aber es gelang uns, selbst die ausländischen Arbeiten zu beschaffen). Hitlers Machtergreifung bewirkte eine wahre Panik unter den Trotzkisten. Sie erwarteten den unvermeidlichen Angriff Hitlers im Bunde mit England und Frankreich gegen die UdSSR. „Hitler und Stalin werden sich verständigen", entgegnete ich Trotzkis Schwiegersohn, Nevelson. „Unmöglich. Hitler wird es nicht wollen." — „Dann wird sich Stalin mit Frankreich und England verständigen." Nach der Auflösung der deutschen kommunistischen Partei sprach eine Gruppe von starrsinnigen „Entschiedenen" von der Bildung einer IV. Internationale. Die Trotzkisten in Werchni-Uralsk waren dagegen, denn sie erhofften immer noch eine Reform in der UdSSR und den Komintern. Die Führer der Linkstrotzkisten, V. Jenukidze, Kamenetski und Jak veröffentlichten ein Manifest, das die „Entschiedenen" beschuldigte, eine voreilige und demagogische Parole in die Debatte zu werfen. Im übrigen, da sie Trotzkis Haltung zu dieser Frage noch nicht kannten, zogen es seine Anhänger in Werchni-Uralsk vor, bei ihrer bisherigen Meinung zu bleiben. Als sie erführen, daß ihr Führer für eine IV. Internationale war, widersetzten sie sich dem nicht, wußten aber nicht, wie sie sich die Tatsache deuten sollten, daß die französischen Trotzkisten in die sozialistische Partei, Sektion der IL Internationale, eingetreten waren.

Zankow und Tiunow von der äußersten Linken waren aus anderen Gründen gegen eine IV. Internationale: sie fürchteten, sie würde nur eine Neuauflage der III. werden.

Smirnow machte eine Kehrtwendung: in dem Glauben, daß eine neue Internationale und neue Arbeiterorganisationen unter den gegebenen Umständen reine Utopie seien, sah er einen Ausweg nur in einer Fusion von Sozialdemokraten und Kommunisten. Die ersten würden die Beteiligung der proletarischen Klassen verbürgen, die zweiten — die revolutionäre Initiative. Ich mußte Smirnow antworten, daß aus der Vereinigung von zwei Leichnamen kein neues lebendiges Wesen hervorgehen

könne. Für mich waren Sozialdemokraten und Kommunisten in der sozialistischen Bewegung die Parteien der „Vergangenheit".

Wir sollten am 22. Mai 1933 entlassen werden, Deditsch, Draguitsch und ich. Zwei Monate vorher hatten wir dem Exekutiv-Zentralkomitee und den höchsten Instanzen der GPU in Moskau eine Erklärung übersandt, in der wir forderten, daß man uns nach Verbüßung unserer Strafe ungehindert Rußland verlassen ließe. Im Fall der Verweigerung — schrieben wir — würden wir mit allen Mitteln kämpfen. Alle Gefangenen unterstützten unser Gesuch; die „Ältesten" des kommunistischen Sektors im Gefängnis schickten sogar ein offizielles Telegramm nach Moskau. Das war ein Solidaritätsakt unserer Genossen, die wünschten, daß wir die Arbeiterwelt im Ausland über die Lage der politischen Gefangenen in Rußland aufklären konnten.

Als die GPU erkannte, daß es sich um einen organisierten Kampf handelte, beschloß sie, uns unter einem plausiblen Vorwand aus Werchni-Uralsk zu entfernen, was dann auch am 18. Mai 1933 geschah. Man sagte uns, wir führen nach Moskau: „Wahrscheinlich soll dort über Ihre Erklärung verhandelt werden", meinte der Gefängnisdirektor. Alle Gefangenen geleiteten uns mit ihren besten Wünschen, wobei sie sich fragten, ob man uns nicht einfach in ein anderes Gefängnis verlegen würde. Zwei Autos brachten uns fort. Bald entschwand das erste, in dem meine beiden Genossen saßen, im Straßenstaub den Blicken. Ich sollte sie nicht mehr wiedersehen. Ich fuhr den ganzen Tag. Am Abend hielten wir vorm Gefängnis von Tscheljabinsk. Ich erklärte dort sofort, man habe mich betreffs der Reise nach Moskau getäuscht, habe mich absichtlich von meinen Kameraden getrennt, ich sähe darin eine Ablehnung meines Ausreise-Gesuchs und würde unverzüglich in Hungerstreik treten. Der Direktor des Gefängnisses, Dubnis, antwortete mir, unter diesen Umständen könne er mich nicht behalten und werde mich nach Werchni-Uralsk zurücktransportieren lassen. Man ließ mich in ein Auto steigen; statt mich jedoch nach Werchni-Uralsk zurückzufahren, brachte man mich in den Keller des Polizeigefängnisses von Tscheljabinsk. Meine Zelle war kalt, feucht und dunkel. Selbst am hellen Tag mußte dort das elektrische Licht brennen. Ich habe zwei Monate in diesem Keller verbringen müssen, ohne auch nur einmal eine Minute an die frische Luft zu kommen. Gleich nach meiner Ankunft trat ich in den Hungerstreik. Ich wußte, daß meine Genossen, wo sie auch waren, dasselbe tun würden wie ich, so wie wir es ausgemacht hatten. Man schickte mir eine besondere Wache von GPU-Solda-ten, denn obwohl ich mich in einem gewöhnlichen Gefängnis befand, war ich der GPU unterstellt. Ich hatte schon eine gewisse Erfahrung im Hungern. Halb ausgezogen, in eine Decke eingerollt, blieb ich tagelang auf der Pritsche liegen. Die Tage krochen eintönig dahin. Am zehnten Tage nach Mitternacht — die GPU liebt es, sich nachts zu betätigen — kam eine Tschekistengruppe plötzlich in meine Zelle. Es waren Dubnis und einige Beamte der dortigen GPU, aber auch alte Bekannte: die „Moskauer Kommission": Bürgerin Andrejewa, Bürger Popow... Das dritte Mitglied der Kommission, der Staatsanwalt, hatte es vorgezogen, durch Abwesenheit zu glänzen. Es war in der Tat besser, daß die Sache „ohne sein Wissen" verhandelt wurde, denn sie verletzte allzu eklatant alle Rechtsgrundsätze.

„Bürger Ciliga", erklärte Andrejewa, „man hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß das GPU-Kollegium ebenso wie das Zentralexekutiv-Komitee der UdSSR ihr Ausreisegesuch ablehnen. Auf Grund eines Beschlusses des gleichen ‚Kollegiums' ist Ihre Haftzeit um zwei Jahre verlängert worden. Die GPU hält nichts von Ihrem Hungerstreik. Ab morgen werden Sie künstlich ernährt werden. Dem Arzt ist bereits entsprechender Befehl gegeben worden."

„Hungerstreik und künstliche Ernährung sind jetzt zweitrangige Fragen", erwiderte ich mit berechneter Kälte. „Sie wollen mich für alle Ewigkeit zu Ihrem Gefangenen und Sklaven machen. Es bleibt mir nur noch ein Mittel zum Protest — und ich werde dieses Mittel anwenden —: der Selbstmord. Man soll wenigstens im Westen wissen, was Sie aus ausländischen Kommunisten machen, die nicht Ihre Knechte werden wollen. Ich werde von dieser Entscheidung Moskau Mitteilung machen."

„Nun, ich meine, wenn man zum Selbstmord entschlossen ist, gibt man das im allgemeinen nicht an hoher Stelle bekannt."

„Mein Tod würde Ihnen angenehm sein, wenn Sie nicht die Verantwortung dafür trügen. Es ist ein politischer Kampf, den ich mit Ihnen führe, und Sie werden für alles verantwortlich sein, was mir und meinen Genossen zu- stößt. Das ist gerade der Zweck meiner offiziellen Er- klärung in Moskau: Sie für meinen Selbstmord verantwortlich zu machen."

„Wir werden Sie daran hindern, sich umzubringen", entgegnete Andrejewa. „Zwei Beamte

bleiben in seiner Zelle, und man bringe seine Sachen fort." Gesagt, getan, man ließ mir nur ein paar der unentbehrlichsten Gegenstände, aber es glückte mir, noch eine ganz neue Rasierklinge, die ich mir in Werchni-Uralsk verschafft hatte, dazwischen zu schmuggeln. So konnte ich Andrejewa triumphierend antworten: „Für jemanden, der mit dem Leben Schluß machen will, gibt es kein Hindernis."

Sofort begann sie mit Überredungskünsten: „Das Polit- büro der jugoslawischen Partei ist mit Ihrer Haftverlänge- rung einverstanden. Ich kann Ihnen die schriftliche Erklärung des Politbüros zeigen."

„Bemühen Sie sich nicht, Ihre Untergebenen, Jugoslawen oder andere, haben keine Macht über mich. Ich erkenne dieses Politbüro nicht an, und ich bin nicht mehr Mitglied Ihrer kommunistischen Parteien."

Daraufhin verabschiedete sich die Kommission. Am nächsten Tage schickte ich ein Telegramm nach Moskau. Man versuchte nicht, mich gewaltsam zu ernähren. Ich hatte jetzt nichts anderes zu tun, als die Antwort aus Moskau abzuwarten. Der Arzt beunruhigte sich: „Mich macht man für Ihr Leben verantwortlich. Nehmen Sie sich das Leben, oder geben Sie den Hungerstreik auf, aber entscheiden Sie sich!"

Endlich am vierten Tage — dem vierzehnten des Hungerstreiks — erschien Direktor Dubnis bei mir und gab mir ein Telegramm bekannt, das soeben aus Moskau eingetroffen war: meine zwei Jahre zusätzliche Gefängnishaft waren in drei Jahre Exil in Irkutsk „umgewandelt "

worden. Dubnis kam sich sehr diplomatisch vor, als er mir den Unterschied erklärte: „Irkutsk ist eine große Stadt; es ist nicht Tscheljabinsk, Sie werden dort das Problem Ihrer Ausreise besser lösen können." „Danke", erwiderte ich, „ich will aber direkt nach Europa zurück und nicht auf dem Umweg über Irkutsk, was ja eine halbe Weltreise wäre. Aber da nicht mehr von einer Verlängerung der Gefängnishaft die Rede ist, will ich auf meine Selbstmorddrohung verzichten, während ich den Hungerstreik indessen fortsetzen werde." Ich fastete noch neun Tage. Am dreiundzwanzigsten Tage des Streiks fand sich Dubnis wieder ein, um mir von einem Telegramm Mitteilung zu machen, das mich nach Moskau rief. Ich verlangte schriftliche Beweise. Man legte sie mir vor. Ich gab den Hungerstreik auf. Nach zwei Wochen war ich wieder auf den Beinen. Ich muß sagen, daß Dubnis mich ausgezeichnet verpflegte, zweifellos aus „revolutionärem und internationalem Bewußtsein", aber auch in der Hoffnung, mich zu „verführen". Von Moskau war jedoch keine Rede mehr. Ich be- gann unruhig zu werden. Endlich kam die Erklärung: die Stenotypistin hatte sich geirrt; man hatte mich nicht nach Moskau gerufen, sondern lediglich diese Möglichkeit durchblicken lassen. Einige Tage später sagte man mir ohne alle Umschweife, ich müsse nach Irkutsk fahren. Ich trat von neuem in Hungerstreik. Aber eines Tages kam eine Gruppe von Tschekisten in meine Zelle und wies mir den Befehl vor, mich zwangsweise ins Exil zu bringen. Man packte meine Koffer, setzte mich in ein Auto und fuhr mich zum Bahnhof Tscheljabinsk. So reiste ich unter starker Bewachung am 20. Juli nach Irkutsk.

ZWEITES BUCH – SIBIRIEN: LAND DER VERBANNUNG UND DER INDUSTRIALISIERUNG

4. VOM URAL ZUM STILLEN OZEAN

Von Tscheljabinsk fuhren wir ostwärts durch die unend-lichen Ebenen Westsibiriens. Die Bahnfahrt bis Irkutsk dauerte vier Tage. Es war der 20. Juli. Sibirien bot sich mir in seinem verlockendsten Anblick dar. Auf der Höhe des Sommers erinnerte die Natur hier an die Landschaft Mitteleuropas. Felder und Steppe, die wie ein Meer ohne Grenzen sich bis in den Horizont erstreckten, schienen nur auf die Maschinen zu warten, um ein neues Amerika zu werden...

Sibirien umfaßt die Hälfte Europas, es ist dreißigmal so groß wie Frankreich. Jeder seiner vier großen Flüsse ist mehr als 3 500 km und die Eisenbahnstrecke Moskau — Wladiwostok, auf der ich jetzt dahinfuhr, 9 500 km lang. Was ist neben ihr die berühmte Linie New York — San Francisco, die den ganzen amerikanischen Kontinent mit seinen 6000 km durchquert!

Wir waren, glaube ich, um halb sechs abgefahren. Immer wieder dieselben Gedanken wälzend und von all dem Erregenden der letzten Zeit übermüdet, schlief ich bald ein.

Die Geräusche des fahrenden Zuges und das laute Schwatzen rings um mich her weckten mich um neun Uhr morgens. Der Zug fuhr durch ein Waldgebiet zum Ural hinauf. Auf dem Gipfel angelangt, hielt er, und inmitten des Waldesgrüns sah man das frisch gestrichene Bahnhofshäuschen. Es war aus Holz, im traditionellen russischen Stil.

Bäuerinnen standen längs der Gleise und verkauften frische Butter und gebratene Hühner. Die Reisenden, die vier Tschekisten, die mich begleiteten, und ich promenierten am Zuge entlang, um all diese in jener Zeit seltenen Herrlichkeiten aus der Nähe betrachten zu können. Wir holten uns auch heißes Wasser für den Tee. Als der Zug wieder weiterfuhr, verzehrten wir unser Frühstück. Ich konnte mich frei im Waggon bewegen und an den Stationen sogar aussteigen. Aber ich wurde dabei strengstens bewacht. Zwei der Soldaten folgten mir inmer wie mein Schatten. Das war nachgerade komisch. Ich konnte nicht einmal die Toilette aufsuchen, ohne daß der Führer des Kommandos und ein Soldat mir das Geleit gaben. Arn Abend näherten wir uns dem fruchtbaren Gebiet von Omsk. Im Waggon gab es nur ein einziges Gesprächsthema: „Wir kommen jetzt an einen Bahnhof, wo Weißbrot frei verkäuflich ist."

Weißbrot? Frei verkäuflich? Für das Rußland des Sommers 1933 war das ein wahres Wunder. Auf dem mitten in der Steppe gelegenen Bahnhof boten die Bäuerinnen Laibe Weißbrot zu zwanzig Rubel das Stück an. Auf die Versicherung eines Reisenden hin, das Brot sei an der nächsten Station bedeutend billiger, widerstand ich der Versuchung. Tatsächlich kostete auf dem nächsten Bahnhof ein zweipfündiges ausgezeichnetes Weißbrot nur zehn Rubel. Ich opferte den zehnten Teil meiner Barschaft von 120 Rubel, um mir einen im damaligen Rußland seltenen Genuß zu verschaffen.

Aber nach anderthalb Tagen lag das Königreich des Brotes schon hinter uns, und wir kamen in Nowosibirsk in das Reich des Hungers, zugleich jedoch in das der Schwerindustrie. Nowosibirsk war 1893 beim Bau der Transsibirienstrecke entstanden und hatte sich dann so schnell entwickelt, daß man schon zwei Jahre später die Stadt das „sibirische Chicago" nannte. Nach der Revolution wurde es die Hauptstadt Westsibiriens, und während des Fünfjahresplanes nahm sie gleichzeitig mit dem sie umgebenden Gruben- und Hüttengebiet, dem Kusniezkbecken, einen geradezu märchenhaften Aufschwung. Während 1893 hier erst ein paar Häuser standen, hatte das Chicago Sibiriens 1912 bereits 72 000 Einwohner, eine Zahl, die dann 1926 auf 120000 und 1939 auf 406 000 anwuchs. Es ist die größte Stadt Sibiriens. Wenn man, wie wir, sich ihr über den majestätischen Ob hinweg näherte, hatte man den Eindruck, daß die Stadt erst vor kurzer Zeit das Opfer eines gigantischen Erdbebens geworden sei. Alle Häuser wirkten halb zerstört. In Wirklichkeit war man aber hier fieberhaft mit dem Aufbau beschäftigt. Ein riesiger, lärmender Bauplatz erstreckte sich vom einen Ende der Stadt zum anderen. Auf dem Bahnhof drängte sich eine gewaltige Menschenmenge. Es waren Arbeiter, die hier einen Arbeitsplatz suchten oder abfuhren, um anderswo einen besseren zu finden. Mit ihrem Gepäck und ihrer ganzen Familie brachen sie zu einem neuen Ziel auf. Ein erbitterter Kampf um einen Platz im Zuge, einen „Platz an der Sonne" entbrannte. Unterdessen bahnten in diesem Getümmel sich einige unauffällig gekleidete Männer und Damen in Ledermänteln und Seidenschals, mit eleganten Koffern bewaffnet, ohne Hast den Weg zu ihren im voraus bestellten Plätzen. Die Gepflegtheit, durch die sie sich von der wimmelnden Menge abhoben, hatte fast etwas Provozierendes: es war die neue industrielle und kommunistische Elite.

In unser Abteil stiegen mehrere Studenten von der Technischen Hochschule in Krasnojarsk ein,

junge Leute von etwa zwanzig Jahren bis auf einen oder zwei, die an die Vierzig waren. Meine Begleiter schlossen schnell Bekanntschaft mit ihnen. Wir waren alle bald ein Herz und eine Seele, unterhielten uns zwanglos und tranken sogar miteinander. Sie behandelten mich nicht wie einen Gefangenen, sondern wie einen freien Mann. Nachdem wir über dies und jenes gesprochen hatten, wandte sich die Unterhaltung der Politik zu. Wir diskutierten über Lenin, Trotzki, Stalin, die Industrialisierung, die Kollektivierung, kurz alles, was damals die Gemüter bewegte. Dann begannen die Studenten zu singen. Moderne Schlager wechselten mit Volks- und Revolutionsliedern ab. Ich bat sie um das Wolgalied, denn es beschwor für mich „die große Trauer des Volkes".

„Was finden Sie daran so bemerkenswert?" fragte der eine von ihnen in provozierendem Ton. „Es scheint mir sehr charakteristisch für das russische Volk; es ist ein echtes Volkslied", antwortete ich. „Ach, das ist nur intellektueller fauler Zauber", entgegnete er. „Das ist alles vorbei. Rußland vollbringt jetzt Wunder. Die Zeit des Kummers und des Klagens ist vorüber... Warten Sie noch ein wenig, und Sie werden's erleben, daß der sechste Trumpf ist", schloß er stolz, womit er sagen wollte, daß Rußland, der sechste Erdteil, bald die erste Macht werden würde. Und um seinen Optimismus zu belegen, begann er von sich zu sprechen: „Sehen Sie, ich zum Beispiel bin sechsunddreißig Jahre, und seit ein paar Jahren drücke ich wieder die Schulbank. Ich war Tischler. In einem Jahr werde ich Ingenieur sein.

Ich schreibe gerade an meiner Dissertation, und sie ist gar nicht so schlecht."

Hinter Nowosibirsk stieg tief in der Taiga plötzlich eine Art Märchenschloß inmitten der "Wälder auf, der neue Bahnhof „Taiga", von wo eine Strecke nordwärts nach dem 88 km entfernten Tomsk abzweigte. Der Bahnhof glitzerte und funkelte in himmelblauer Farbenpracht. Alles an ihm kündete die Nähe des sibirischen Athens an: Tomsk. Ist dies nicht die Heimat der ersten sibirischen Universität und des berühmten Technologischen Instituts?

Welcher Kontrast zwischen dem Bahnhof „Taiga" und den folgenden Stationen, Angerski und Sudjanka mit ihren verrußten Gebäuden! Mit ihrem Unrat und Schmutz waren auch sie Wahrzeichen: von Süden bis zur Eisenbahnlinie erstreckte sich nämlich das große Kohlengebiet des Kusniezkbeckens.

Es war schon spät in der Nacht, als die Studenten in Krasnojarsk ausstiegen. Das Schicksal wollte es, ich werde später noch davon erzählen, daß ich meinen stolzen Studenten wiedertraf: seine Haltung war da freilich ganz anders und viel weniger heroisch.

Der Zug verließ nun das Gebirge und die Wälder, fuhr tagelang durch das Kohlenigebiet von Tscheremkowski und erreichte schließlich unser Endziel: Irkutsk.

5. DAS IRKUTSKER IDYLL

Zwischen Freiheit und Gefängnis

Am Bahnhof von Irkutsk begegnete ich zum erstenmal wieder einem freien Sowjetbürger. Es war ein zwölf-oder dreizehnjähriger Junge, der Schuhe putzte. „Ich bin kein Herumtreiber und Taugenichts", sagte er zu mir, während er die fünfzig Kopeken einsteckte, mit denen ich ihn für seine Arbeit entlohnt hatte. „Ich gehe aufs Gymnasium. Sehen Sie, hier ist mein Schulheft. Aber im Augenblick habe ich Ferien und will mir etwas Geld für Winterkleidung verdienen.

Meine Wächter fanden, ich hätte ihm zu viel gegeben. Der Tarif war 20 Kopeken.

In Wirklichkeit hatte ich ihm aber nicht genug gegeben. Grüßten mich nicht in ihm die Freiheit und die Jugend? Und selbst wenn das ein „Nichtsnutz" war, wie meine Begleiter behaupteten, was tat das schon! Sie telefonierten dann vom Bahnhof, daß man uns ein Auto schicke, und wir fuhren gleich darauf zum Dienstgebäude der GPU.

In den Straßen der Stadt sah man nichts von dem für die Zeit des Fünf jahresplans typischen geschäftig-hastigen Leben. In Irkutsk, das vor und nach der Revolution ein großes Verwaltungszentrum war, wurde damals noch nicht gebaut und das Oberste zuunterst gekehrt. Daher wirkte die Stadt fast verschlafen. Dennoch, bald konnte ich mich davon überzeugen, daß der Fünf jahresplan zwar äußerlich die Stadt nicht verändert, aber die soziale Ordnung und die innere Haltung ihrer Menschen völlig umgestülpt hatte.

Ich blieb bis tief in der Nacht bei der GPU. Wir mußten auf irgendeinen Chef warten, der meine Angelegenheit „regeln", d. h. mich wieder in Freiheit setzen sollte. Aber der Chef „war noch nicht gekommen", und um Mitternacht führte man mich, „nur bis morgen" in das Irkutsker Zentralgefängnis.

Ich wußte gleich, was es mit diesem Versprechen auf sich hatte. Ich war in den normalen Kreislauf zurückgekehrt und würde einen oder zwei Monate im Gefängnis sitzen, bis man mir einen Verbannungsort zuwies. Und der lag sicherlich weit ab von einer großen Stadt. Die mir am Bahnhof von Irkutsk flüchtig begegnete Freiheit wurde wieder zum fernen Phantom, das sich im Nebel der Zukunft verlor.

Am Morgen wurde ich im Büro des Gefängnisses in die Gefangenenliste eingetragen. „Anton Antonowitsch Ciliga.

Geboren 20. Februar 1898 in Chegotischy, Provinz Istrien, ehemals österreichisch, jetzt italienisch. Italienischer Staatsangehöriger. Nationalität: jugoslawisch-kroatisch. 1926 — 1929 Mitglied der sowjetischen kommunistischen Partei. Vorher, seit 1918, Mitglied der jugoslawischen kommunistischen Partei. 1930 wegen Trotzkismus verhaftet und nach Artikel 59 des Strafgesetzbuches zu drei Jahren Gefängnis verurteilt.

Gehört jetzt keiner politischen Organisation an, ist 1932 aus der trotzkistischen Gruppe ausgeschieden und in keine andere eingetreten. Übt keine politische Tätigkeit in der UdSSR aus. Bittet nach Beendigung seiner Strafe um die Genehmigung, nach Hause, ins Ausland, zurückzukehren." „Wie hoch ist Ihre neue Strafe?" fragte der Beamte. „Drei Jahre Verbannung nach Ostsibirien, nach Irkutsk." „Wegen Ihrer Rückkehr nach Hause, ins Ausland, müssen Sie sich noch ein wenig gedulden", meinte der Beamte lächelnd. „Sie kommen jetzt erst einmal in den Saal der Politischen, Flur 9. Sie werden dort zwei Genossen finden. Ihre Zelle bleibt den ganzen Tag offen. Sie können im Park spazieren gehen und Sonnenbäder nehmen. Sie erhalten die Ration für Politische und werden sich nicht zu beklagen brauchen. Sie werden's besser haben als in Italien."

Ich fand tatsächlich zwei politische Gefangene in der Zelle vor, Chuschjachwtili, einen georgischen Sozialdemokraten, und Boris Russak, einen jungen Zionisten. Sie gingen mit mir hinaus, um mir den Park und das ganze Gefängnis zu zeigen. Wir Politischen durften uns in den Höfen und einigen Teilen des Gebäudes ergehen. Dieselbe Freiheit genossen die „Beamten" und alle jene, die gut angezogen waren und wie „Intellektuelle" aussahen. Wie schon sein Name sagt, war das Zentralgefängnis zwar das größte, aber nicht das einzige in Irkutsk. Alt, groß und geräumig, war es gleichsam eine Stadt für sich. Im großen Rußland brauchte man große Gefängnisse. Aber für die Zeit des Fünfjahresplans war es doch nicht groß genug. Seine Belegschaft von 2 500 Personen überstieg

drei- oder viermal die Berechnungen des Architekten, der es in der Zarenzeit entworfen hatte. Der vordere Teil des Gefängnisses bestand aus einem, viereckigen, zweistöckigen Bau im Kasernenstil mit einem großen Innenhof. Ein Teil dieses Hofes war als Garten angelegt mit Rasen, Tannen und Bänken an den Wegen. Man sah dort die Häftlinge, die sich frei bewegen durften, umherschlendern, auf den Bänken sitzen, diskutieren. Wenn das Gras gemäht war, nahm man hier die „Sonnenbäder". Es waren allerdings nur etwa zwanzig Menschen, die den ganzen Tag in dem Garten verbringen konnten: die Politischen und einige andere, die besondere Vorrechte genossen. Außerdem durften jene Gefangene, die im Gefängnis arbeiteten, sich täglich zwei Stunden hier aufhalten. Die übrigen verbrachten ihre Ruhezeit in ihren Zellen oder irgendwo im Gebäude. Alle, die nicht arbeiteten, ein Drittel der Gefängnisinsassen, hatten eine halbe Stunde „Ausgang".

Weiter hinten lag ein großer Hof, links von ihm, inmitten einies abgeteilten kleinen Hofes, stand ein Haus mit zwei oder drei Stockwerken, die „Sonderabteilung", die von der GPU besonders bewacht wurde. Man hatte keinerlei Verbindung zu dieser Sonderabteilung, in der die „Schwerverbrecher" untergebracht waren... In der Mitte des hinteren Hofes befanden sich die Duschen und daneben die Wäscherei. Die Politischen und die anderen Bevorrechtigten konnten täglich die Duschen benutzen. Die übrigen wurden jeweils schubweise dorthin geführt. Für das Waschen der Wäsche, das gefangene Frauen besorgten, mußte man bei der Gefängnisverwaltung einen Geldbetrag entrichten. Die Duschräume waren gewissermaßen die Börse und die Spielhölle des Gefängnisses. Zwischen ihnen und der Sonderabteilung lagen eine Schmiede und andere Werkstätten. Rechts von den Duschräumen und dicht beim Hauptgebäude befanden sich die Küchen und Kammern, während noch weiter rechts in dem von diesen Gebäuden und den Duschen gebildeten Winkel sich das von einem hübschen kleinen Garten umgebene Gefängnishospital erhob. Um das Ganze zog sich natürlich eine starke Mauer.

Das Heer der Zwangsarbeiter

Die Gefängniselite vermittelte mir die Bekanntschaft mit dem Heer der Zwangsarbeiter. Der alte Ghuschjachiwili spielte dabei mit ganz orientalischer Höflichkeit und viel gutem Willen sozusagen den Zeremonlienimeister. Der Gefängnisgarten diente als „Salon" für das Vorstellen. Iwan Petrowitsch... Bahnhofsvorsteher in X. (eines großen Verschiebebahnhofs unweit von Irkutsk). Kommunist. Zum Tode verurteilt wegen des Verschwindens eines Waggons mit Ladung. Todesstrafe in zehn Jahre Gefängnis umgewandelt.

Nikolaus Iwanowitsch, Direktor der Irkutsker Filiale des Getreidetrustes. Kommunist. Vor kurzem mit all seinen Beamten verhaftet. Hier sind sie: sein Assistent, sein Hauptbuchhalter, sein Agronom und andere parteilose Spezialisten. Ihre Schuld? Nichterfüllung des Plans; Getreideverluste. Die parteilosen Spezialisten sind der Sabotage und des Verrats angeklagt, während man den kommunistischen Direktor der Nachlässigkeit und des Vertrauensmißbrauchs beschuldigt. Ihre „Sache" steht noch in den Anfängen. Die GPU ist erst dabei, sie in Gang zu bringen. Sie sind sehr unruhig und sehr vorsichtig. Vor allem der Direktor: man nennt ihn die „Nudel". Sie bekommen prächtige Lebensmittelpakete von zu Hause. Das hilft ihnen, die Zeit der Ungewißheit zu überstehen. Fedor Miichailowitsch. Hauptbuchhalter der „Sowjetischen Pelze" von Irkutsk. Parteilos. Angeklagt der Unterschlagung und Beteiligung an einer Tauschhandelsaffäre. Was man ihm vorwirft, ist weder Diebstahl noch etwas Ähnliches, sondern einfach ein Vergehen gegen die Planwirtschaft. Was wird ihm das eintragen? Zwei oder drei Jahre wird er auf dieser oder jener Baustelle, in dieser oder jener Wirtschaftsorganisation der GPU mit 200 Rubel Monatseinkommen für die schönen Augen der GPU arbeiten... Was ihn tröstet, ist, daß die GPU ihn nicht allzu schlecht ernährt hat... „Und wieviel haben Sie in Ihrem Trust verdient?" fragte ich ihn. „700 Rubel Grundgehalt. Mit Spesen ungefähr 1000 Rubel im Monat." — „1000 Rubel. Eine schöne Summe!" sagte ich, „besonders wenn man dann die übrigen Vergünstigungen beim Einkauf usw. noch dazu rechnet." — „Weiß Gott, meine Frau und ich haben nicht schlecht gelebt. Wir hatten eine schöne Wohnung, neue Möbel, Wäsche" (er war einer der bestgekleideten Männer im Gefängnis)... Fedor Michailowitsch machte sich viel Sorge um seine Wohnung und um seine Möbel, die er gern nach seiner Rückkehr wieder vorgefunden hätte. Er fürchtete, daß die GPU sie für irgend jemanden beschlagnahmen könnte. Ich schlug ihm gleich vor, mir ein Zimmer zu vermieten, wenn man mir, wie versprochen, Irkutsk als Aufenthaltsort zuwiese. Er war damit einverstanden und schrieb sofort an seine Frau, sie möge mir ein Zimmer reservieren. Aber

da ich mich dann doch nicht in Irkutsk niederlassen durfte, weiß ich nicht, was aus Fedor Michailowitschs Wohnung geworden ist. Igor Maximowitsch. Moskauer. Ein großer, magerer Fünfzigjähriger. Ingenieur. Offensichtlich eine große Kanone in seinem Trust. Ein sehr gebildeter Mann mit eleganten Allüren und aristokratischen Manieren. Wahrscheinlich von vornehmer Herkunft. Seine Frau war Lettin, und während des Krieges war ihre Familie von Riga nach Moskau geflüchtet. Nach Kriegsende waren ihre Brüder dann nach Lettland zurückgekehrt. Da sie mit ihnen korrespondierte und der eine Bruder, was noch erschwerend ins Gewicht fiel, Offizier in der lettischen Armee war, hatte man sie verhaftet und ihren Mann mit ihr. Sie wurden beide der Spionage angeklagt und zu zehn Jahren Konzentrationslager verurteilt.

„Die GPU hat entschieden, daß ich als Maschinenbauer auch eine Eisenbahnlinie bauen kann. Wer weiß? Vielleicht werde ich es schließlich können", sagte er in träumerischem Ton.

Igor Maximowitsch gehörte zu einer Gruppe von dreißig bis vierzig verurteilter Spezialisten, die man in aller Hast im Sonderzug direkt von Moskau nach Swobodni geschickt hatte. Sie machten in Irkutsk nur für sechsunddreißig Stunden Station, und man hatte ihnen einen großen Saal im zweiten Stock angewiesen. „Die B. A. M. braucht Spezialisten, und die GPU rekrutiert sie. Denn selbst für Millionen will niemand in das gottverlassene Gebiet... Während wir noch glücklich sein können, daß man uns nicht erschossen hat", sagte ein junger Chemiker zu mir, der als Freund eines verhafteten Professors selber verurteilt worden war. Igor Maxiomowitschs Frau, Helene, befand sich in der Frauenabteilung des Gefängnisses. Sie trafen sich beim Spaziergang, genauer, bei der ärztlichen Untersuchung. Ich muß hinzufügen, daß die Zahl der Frauen in unserem Gefängnis ziemlich beträchtlich war. Sie hausten in besonderen Zellen. Aber da die meisten von ihnen arbeiteten, durften sie sich ebenso wie die Männer im Gefängnis frei bewegen.

Helene wirkte viel verängstigter als ihr Mann. Anfangs las ich in ihren Augen die bange Frage, ob ich nicht ein GPU-Spitzel sei. Aber bald gab sie ihre Zurückhaltung auf, und von ihr erfuhr ich dann auch die näheren Einzelheiten ihres Falls. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, daß das Essen bei der B. A. M. nicht schlecht sei, besonders für die Spezialisten: es gab dort Gemüse und Butter wie sonst nirgends. Das Ehepaar gehörte offensichtlich zur intellektuellen Oberschicht der „Parteilosen" in Moskau und war ein Opfer dier in diesem Kreise vorgenommenen Säuberung geworden. Nach langer Pause hörte ich durch sie den neuesten Moskauer Klatsch, und es war mir, als wäre ich wieder in Moskau.

„Man trällert in der ganzen Union die,Fröhlichen Jungens' (den sehr beliebten Schlager aus dem gleichnamigen sowjetischen Lustspielfilm), aber der Komponist ist wegen einer .konterrevolutionären' Anekdote, die er in einer Gesellschaft erzählt hat, nach Sibirien deportiert worden. Klujew ist ebenfalls verbannt. Statt Verse zu machen, betrinkt er sich jetzt in Sibirien, wo er als Tischler arbeitet..." Nachdem sie mir noch von den letzten Theatererfolgen berichtet hatte, ging Helene zu politischen Histörchen über, die man sich in den Kulissen zuraunte: „Alles spricht von dem plötzlichen Tode von Stalins Frau, Allilujewa, und jedermann weiß, daß sie sich das Leben genommen hat."

„Bei uns in Werchni-Uralsk", antwortete ich, „erzählten alle Georgier, Stalin habe sie vergiftet. "¶„Nein, das stimmt nicht. Sie hat sich selbst vergiftet. Und zwar war das folgendermaßen: Stalin und Allilujewa waren zu einer Gesellschaft bei Ordschjoniklidze anläßlich der Feierlichkeiten zum Gedenken der Oktoberrevolution eingeladen. Auf dem Rückweg gerieten sie in Streit. Allilujewa warf Stalin seine Liaison mit... (ich muß gestehen, daß ich den von Helene zitierten Namen vergessen habe) vor. Stalin, der angetrunken war, bekam einen Wutanfall und schrie seine Frau an: ‚Da das so ist, werde ich gleich zu ihr gehen.' Allilujewa kehrte allein nach Hause zurück und nahm Gift." Ich hörte später in Sibirien eine dritte Version: Allilujewa habe sich aus politischem und moralischem Protest geigen Stalins Schandtaten vergiftet. In meiner Moskauer Zeit hatte ich über Allilujewa nur Rühmenswertes gehört. Zu Anfang des Fünfjahresplans hatte sie sich als Hörerin bei der eben eröffneten Prom-Akademie (Forschungsinstitut für Industriewissenschaft) eingeschrieben. Jedenfalls gab ihr plötzlicher, geheimnisvoller und niemals aufgeklärter Tod vielerlei Gerüchten Nahrung.

Zwei in dem Gefängnis sitzende Offiziere der Roten Armee interessierten mich besonders. Sie waren beide annähernd vierzig. Der erste, wohl der ältere, ein korpulenter und mißmutiger Mann, stellte die Gefangjenen-gruppen für die Arbeit außerhalb und die Verschickung in den Fernen Osten zusammen. Er behandelte die Häftlinge wie junge Rekruten. Ich sah ihn ein Jahr später in Krasnojarsk wieder. Er war abgemagert und wirkte verjüngt. Nachdem er wieder freigelassen war, betätigte er sich

als militärischer Ausbilder.

Der andere, der schlank und behende war und einen kleinen Bart trug, ging, einen Stock in der Hand, mit uns im Park spazieren und erzählte uns seine Kriegserinnerungen. Seine Manieren und seine Sprache ließen mich ihn für einen Offizier der nachrevolutionären Zeit halten. Aber ich täuschte mich: er war schon unter dem Zaren Offizier gewesen. Nachdem ich ihn näher kennengelernt, merkte ich, daß er ein Mann der alten Schule war. Aber wie hatte er sich verwandelt!... Das Leben während der Revolution hatte eine seltsame Synthese geschaffen: die alten Gewohnheiten hatten eine neue Form angenommen. Er wirkte ganz wie ein aus dem Volke hervorgegangener Offizier. Vor seiner Verhaftung war er Bataillonskommandeur gewesen. Das war alles, was ich aus ihm herauskriegen konnte.

Er war mit zwei der Gefangenen befreundet, einem Zollbeamten und einem Direktor eines Lehrerseminars. Ich habe nicht erfahren können, wessen man den Zollbeamten beschuldigte. Der Seminardirektor, Kommunist, war der Verbreitung chauvinistischer Ideen in seiner Anstalt angeklagt. Seine Schüler gehörten drei Nationalitäten an: der russischen, tatarischen und tungusischen. Dieser ethnische Unterschied gab zu fortwährenden Konflikten Anlaß. Man verhaftete den Direktor. Im Gefängnis unterhielten sich die Leute äußerst freimütig, sehr viel offener als im Gefängnis von Leningrad, wo ich 1930 gewesen war. Das erklärte sich daraus, daß die meisten schon abgeurteilt und nicht erst in Untersuchungshaft waren. Außerdem lag der erste Fünf jahresplan bereits hinter uns, und der ununterbrochene Terror hatte an Elan verloren. Dennoch bewahrten die Leute insofern eine gewisse Zurückhaltung, als sie nur von dem sprachen, was sie selber gehört und gesehen hatten. Dreioder viermal wurde ich nichtsdestoweniger Ohrenzeuge von scharfen Angriffen auf die Regierung. Am heftigsten äußerte sich in dieser Hinsicht ein zwanzigjähriger, aus einem „Spezialisten-Milieu" stammender Student: Er sagte mir, er sei wegen „Beteiligung an einer konterrevolutionären Organisation in der Elektrizitätsindustrie" verurteilt worden. Der öffentliche Prozeß hatte im Frühjahr 1933 in Moskau stattgefunden. Außer den russischen waren zwei englische Ingenieure in diesen Prozeß verwickelt. Die Engländer wurden nach ihrer Verurteilung auf eine dringende Intervention der britischen Regierung in Freiheit gesetzt und ausgewiesen.

Wie der junge Mann sagte, war die ganze Sache viel ernster gewesen, als es in dem Prozeß offenbar geworden. Die Regierung hatte den eigentlichen Umfang der Affäre verschleiert und sie als einfache „Sabotage" hingestellt, obwohl es in Wirklichkeit ein regelrechtes Komplott gewesen war. Die Organisation hatte einen genauen Plan ausgearbeitet, nach dem in ganz Moskau plötzlich das Licht ausgehen sollte, während im Kreml und an anderen strategischen Punkten der Stadt Explosionen erfolgten. Danach sollte dann von den Technikern und Ingenieuren eine neue Regierung gebildet werden. „Nur die moderne Technik und die Zusammenarbeit von Technikern und Ingenieuren vermögen den Sturz der kommunistischen Regierung zu bewirken", versicherte der junge Mann.

Das Komplott wurde zufällig aufgedeckt. Der eine der Hauptdirektoren des Moskauer „Elektrokombinats", der auch einer der Anführer der Verschwörung war, ließ, als er aus dem Panzerschrank Papiere herausnahm, vor den Augen eines Kommunisten einen Plan von Moskau fallen, auf dem die Stellen, die man sprengen wollte, eingezeichnet waren. Der Student war ein naher Verwandter eines der Hauptangeklagten. Mit falschen Papieren hatte er sich auf den Schiffswerften am Baikal Arbeit gesucht und hoffte, so weit vom Schuß, außer Gefahr zu sein. Aber sechs Monate später spürte man ihn auf und nahm ihn fest. Bei meiner Verhaftung fragte mich die GPU nach meinem richtigen Namen. Ich merkte, daß jedes Leugnen sinnlos war, und gestand darum alles. Der Galgen war mir sicher, aber dank meiner Jugend bin ich mit zehn Jahren Konzentrationslager davongekommen." Alles in diesem Bericht klingt unwahrscheinlich, phantastisch, prahlerisch, um kein stärkeres Wort zu gebrauchen. Ich gebe ihn hier trotzdem wieder, weil es der einzige Fall ist, da ein Angeklagter erklärte, daß die Sabotagebeschuldigung keine grobe Verdrehung, sondern die Wahrheit gewesen sei. Ich kann freilich nicht dafür bürgen, ob der junge Mensch tatsächlich für das verurteilt worden ist, was er mir erzählt hat, aber eins steht jedenfalls fest: er gehörte einem intellektuellen Kreise an, der mit den Ingenieuren und Technikern Moskaus in Verbindung stand. Er wirkte dennoch nicht wie der Sohn einer intellektuell-bourgeoisen Familie der alten Zeit. Auch er war das Produkt seiner Epoche: bis zu einem gewissen Grad war er sogar der typische sowjetische Nachrevolu-tions-Student: demokratisch in seiner äußeren Haltung, Volksverächter in seiner Ideologie, Anbeter der Technik und obendrein leidenschaftlicher Sportler. Selbstsicher, amoralisch, zu allem bereit.

Ich war nicht wenig verwundert, als er wenige Tage nach unserem Gespräch in den Dienst des „Büros für politische Erziehung" im Gefängnis trat, um Propaganda unter den in den Ziegeleien der Stadt arbeitenden Häftlingen zu treiben. Er mußte in Wort und Schrift, mittels Versammlungen und der Wandzeitung, von harter körperlicher Arbeit erschöpfte und ausgehungerte Menschen da von überzeugen, daß ihre Arbeit „Ehrendienst" für den Sozialismus sei. Dieser traurige Tropf mußte in ihnen „sozialistische Begeisterung" wecken! Ich konnte dazu nicht schweigen. „Erlauben Sie", sagte ich zu ihm, „Sie sind bereit, die Sowjetregierung zu stür zen, und jetzt singen Sie vor diesen unglücklichen, aus- gelaugten Sklaven ihr Loblied."

„Das hilft nichts, man muß sehen, daß man aus dem Dreck wieder herauskommt", antwortete er ohne eine Spur von Verlegenheit, mit dem natürlichsten und unschuldigsten Lächeln der Welt. Sein, wenn auch etwas mitgenommener, Sportpullover nach letzter Moskauer Mode stand ihm ausgezeichnet; an seinem Handgelenk prangte ein kräftiges Lederband mit einer Metalluhr, dem symbolischen Emblem des „jungen Mannes" der Moskauer guten Gesellschaft. Die Propagandistenarbeit bot viele Vorteile: man kam dadurch um die schwere körperliche Arbeit herum, erhielt vorzügliches Essen und durfte | auf eine Amnestierung hoffen. Außerdem konnte man, so es einem gelüstete, hier und da eine spitze Bemerkung gegen die Regierung einfallen lassen. Würde er das übri-gens tun? Schwer zu sagen. Es hing ganz von den Um- ständen ab. Die Devise seines Lebens war: immer oben- auf bleiben, immer die Hand am Hebel haben. Wenn's ihm nützlich erscheint, wird er sich am Sturz des Regimes beteiligen. Aber er kann sich ihm ebensogut anpassen. Dieser sowjetische Condottiere war jedenfalls zu beidem gleichermaßen fähig.

Der Gefängnis-Elite muß noch eine junge Komsomol-Führerin hinzugezählt werden, die wegen „Entwendung sozialistischen Eigentums" zu zehn Jahren verurteilt worden war.

Mit ihren neuen, untadelig sauberen Kleidern, ihrem noch unschuldigen Gesicht und den beiden kleinen Zöpfen, die ihr hinten herunterbaumelten, mit ihren höflichen Manieren — sie war mehr jung und angenehm als eigentlich hübsch — wirkte sie wie eine Beamten- oder Kaufmannstochter aus der Provinz, die zufällig ins Gefängnis verschlagen war. Man hätte sie für höchstens fünfzehn gehalten, obwohl sie mindestens siebzehn bis achtzehn sein mußte. Im Gefängnis wurde sie als Pförtnerin beschäftigt, d. h. sie stand neben den Türen, am Eingang zum Korridor oder zu anderen Gebäuden des Gefängnisses. (Der ganze Innendienst wurde von Gefangenen besorgt, die die Verwaltung dafür aussuchte.)

„Wie sind Sie zu Ihren zehn Jahren Gefängnis gekommen?" konnte ich mich nicht enthalten, sie eines Tages zu fragen.

„Ich war Verkäuferin in einem Komsomol-Musterladen. Der Geschäftsführer stahl, und wir Angestellte wagten nicht, ihn anzuzeigen. Wir haben dafür zehn Jahre bekommen."

„Aber warum haben Sie ihn nicht angezeigt, da Sie doch nicht an den Unterschlagungen beteiligt waren?" „Wir hatten einfach Angst. Der Geschäftsführer war zugleich der Sekretär der kommunistischen Jugendzelle und Mitglied des städtischen Jugendausschusses. Eine Anzeige konnte uns deshalb Repressalien einbringen..." Die kleine Puppe erwies sich als viel berechnender, als ihr äußerer Anschein vermuten ließ. Ein anderes Mal flüsterte sie mir heimlich zu: „Der Gefängnisdirektor hat mir gesagt, ich solle nicht mit den Politischen sprechen. Das könnte der Amnestierung schaden, um die die Verwaltung für mich einkommen will."

Es war klar, daß sie in sechs Monaten wegen „vorbildlicher Führung" amnestiert werden, aber freilich in Ir-kutsk bleiben würde. Nicht umsonst war diese kleine Gefängnisairistokratin so erfahren in sowjetischer Heuchelei...

Die Gefängnis-Plebs

Die Masse, das Gros der Gefängnisbelegschaft, sozusagen die Plebs, bestand aus den verschiedensten Kategorien. Es gab da zuerst einmal eine Gruppe von zweihundert Menschen, die den Innendienst .im Gefängnis zu verrichten und die anderen Gefangenen zu beaufsichtigen hatten. (Die Duschen, das Lazarett, die Krankenpflege, die Küchen, der Frisiersalon, die Buchhaltung, der Laden, die verschiedenen kulturellen Einrichtungen, die Sauberhaltung der Gebäude und die Überwachung im Innern — das alles wurde von ihnen besorgt.) Fest angestellte Beamte gab es hier kaum. In Wirklichkeit waren das nur der Direktor, die Leiter der verschiedenen Abteilungen und der Arzt.

Einige mit Fegen und Reinigen beschäftigte Frauen saßen in den Nachbarzellen der Politischen.

Die jüngste war ein achtzehnjährigeis Landmädchen, Tatjana. Trotz ihres Vornamens erinnerte sie in nichts an den klassischen Typ des jungen Mädchens mit blondem Haar. Sie war schwarzbraun, hatte eine graugelbe Haut und sah wie eine Kalmükin aus. Sie war die Tochter eines reichen russischen Bauern an der mandschurischen Grenze. Der Vater war „entkulakisiert" und die ganze Familie zur Zwangsarbeit nach Mittelsibirien, in ein Sägewerk in Jenisseisk, geschickt worden. Aber dort wütete eine Hungersnot. Daher hatte sich Tatjana, nachdem ihre kleineren Geschwister an Entkräftung gestorben waren, entschlossen, zu fliehen und in ihr Dorf heimzukehren, in der leisen Hoffnung, daß gute Menschen ihr dort mehr zu essen geben würden, als sie in der Fabrik bekam. Und so geschah's dann auch. Aber als die Mitglieder des Dorf-Sowjets von ihrer „illegalen" Rückkehr erfuhren, ließen sie sie verhaften. Sie befand sich jetzt auf der ersten Etappe des Rückwegs nach Jenisseisk... Trotz ihrer Verpflanzung in die Stadt war sie ein richtiges Landkind geblieben: furchtsam, scheu, wie ein Tier, das, fern seinem heimatlichen Walde, sich nur vorsichtig-zögernd weiterbewegt, weil es immer eine Falle fürchtet. Eine andere, ebenso junge, aber sehr aufgeweckte und gewandte Gefangene war die Tochter eines Irkutsker Arbeiters. Sie war Bankkassiererin gewesen und wegen eines Diebstahls von 1000 Rubel zu zehn Jahren Konzentrationslager verurteilt worden. Sie beteuerte, sie habe nichts gestohlen, aber bei einer großen Lohnzahlung habe sie sich geirrt und 1000 Rubel zuviel herausgegeben. Eine ihrer Kameradinnen, die denselben Beruf ausübte — sie war Kassiererin in einem Konsum gewesen —, saß wegen eines in diesem Konsum begangenen Einbruchs im Gefängnis. Man hatte sie der Mittäterschaft beschuldigt. Auf Grund ihrer zahlreichen Bekanntschaften unter den wegen gewöhnlicher krimineller Vergehen Verurteilten erschien mir der Verdacht nicht unberechtigt. Sie war ebenfalls zu zehn Jahren Konzentrationslager verurteilt worden. Aber es war wenig wahrscheinlich, daß sie das Ende ihrer Strafzeit erleben würde. Sie litt an offener Tuberkulose, hatte beständig Fieber, spuckte Blut und blieb immer stundenlang liegen. Ich erinnere mich noch an eine andere junge Frau in dieser Gruppe, die fünfundzwanzig Jahre alt war, aus Nowosibirsk kam und drei Jahre Konzentrationslager absitzen mußte. Ihr Mann war seit Beginn des Fünf jahresplans im Konzentrationslager. Zuerst in Narymsk, dann in dem im Kusniezkbecken (in einem Teil des Kohlengebiets wurden Verurteilte beschäftigt, und für sie hatte man das Konzentrationslager errichtet). Aber er hatte Glück gehabt und war Aufseher geworden. Auch sie kam jetzt dorthin. Nachdem der Mann ins Konzentrationslager gebracht worden war, hatte sie einen Buchhaltungskurs mitgemacht und dann eine Stellung als Buchhalterin bekommen. Eine Reise zu ihren Eltern hatte ihr die Strafe eingebracht. Sie hatte sie in so erbärmlichen Verhältnissen vorgefunden, daß sie sich entschlossen hatte, ihnen dadurch zu helfen, daß sie nebenbei etwas Handel trieb. Sie hatte sich mehrmals hintereinander in Omsk Lebensmittel, die dort billiger waren, eingekauft und sie dann zu Hause zu höheren Preisen verkauft. Diese „Spekulation" mußte sie mit drei Jahren Konzentrationslager büßen.

Die zweite Gruppe bestand aus denen, die in den Fabriken am Ort, vor allem in einer Ziegelei beschäftigt waren. Es waren zwei Abteilungen von je sechzig Mann. Sie hatten es bedeutend schlechter als diejenigen, die im Gefängnis arbeiteten. In der Mehrzahl waren es Bauern. Sie bekamen Hungerrationen und mußten zehn Stunden am Tage bis zur völligen Erschöpfung arbeiten. Wer die „Norm" nicht erfüllte, erhielt eine zusätzliche Strafe. Auf dem Wege zur Arbeit und während der Arbeit wurden sie streng überwacht (ihre Wachtposten waren selber Häftlinge, außer dem Führer). Bei dem geringsten Fluchtversuch war den Wächtern befohlen, auf sie zu schießen. (Wenn die Arbeiter abends erschöpft, staubbedeckt, in Lumpen aus der Ziegelei ins Gefängnis zurückkehrten, wirkten sie, als hätten sie die Sahara zu Fuß durchquert. Das ist die Kehrseite der Medaille, wenn man von den so billigen sibirischen Ziegeln berichtet!) Nur die zum Tode Verurteilten machten einen noch apathischeren und traurigeren Eindruck als die Ziegeleiarbeiter. Es gab ihrer im Gefängnis sechzig bis achtzig. Sie hausten in der Sonderabteilung, wurden täglich nur eine halbe Stunde unter besonderer Bewachung auf den Hof geführt, den alle anderen während dieser Zeit räumen mußten. Aber durch die Fenster konnte man mit ihnen manchmal sprechen. Es gab auch eine heimliche Korrespondenz mit ihnen. Mancher der jüngsten erwachte bisweilen aus seiner Apathie und schickte einer der gefangenen Frauen einen Liebesbrief.

Die Hälfte der zum Tode Verurteilten wurde erschossen. Bei der anderen Hälfte wurde die Todesstrafe nach sechswöchigem Warten in zehn Jahre Konzentrationslager umgewandelt.

50 % der Gefängnisbelegschaft bestand aus Bauern. Fast alle waren wegen des „Sechs-acht" da. „Was ist denn das, das ‚Sechs-acht'?" fragte ich erstaunt. „Nun, das ist das Dekret des Genossen

Stalin vom letzten 6. August (1932) über den Schutz des sozialistischen Eigentums", antwortete man mir.

Dieses Dekret kannte nur zwei Strafen: Todesstrafe oder zehn Jahre Konzentrationslager für das geringste Vergehen am Staatseigentum; Getreide- oder Kartoffeldiebstahl in der Kolchose fiel unter die Strafandrohung des Dekrets. Viele der gefangenen Bauern hatten, weil ihre Familie hungerte, sich nächtlicherweile von den Feldern der Kolchose heimlich Korn oder Kartoffeln geholt. Manche waren auch dafür zu Konzentrationslager verurteilt worden, weil sie nach der Ernte auf den Feldern Ähren gelesen hatten.

Alle Bauern wurden zu Zwangsarbeit in den Osten deportiert. Wenn die Gefängniselite gewissermaßen die „Offiziere" des Heeres der Zwangsarbeit stellte, so lieferte das Volk die „Soldaten".

Ich konnte interessante Einzelheiten über die innere Einstellung der sibirischen Bauern von einem Gefangenen, einem Kommunisten, der seinerzeit gegen Kokschak und die Japaner mitgekämpft hatte, erfahren. Er versicherte mir, die alten roten Kämpfer Sibiriens hätten einmütig gegen die Kollektivierung protestiert. Sie hätten Schritte bei der Partei und der Regierung unternommen und um eine „vernünftige" und „gerechte" Kollektivierung ersucht, was sie selbst verdächtig machte. Mein Gesprächspartner glaubte indessen, es habe sich nur um ein Mißverständnis gehandelt.

Die Hauptfunktion des Gefängnisses bestand in der Weiterbeförderung der Gefangenen in den Fernen Osten. Jede Woche gingen Transporte von zwei-, drei- und sogar vierhundert Menschen ab. Als Ersatz für sie strömten aus allen Gefängnissen des Gebiets neue Kandidaten für die zahllosen Konzentrationslager am Baikal und im Fernen Osten herzu. All das glich fast einer allgemeinen Mobilisierung der werktätigen Bevölkerung (besonders von Spezialisten, Ingenieuren, Technikern, Buchhaltern usw.) zur Zwangsarbeit.

Die Zahl der in den Osten geschickten Gefangenen richtete sich keineswegs nach der Belegschaftsziffer, sondern wurde durch ein Telegramm aus Tschita, Chabarowsk oder irgendeinem anderen der Hauptverbannungsorte festgesetzt. Die darin geforderte Anzahl mußte, koste es was es wolle, erreicht werden. Die Telegramme gingen von Irkutsk weiter an die Provinzgefängnisse, damit diese sofort ihre Häftlinge in das Irkutsker Gefängnis überführten. Die Gefängnisse in der Provinz wandten sich ihrerseits an die Gerichte, mit der Bitte, die Durchführung der Prozesse und die Verurteilungen zu beschleunigen, damit man den Forderungen von Irkutsk entsprechen könne. Man schickte Kranke, nicht Arbeitsfähige usw., und wenn das alles nicht genügte, veranstaltete man in Irkutsk selbst Razzien. Alle diejenigen, die als „verdächtig" zum zweitenmal festgenommen wurden, kamen automatisch auf die Listen für die Verschickung in den Fernen Osten.

Die Gefängnisse waren so nur noch Kasernen und Durchgangslager. Die im großen Hof zum Abtransport angetretenen Männer erinnerten mich in ihrem Äußeren, ihrer militärischen Disziplin und mit ihren kleinen Koffern an die Zeiten des ersten Weltkriegs und die aus den österreichischen Kasernen ausrückenden Regimenter. Die Gefangenen wurden zu sehr bedeutsamen Arbeiten eingesetzt. Die große Befestigungslinie längs der sowjetisch-mandschurischen Grenze, mit ihren Blockhäusern, ihren untenirdischen Munitionslagern usw., die sowjetische Maginot-Linie, wie man da unten sagte, ist nur durch Zwangsarbeit entstanden. Zwangsarbeiter haben Eisenbahnlinien und Autostraßen gebaut, wie die Autostraße Chabarowsk-Wladiwostok, die B. A. M. — die Bahnlinie vom Baikal zum Amur —, die neue zweigleisige Strecke, die hundert bis zweihundert Kilometer nördlich von der mandschurischen Grenze über die äußerste Spitze des Baikalsees bis zur Mündung des Amur verläuft. Diese Linie durchquert die Taiga. Es mußte ein hundert Meter breiter Waldstreifen für die doppelgleisige Bahnstrecke und die an ihr entlangführende Autostraße geschlagen werden.

Wieviel Tausende, wieviel Zehntausende von Menschen sind dabei ums Leben gekommen? Wieviel Hunderttausende, wieviel Millionen vielleicht in ganz Sibirien und Nordrußland? Die hier heimische Holzindustrie wird fast ausschließlich durch Zwangsarbeit betrieben. Sie ist die Basis der berühmten „Eroberung des Nordens" durch die sowjetischen Konquistadoren. Meine namenlosen Kameraden aus den Nachbarzellen hat man in die Bucht von Nogajewo geschickt, gegenüber von Kamtschatka, wo sie die die Bucht mit dem Fluß Kolyma verbindende Autostraße bauen mußten. Die Autostraße führt quer durch die nördliche, grauenvolle, aber goldreiche Taiga. Das Gold ist der Gott Ostsibiriens, der unerbittlich die Sklaven verschlingt, die ihm die Sowjetregierung zum Fraße hinwirft. Mit den Knochen dieser Sklaven hat man die Straßen und Häuser gebaut.

Die Dynamischen und die Resignierten

In der Gefängnisbibliothek hielten sich immer ein Dutzend Leser und zwei bis drei „Bibliothekare" auf. Hier war's gut sein, denn die Häftlinge waren hier ganz unter sich. Man konnte den ganzen Tag bleiben und in den Büchern stöbern. So habe ich in dieser Bibliothek mehrere Bücher Trotzkis, Bakunins, Chliapnikows gefunden, die in den ersten Jahren der Revolution erschienen und nun schon längst verboten waren. Die Bibliothek gab regelmäßig Bücher an die Zellen aus: zwei Werke pro Woche und Zelle. Wer sich im Gefängnis frei bewegen durfte, konnte sich nach Belieben Bücher entleihen. Allwöchentlich wurden auch fünfzehn Exemplare — und zwar je zwei für die Abteilung — der Lokalzeitung „Der Arbeiter von Irkutsk" verteilt. Von Zeit zu Zeit bekam man auch Moskauer Zeitungen. Wer Geld hatte, konnte sie sich jeden Tag kaufen.

Die Bibliothek wurde von einem jungen Kommunisten geleitet, einem ehemaligen Beamten eines Grenzbahnhofs der Ostchinesischen Eisenbahn, die die Sowjets dann an Japan verkauft hatten. Er hatte sich bereitgefunden, den Brief eines Sibiriers an einen in der Mandschurei wohnenden Freund mitzunehmen. Das hatte ihm die Verhaftung und Anklage wegen Spionage eingebracht.

In der Bibliothek wurden auch einige Kurse abgehalten. Analphabeten konnten in diesen Kursen Lesen und Schreiben lernen; für die übrigen gab es Kurse in Rechnen, Geographie und Naturwissenschaften. Es wurde nach den für diesen Zweck herausgegebenen Lehrbüchern unterrichtet. Ich habe sie flüchtig durchgelesen. Manche davon waren sehr lebendig und interessant. Lehrer wie Schüler waren Gefangene. Rechnen wurde von einem kleinen alten Mann gelehrt, der früher Kaufmann in der Ukraine und dann Buchhalter in einem sowjetischen Unternehmen gewesen war. Er war während seiner Haftzeit an Ruhr erkrankt und dadurch sehr hinfällig geworden. Darum hatte er, um eine Zusatzration von 200 g Brot und 20 g Zucker pro Tag zu erhalten, den Kursus übernommen. Ich unterstützte ihn und schenkte ihm hin und wieder einen Teil meiner „Politischen" Ration. Es gab im Gefängnis auch eine Laienspielgruppe und ein Streichorchester, beide aus Gefangenen bestehend, und ebenfalls, glaube ich, alle vierzehn Tage eine Kinovorführung.

Die technische Leitung der gesamten kulturellen Arbeit hatte ein Kommunist, jener Seminardirektor, von dem ich schon gesprochen habe. Die politische Leitung lag in den Händen eines kommunistischen Gefängnisaufsehers. Sein offizieller Titel lautete: „Direktor für politisch-kulturelle Gefängniserziehung". Schon dieser Titel verriet, daß alle kulturelle Tätigkeit von politischer Propaganda für das Regime gefärbt war.

Der Direktor war ein junger Mann, der gerade seinen Militärdienst hinter sich hatte. Ursprünglich war er Matrose gewesen und auf den Dampfern, die auf dem sibirischen Fluß Lena, und Schiffen, die im nördlichen Fernen Osten verkehrten, gefahren. Er interessierte sich sehr für das Leben der ausländischen Arbeiter. Oft befragte er mich lange über die internationale Arbeiterbewegung und die Komintern. Er kannte offensichtlich den Grund meiner Verhaftung und wußte, daß ich wegen meiner oppositionellen Tätigkeit aus der Partei ausgeschlossen worden war. Aber er maß dem allem keine große Bedeutung bei: „Beim Hobeln fallen Späne". Die Differenzen seien im Grunde nicht groß, und mit der Zeit würde sich alles wieder beruhigen. Die Schwierigkeiten des russischen Lebens waren für ihn nur Bagatellen einer Übergangsperiode und von den örtlichen Verhältnissen bedingt. Er war fest davon überzeugt, daß die Interessen der Masse mit denen der Regierung überein-stimmten, und er versuchte diese Feststellung mit der größten Ehrlichkeit zu rechtfertigen. Soweit es ihm in seiner bescheidenen Funktion möglich war, bemühte er sich, jedem Gefangenen zu helfen. Warum waren die Gefängnisse übervölkert? Weil der Widerstand der Kulaken und des Kleinbürgertums und die kapitalistische Einkreisung den Vormarsch der Arbeiterklasse zum Sozialismus zu hemmen versuchten. Er war dem Regime unerschütterlich ergeben und glaubte, damit auch der Arbeiterklasse treu zu bleiben, aus der er hervorgegangen war und der er schon nicht mehr angehörte. Er bereitete sich auf ein Universitätsstudium vor und träumte bereits von den Diplomen, die er erwerben würde. Er hatte seinen Weg gewählt, und ich versuchte nicht einmal, ihn für meine Ideen zu gewinnen.

„Warum sind Sie erst hergekommen und nicht gleich auf die Universität gegangen?" fragte ich ihn.

„Ich habe nicht die Mittel dazu, und ich habe auch kein Stipendium erhalten. Durch meine Arbeit hier werde ich .' leichter dazu kommen."

Er war fest entschlossen, es zu etwas zu bringen, und das Regime gab ihm die Möglichkeit

dazu. Er hatte also sein Schicksal mit dem der Regierung verbunden. Die Büro- kratie unterdrückt die Massen, sie zieht aber auch die Besten heraus, um sie zu Führern zu machen. Inmitten dieses ganzen Elends und dieser Sklavenatmosphäre dachte er nur an seine Zukunft, die möglicherweise nicht „völlig" dem sozialistischen Ideal entsprach. „Es kommt, was kommen muß, aber niemals werden wir Jungen eine Rückkehr in die Vergangenheit dulden." Das waren seine letzten Worte an dem Tage, als wir uns trennten, weil ich das Irkutsker Gefängnis verließ, um an meinen Verbannungsort gebracht zu werden. Er hatte mir eine glückliche Zukunft und eine gute Rückkehr nach Hause, in mein Land gewünscht. Er entwaffnete einen durch seine Aufrichtigkeit, seine Begeisterung, seine Herkunft aus dem Arbeiterstande und das Fehlen jeden eige nen Verantwortungsbewußtseins. Ohne sich selbst darüber klar zu sein, stand er psychologisch und sozial „auf der anderen Seite der Barrikade". Die künftige Auslöschung aller alten Bolschewisten sollte ihm und seinesgleichen die größten Möglichkeiten eröffnen. Sie werden sie nutzen, zweifeln wir nicht daran. So gehen die von innen angefressenen Revolutionen zugrunde. Während die nachrevolutionären oberen Schichten zielbewußt und aktiv waren, schienen mir die Vertreter der breiten Volksmassen im Gefängnis, Bauern und kleine Leute, nicht zu vergessen Arbeiter, durch die Gewalt und den Hunger, deren Opfer sie waren, innerlich zerstört zu sein. Aber es gab auch unter ihnen Ausnahmen. Ich begegnete eines Tages im Gefängnishof einem noch sehr jungen Arbeiter, der als Lehrling in einer Goldverarbeitungsfabrik in Irkutsk tätig war. Er war bei einer nächtlichen Razzia zufällig aufgegriffen und am nächsten Tage wieder freigelassen worden. Aus Hohn verkehrte er die Parolen der sowjetischen Propagandaplakate in ihr Gegenteil:

„Freiheit? Ja, die Freiheit, vor Hunger zu krepieren." „Sozialismus? Gewiß, der Sozialiismus der Sklaverei." Im Menschengewimmel der UdSSR trifft man diesen Typ junger Leute nicht häufig. Sie begegnen einem nur in vereinzelten Exemplaren, jedoch überall im ganzen Lande. Wir werden das noch feststellen. Ich gestatte mir hier eine Parenthese, um einen Fall zu berichten, der sich an einem anderen Ort zugetragen hat. Als ich eines Tages in einer der GPU-Dienststellen, wo man mich unaufhörlich von einem Zimmer zum anderen schickte, auf dem Flur wartete, konnte ich meine Verzweiflung und Wut nicht länger beherrschen. Einem jungen Soldaten von der Tschekistenabteilung, der mir dort begegnete, rief ich zu: „Wir im Ausland setzen unser Leben für euch aufs Spiel, und ihr behandelt uns wie Hunde. Ihr benehmt euch unmenschlich gegen die Bauern und Arbeiter und möchtet obendrein noch, daß man darüber nichts im Ausland erzählt. Schmutzige Verräter, die ihr seid!" Der junge Soldat spähte vorsichtig um sich und sagte dann mit vor Erregung zitternder Stimme: „Ja, ja... Sagen Sie mir, Genosse, wenn Sie es können... warum... warum muß das Volk so leiden?... Das ist scheußlich... all das Blut... Arbeiterblut... das in dem Jahr, da ich hier bin, gegen die Mauern gespritzt ist... Sagen Sie, Genosse, warum das alles?... Ist es wirklich notwendig für die Arbeiterrevolution?" Dieser junge Mensch mußte zu viel erlebt haben, um es wagen zu können, so zu mir zu sprechen. Und dazu noch hier an dieser Stätte! Er war Arbeitersohn und selber Arbeiter und mit siebzehn Jahren in die Rote Armee eingetreten. Seine „proletarische Abstammung" hatte ihm geholfen, in die Spezialtruppen der GPU eingereiht zu werden, zu denen er seit mehr als einem Jahr gehörte. Unser Gespräch — wie unsere ganze Bekanntschaft — dauerte nicht länger als zehn Minuten. Ich hatte ihn nie vorher gesehen und sollte ihn auch nie wiedersehen. Aber nach meiner Meinung wiegt eine solche Begegnung viele Jahre Gefängnis auf.

Der dritte Stand und die Parias des Gefängnisses

Meine zahlreichen Begegnungen und meine langen Gespräche im Gefängnis in Irkutsk führten mich in die Wirklichkeit des sowjetischen Lebens zurück. Nach meiner dreijährigen strengen Abgeschlossenheit in Werchni-Uralsk fand ich mich plötzlich wieder seinen Widersprüchen und seiner Härte Auge in Auge gegenüber. Ich fühlte mich im Gefängnis sogar mehr in der Freiheit als später in der Verbannung. Das kam nicht nur daher, daß man sich im Gefängnis frei bewegen konnte, sondern vor allem durch den Kontakt, der einem durch den systematischen Wechsel der Gefängnisbelegschaft mit den Volksmassen geboten war. Die Gefangenen brachten die Luft des Landes mit sich. Die Verbindung mit der Freiheit fehlte nicht mehr. Viele von ihnen arbeiteten in der Stadt in irgendeinem Unternehmen oder empfingen den Besuch ihrer Eltern. Da die Gefangenen bei ihrer Rückkehr ins Gefängnis nicht durchsucht wurden, war es einem möglich, Briefe abzusenden und zu bekommen. Die Korrespondenz war übrigens erlaubt. Im Gefängnis befand sich eine Poststelle, zu

der man ungehindert Zutritt hatte und wo man alle postalischen Angelegenheiten erledigen konnte. Die Zensur war nur sporadisch und in der Praxis rein fiktiv. Es war eben nicht ein GPU-Gefängnis, ein „politisches Gefängnis" mit seinen drakonischen Härten, sondern eine ganz gewöhnliche „Haftanstalt" des Volkskommissariats für Justiz. Zu meiner Zeit konnte man von hier sogar ruhig ins Ausland schreiben. Ich schrieb zahlreiche Briefe an russische Freunde

und meine Angehörigen in Europa. Es war das erste Mal, seit drei Jahren—denn so lange hatte mir die GPU nicht gestattet, auch nur eine Zeile hinauszuschicken. Der Filmvorführer im Irkutsker Gefängnis war ein Wiener Arbeiter, der zu zehn Jahren Konzentrationslager verurteilt worden war. „Und warum?"

„Wegen nachlässiger Behandlung der Maschinen", antwortete er lächelnd. „In Wirklichkeit wegen oppositioneller Haltung und ein wenig zu freimütiger kritischer Äußerungen. Das ist nun mal bei ‚ihnen' so. Mehrere deutsche Arbeiter sind unter denselben Vorwänden verurteilt worden wie ich."

Im Filmvorführungssaal saßen immer hundert bis hundertvierzig Menschen, stets die gleichen, die im Gefängnis beschäftigten Männer und Frauen, eine kleine Gruppe, die die Mitte zwischen Elite und Plebs bildete. Sie

wirkte in den Theatervorstellungen mit, sie arbeitete, sie war die aktivste im Gefängnis, gewissermaßen der „dritte

'Stand", die Akkordarbeiter, die ungefähr 10 % der Gefängnisbelegschaft ausmachten. Sie unterschied sich von der „Elite", die den oberen Schichten der Sowjetgesellschaft entstammte, dadurch, daß sie unmittelbar aus dem Volke kam, gab in gewisser Weise den Ton im Gefängnis an; sie bewies einen vorbildlichen Mut und hütete ich wohlweislich, trotz der Fallstricke, nicht unter die Räder zu kommen; sie wollte ihren Platz an der Sonne. Jedenfalls bot sie einen starken Kontrast zu der großen im Hintergrund bleibenden Masse, die in der Mehrzahl aus Bauern bestand und sich in ihr trauriges Schicksal und ihre Ohnmacht ergeben hatte. Die große Masse durfte nach der Vorschrift sich nicht frei im Gefängnis bewegen und blieb in ihren Zellen eingeschlossen, bis man sie nach dem Fernen Osten weiterbeförderte. Sie durfte nur täglich eine halbe Stunde im Hof Spazierengehen, und zu diesen Spaziergängen wurden jedesmal gleichzeitig hundert- bis hundertfünfzig Menschen, die Insassen aller Zellen einer Abteilung, hinausgeführt. Sie mußten immer im Kreise zu zweit gehen, Männer und Frauen, Kinder, Greise, junge Leute, kranke und gesunde, gut gekleidete und schlecht angezogene. Es war ihnen verboten, die Reihen zu verlassen und sich in den Garten zu setzen, um den sie rundherum gingen. Hin und wieder

(hielt ich mich im Garten auf und sah ihre traurigen, gequälten Gesichter. Manchmal gelang es mir, mit ihnen ein paar Worte zu wechseln. Ich erinnere mich, daß eines Tages einer von ihnen einen kleinen Krug aus der Tasche zog und mir ängstlich zuflüsterte: „Wollen Sie ihn vielleicht kaufen?" Ich brauchte wahrlich keinen Krug, und ich hatte außerdem sehr wenig Geld. Aber ich hatte trotzdem nicht die Kraft, es abzuschlagen: „Was soll er kosten?" — „Zwei Rubel."

Im allgemeinen waren die Sachen, außer Lebensmitteln, im Gefängnis nicht teuer. Ein Stück Schwarzbrot von 300 — 400 g kostete fünf bis sechs Rubel, während ein anstän- diger kleiner Koffer schon für 10 — 15 Rubel zu haben war.

Wer Geld hatte, kaufte sich etwas zu essen, zuerst einmal sauren Hering in der Kantine, dann das, was man sich durch Vermittlung jener, die herauskamen, beschaffen '. konnte. Draußen und sogar in den Duschräumen konnte man Wodka kaufen. Aber man bekam ihn nur, wenn man die richtigen Beziehungen hatte, den „Blat" im Sowjetjargon. „In der UdSSR geht nichts über den Blat" sagte man uns im Gefängnis.

Einmal verließ eine alte Frau, die kaum gehen konnte, die Reihen der sich im Kreise bewegenden Gefangenen und sank auf eine Bank. „Geht's nicht mehr, Mütterchen?"

„Ich kriege keine Luft mehr... Könnten Sie mir vielleicht etwas zu essen geben, etwas Heißes...? Der liebe Gott wird es Ihnen vergelten..."

Ghuschjachwili holte einen Rest Suppe, ließ ihn in der Küche wärmen und brachte ihn der Alten. Sie war im Gefängnis auf einem Auge erblindet und sah auf dem anderen nur noch schwach. Sie wirkte wie eine lebende Tote, und es gab ihresgleichen noch mehr im Gefängnis. Ihr Mann war selbständiger Handwerker gewesen. Sie hatten ein Haus besessen.

„Plötzlich hat man uns verhaftet. Man hat uns alles ge- nommen und uns in ein Konzentrationslager gebracht. Mein Mann ist dort gestorben, und mich hat man hierher gebracht. Ich erwarte nur noch den Tod, aber der liebe Gott läßt sich Zeit, ihn mir zu schicken." „Und Sie haben

niemanden mehr?" „Doch, einen Sohn und eine Tochter. Aber ich weiß nicht, wo sie sind. Man hat sie auch in ein Konzentrationslager gesteckt. "

Ich habe mehr als einen „lebenden Toten" in dem Gefängnisgarten getroffen. Sie waren so erschöpft, daß nichts mehr sie retten konnte. Man forderte von diesen wandelnden Skeletten keine Arbeit mehr, dachte aber auch nicht daran, sie anderswohin zu schicken. Niemand kümmerte sich mehr um sie: weder die Verwaltung noch die Gefangenen.

Ich erinnere mich an eine alte Ukrainerin aus dem Kuban. Man hatte bei ihr 4 1/2 Zentner Getreide eintreiben wollen. Sie hatte alles gegeben, was sie besaß: 1 1/2 Zentner. Ihre ganze Familie war ins Gefängnis oder Konzentrationslager gekommen wegen „mangelnder Ablieferung". Eine Zeit lang hatte sie von den Ihren Nachricht bekommen, aber dann hatte das aufgehört, und jetzt wußte sie nicht einmal mehr, ob sie noch lebten. Während sie sprach, starrte sie mich ununterbrochen an, als wollte sie in meinen Augen lesen, was ich dachte: würde sie noch einmal nach Hause zurückkommen oder hier sterben? Ein Bauer, der ungefähr so alt war wie sie und ebenfalls aus dem Süden kam, war schon fast ein Sterbender. Sein großer Traum war es, ein Gnadengesuch an Kalinin, den Präsidenten des Obersten Sowjet, zu richten: „Wenn man erreicht, daß er es in die Hand bekommt, ist man gerettet." — „Man hat schon so viele abgeschickt, und es ist nichts dabei herausgekommen", erwiderte man ihm. — „Dann war es sicher schlecht geschrieben, oder das Papier war nicht schön genug", meinte er und wandte sich an mich mit der Bitte, ihm zu einem schönen Blatt Papier zu verhelfen. Die allen Geldes entblößten kleinen Leute im Gefängnis hatten es sehr schwer, an Papier heranzukommen. Besaßen sie ein Blatt, so hüteten sie es wie ihren Augapfel. Ich besorgte dem alten Mann sein Blatt und schrieb ihm sein Gnadengesuch. Die Kunde davon verbreitete sich rasch, und einer nach dem anderen kamen die Leute mit der gleichen Bitte zu mir. Ich versagte auch ihnen nicht meine Hilfe, aber es war völlig zwecklos. Man starb Hungers im Gefängnis. Zweimal am Tage bekamen wir heißes Wasser, auf dem ein paar Kohlblätter schwammen und in das etwas Grütze hineingerührt war. Außerdem wurden täglich 300 — 400 g Brot pro Kopf ausgegeben. Mehrmals am Tage verteilte man heißes Wasser für den Tee, aber niemals Tee oder Zucker. Wer arbeitete, erhielt, wie ich schon erwähnt habe, 200 g Brot und 20 g Zucker zusätzlich. Es gab daneben noch — aber das war schon nicht mehr offiziell — einige Privilegien. So empfingen wir Politische z. B. eine „Lazarett-Ration, die so hieß, weil wir sie im der Lazarettküche bekamen. Waren die Rationen qualitativ auch nicht besonders, so waren sie wenigstens einigermaßen reichlich. Wir konn-ten darum immer noch anderen etwas davon abgeben. Die Gefangenen nannten die jetzige Verpflegung groß-

artig im Vergleich zu der im Winter 32/33, als man täglich nur 200 g Brot und manche Tage sogar überhaupt nichts erhalten hatte und die Suppe pures Wasser gewesen war. Infolge der Unterernährung der Häftlinge hatten damals im Gefängnis Ruhr und Typhus gewütet. Zu meiner Zeit war die Sterblichkeitsziffer niedrig: es starben an Hunger täglich nur sieben bis acht Menschen, während im Februar des gleichen. Jahres man jeden Tag vierzig Tote gezählt hatte. Durch einen Zufall hatte der Präsident des Irkutsker

Sowjet gesehen, wie man einmal an einem Tage vierzig Leichen aus dem Gefängnis fortschleppte. Er fragte sofort, was das bedeuten solle, geriet in wilde Wut über solchen „Wahnsinn", befahl unverzüglich die Absetzung des Gefängnisdirektors und führte den Vorsitz in einer Gefangenenversammlung. (In der UdSSR ist alles immer : glänzend organisiert!)

Die furchtbare Hungersnot vom Winter 1932/33 war nicht auf unser Gefängnis beschränkt gewesen, sondern hatte im ganzen Lande geherrscht. Die Frau eines Inge- nieurs, die aus dem Gefängnis von Omsk kam, erzählte mir, sie habe dort sechzehn Ukrainerinnen getroffen, die der Anthropophagie schuldig waren. Ihr Anblick sei grauenerregend gewesen, berichtete sie. Sie hätten wie Wahnsinnige gebrüllt. Es waren Mütter unter ihnen, die ihre eigenen Kinder verzehrt hatten. „Ich verstehe nicht, wieso man sie nach Omsk gebracht hat", sagte sie, „sie werden gewöhnlich sofort erschossen."

Ich unterrichte Gefangene in Latein

Um die „Lazarettration" zu erhalten, mußten sich die Politischen dem Leiter des Lazaretts persönlich vorstellen und sich das Essen dann in der Küche abholen. So lernte ich diesen Teil des Gefängnisses näher kennen.

I Das Gefängnis hatte drei Stellen für die Krankenfürsorge: a) zwei oder drei Zimmer im

Erdgeschoß des Hauptgebäudes, wo der Arzt für die im Gefängnis arbeitenden Gefangenen und die Leichtkranken Sprechstunde abhielt; in unserer Abteilung, der neunten, befand sich ein kleiner Raum für die Kranken, die in Quarantäne waren;

schließlich das eigentliche Lazarett, ein kleiner zweistöckiger Pavillon am äußersten rechten Ende des Gefängnisses, mit einem Saal für die ansteckenden Kranken. Außerdem gab es dort eine Apotheke, eine Küche, einen Raum für ärztliche Untersuchungen und alle Arten von Einrichtungen für die Krankenbetreuung. Im ersten Stock waren sieben oder acht Zimmer für die Kranken bestimmt.

Ich stellte mich dem Leiter des Lazaretts gleich am Tage meiner Ankunft vor und bat ihn, mir eine noch bessere als die Lazarett-Ration zu bewilligen, da ich eben den Hungerstreik hinter mir hatte und mich sehr geschwächt fühlte.

Der Direktor war zugleich der Chefarzt des Gefängnisses. Er war ein stämmiger Tatare in den Vierzigern und musterte mich erstaunt.

„Nein, das kann ich nicht. Sie sind nicht hier in den Hungerstreik getreten und haben ihn sogar bereits beendet, ehe Sie nach Irkutsk kamen. Mir sterben hier täglich zehn an Entkräftung, und Sie, die Sie ganz gesund sind, möchten noch mehr als die Lazarettration haben...! Nein, das ist unmöglich!"

Er lehnte mir ebenfalls eine Matratze und sogar eine Decke ab, um die ich ihn bat, weil die Zelle sehr feucht war und es mir wahrlich schwer fiel, die ganze Nacht auf dem nackten Fußboden liegen zu müssen. „Ich habe nicht einmal für meine Kranken genug Betten", sagte er, „und viele müssen auf der Erde liegen. Und selbst für die reichen die vorhandenen Matratzen und Decken nicht aus. Als Politischer unterstehen Sie nicht mir, sondern der GPU. Soll sie Ihnen doch Matratze und Decken geben! Die GPU ist viel reicher als mein armes Lazarett, das vom Kommissariat für Justiz abhängt." Die Assistentin des Chefarztes war eine fünfunddfeißig-jährige Ärztin, die vorher Schwester gewesen, während des Fünf jahresplanes auf die Universität geschickt worden war und eben ihr Diplom erhalten hatte.

Das untere Personal bestand ausschließlich aus Gefangenen. Einen oder zwei Tage nach meiner Ankunft ging ich während ich auf das Essen wartete, in die Apotheke, die der Küche gegenüber lag. Sie wurde von einem „Freien", Abraham Moiseewitsch, einem aus Dwinsk stammenden alten Mann geleitet. Der magere, hochgewachsene, rothaarige Abraham Moiseewitsch war in Sibirien längst heimisch. Nach der Revolution von 1905 hatte er drei Jahre auf der Festung Schlüsselburg gesessen, bevor man ihn nach Sibirien deportierte. Den Krieg und die Revolution von 1917 hatte er hier erlebt. Er hatte nicht mehr nach Hause zurückgewollt und war darum geblieben. Erst sehr spät hatte er sich verheiratet, und aus der Ehe stammten zwei Kinder, vor denen er sich wie ihr Großvater vorkam. Trotz seiner drei Jahre Schlüsselburg hatte Abraham Moiseewitsch in Wirklichkeit nie etwas mit Politik zu tun gehabt. Er war damals nur deshalb zu Festung verurteilt worden, weil er einem Revolutionär einen Dienst erwiesen hatte: er hatte Bomben in Verwahrung genommen.

Bei der Arbeit half ihm eine, sehr lustige junge Frau, die immer eine fleckenlose weiße Schürze trug: eine Gefangene. Sie war Studentin der Irkutsker „Rabfac", der Arbeiterfakultät — die Bauern und Arbeiter in vier Jahren auf die Universitätszulassung vorbereitet—und zu fünf Jahren Konzentrationslager verurteilt worden, weil sie das auf die Lebensmittelkarte erhaltene Brot auf dem Markt verkauft hatte. Sie hatte einen Teil ihrer Ration verkauft, um sich Fleisch kaufen zu können, das man nur auf dem freien Markt und nur zu sehr hohen Preisen bekam.

„Und das nennt man Spekulation", sagte Abraham Moiseewitsch mit entrüsteter Stimme. „Man hat einen Justizirrtum begangen, und Nadja wird demnächst durch die Amnestierungskommission freigelassen werden." Nadja blickte anbetend zu ihm auf, denn sie betrachtete ihn als ihren Herrn und Wohltäter. „Und sie kennt sich in der Apotheke aus?" fragte ich. „Und ob sie sich auskennt!" rief der alte Mann. „Sie wird bald eine richtige Apothekerin sein. Nach ihrer Freilassung nehme ich sie als Angestellte zu mir." Sie sagte nicht nein. Es war ihr Traum gewesen, Ärztin zu werden. Aber seit ihrer Verhaftung und selbst nach ihrer Amnestierung war ihr der Zutritt zur Rabfac ge-I" sperrt. Sie mußte deshalb den Plan aufgeben und mit desto stärkerer Energie sich auf die Pharmazeutik werfen. „Hier", sagte sie, „weiß ich alles auswendig, aber das einzig Ärgerliche ist, daß ich kein Latein kann. Ich kann die Rezepte und die Namen der Medikamente nicht lesen, obwohl ich weiß, wo alles steht." „Bah, das ist nicht schwer", erwiderte ich. „Latein, die lateinischen Buchstaben, das alles lernt sich im Nu. Wenn Sie wollen, werde ich Sie in den paar Wochen, die ich hier bin, darin unterrichten." Und so hatte ich den ersten Schüler für meinen künftigen Lateinkurs gefunden. Nadja war die Tochter eines sibirischen

Bauern, der einer die Autorität der Kirche ablehnenden Sekte angehörte. Ihr Vater war gleich zu Anfang in die Kolchose eingetreten, hatte aber standhaft jedes Amt in der Kolchose ebenso wie im Dorfsowjet ausgeschlagen.

„Ich erkenne die Autorität des Popen nicht an", sagte er. „Und ich will darum nicht selber einer werden." Dieser hartnäckige Häretiker hatte drei Kinder: einen Sohn, der als Buchhalter in einem Sowchos arbeitete, und zwei Töchter; Nadja war die ältere. Alle beide waren in den Komsomol eingetreten und in die Stadt gegangen, hatten dort zuerst in einer Spinnerei gearbeitet und waren darauf vom Komsomol auf die Rabfac geschickt worden. Ihr Wege hatten sich dann getrennt. Nadja beschloß, aus dem Komsomol auszutreten, weil sie die Ungerechtigkeiten und die Kriecherei dort nicht mehr ertragen konnte. Ihre Schwester dagegen neigte mehr zum Opportunismus: „Man muß die Leute nehmen, wie sie sind. Wenn du aus dem Komsomol austrittst, kommst du nicht auf die Univer-sität und kannst deine Studien nicht beenden." Aber das Schicksal hatte für einen Ausgleich gesorgt: die Schwester hatte noch vor Nadja ihr Studium aufgeben müssen. Im vorangegangenen Herbst (1932) hatten sie beide so ge-hungert, daß sie Hungerödeme bekamen, und waren darum, um dem Tod zu entgehen, aufs Land zurückgekehrt. Als es ihnen wieder ein wenig besser ging, wollte Nadja mit ihrer Schwester in die Stadt zurückkehren, aber diese weigerte sich so kategorisch, daß Nadja schließlich allein fahren mußte. Sie verheiratete sich mit einem Ar-beiter, einem Studiengenossen aus der Arbeiterfakultät. Nach ihrer Verhaftung hielt es ihr Mann für angebracht, zu verschwinden. Das weckte den Argwohn der GPU, die darauf genaue Nachforschungen anstellte und herausbekam, daß Nadjas Mann in Wirklichkeit der Sohn eines sibirischen Industriellen war. Bei der Sowjetisierung Sibiriens war seine ganze Famlilie ins Ausland emigriert und nur er allein hiergeblbben. Unter falschem Namen war er Fabrikarbeiter geworden und hatte sich so ausgezeichnet bewährt, daß man ihn auf die Arbeiterfakultät geschickt hatte. Da er in einem Jahr die Diplome erlangt hatte, für die man sonst zwei Jahre Studium brauchte, und wenn Nadja nicht verhaftet worden wäre, die restlichen zwei Studienjahre ebenfalls in einem Jahr abgemacht hätte, hielt die GPU ihren Argwohn für doppelt gerechtfertigt. Nadja versicherte übrigens, von der Vergangenheit ihres Mannes nichts gewußt zu haben. Er war ein Studiengefährte, und sie hatte von ihm sehr viel gelernt. Der GPU genügte indessen diese Erklärung nicht. Um sie für die Flucht ihres Mannes zu bestrafen, hatte sie ihr zehn Jahre Konzentrationslager aufgebrummt. Aber Nadja verlor auch im Gefängnis nicht den Mut. Sie arbeitete in der Küche und in der Apotheke, wodurch sie eine bessere Verpflegung und zugleich eine gute Nummer bei der Verwaltung bekam, deren Urteil eine große Rolle bei den Entscheidungen der Amnesitierungskommisslion spielte. Sie stellte nämlich praktisch die Listen der für eine Amnestierung vorzuschlagenden Häftlinge auf. Diese rekrutierten sich in erster Linie aus den Gefängnis-„Aktivisten", denjenigen, die man die im Gefängnis umerzogenen „sozialistischen Enthusiasten" nannte, danin aus den offensichtlich irrtümlich Verurteilten und schließlich den Schwerkranken, deren Unterhalt mehr kostete, als sie an Arbeit leisteten. Die Amnestierungskommission und der Tod korrigierten auf ihre Weise die Entscheidungen der sowjetischen Justiz.

Es war nicht so leicht, Latein zu lehren. Das erste Hindernis war der Mangel an Lehrbüchern. Nicht einmal die Ärzte besaßen welche. Während man sich noch um die ; Bücher bemühte, begann ich schon, Nadja mit Hilfe eines Bandes Balzac, den ich zufällig in meinem Gepäck mitführte, die lateinische Schrift beizubringen. Die Fortschritte meiner Schülerin waren mehr als erstaunlich: in einem Tage prägte sie sich das lateinische Alphabet so genau ein, daß ich ihr in lateinischer Aussprache einen französischen Text diktieren konnte, den sie dann fast fehlerlos niederschrieb. Ich glaube, nur unter der heutigen sowjetischen Jugend begegnen einem so außergewöhnliche Begabungen.

Aber bald tauchte eine neue Schwierigkeit auf. Die Gefängnisverwaltung stellte fest, daß die Abhaltung von Privatstunden mit dem sowjetischen Strafvollzug unvereinbar war. Man empfahl mir jedoch als Ausweg, unter Leitung des Kulturdirektors einen Lateinkurs für das Lazarettpersonal zu veranstalten, und ich willigte ein. (Gewöhnlich lehnten die politischen Gefangenen jede Zusammenarbeit mit der Gefängnisverwaltung ab; ich betrachtete mich jedoch als Gast der Sowjetunion. Noch aus einem anderen Grunde aber willigte ich darin ein: ich wollte nämlich keine Gelegenheit vorübergehen lassen, den Menschen dieses gewaltigen Reiches, das noch zu entdecken bleibt, näher zu kommen.) Die Verwaltung nahm meine Entscheidung mit sichtlichem Wohlwollen auf. „Der Kulturdirektor wird Ihnen sofort die Bücher beschaffen, die Sie für Ihren Unterricht

benötigen”, erklärte man mir.

Und so geschah es dann tatsächlich auch. Nach einer Woche hatte ich für meine sechs oder sieben Schüler drei Exemplare eines speziell für künftige Mediziner zusammengestellten Lehrbuchs in Händen. Nadja machte weiterhin erstaunliche Fortschritte. In den wenigen Wochen, die ich im Irkutsker Gefängnis verbrachte, eignete sie sich zwei Drittel der elementaren Grammatik an, wofür man sonst nach meiner Ansicht mindestens ein Jahr braucht. Der Unterricht fand drei- bis viermal in der “Woche abends zwei Stunden lang im Lazarett statt, in einem Zimmer, in dem ein riesiger Wasserkessel stand. Außer Nadja hatten die Schüler alle keinen großen Ehrgeiz. Es genügte ihnen, die lateinischen Buchstaben zu erlernen, um die Rezepte und die Vorschriften für das Einnehmen von Medizinen entziffern zu können. Alle, bis auf eine, erreichten dieses Ziel auch.

In dem Lehrsaal hauste die Gebieterin über das kochende Wasser, eine ukrainische Gefangene von vier- oder fünfundzwanzig Jahrein. Sie war sehr gut gewachsen, aber in ihrem Gesicht war immer ein bitterer Zug, als ob sie sagen wollte: „An mir ist nichts bewundernswert, denn ich bin fürs Leben entehrt.” Sie war mit ihrer Familie aus ihrem Heimatdorf vertrieben worden, weil sie sich geweigert hatte, in die Kolchose einzutreten, hatte dann im Gefängnis all die Ihren verloren und war ganz zurückgeblieben. Ihre Jugend war dahingegangen, wäh-rend sie von einem Gefängnis zum anderen wandern mußte; sie hatte viele Liebhaber gehabt, aber nicht einen; Freund und keinen Mann. Sollte man das beklagen oder sich dafür rächen? Das Leben nehmen, wie es nun einmal war, oder es wegwerfen? Unaufhörlich wälzte sie dieses Problem, da sie noch nicht alle Illusionen der Jugend verloren hatte. Sie hatte noch Reserven in sich: sie nahm an den Kursen für „Halb-Analphabeten” teil, denn sie hatte schon in ihrem fernen Dorf mit dem Erlernen des Lesens begonnen.

Meine Hörer kamen von überall her. Ein junges Mädchen,' das die ansteckend Kranken pflegte, war die Tochter eines Meisters in der Goldverarbeitungsfabrik in Irkutsk. Ihr älterer Bruder war in der gleichen Fabrik als Fach-arbeiter tätig. Sie gehörte sozusagen zur sowjetischen! Arbeiteraristokratie und war Verkäuferin in einem Kon-sum gewesen. Sie, ihre Mutter und ihre Schwägerin, hatten' zehn Jahre Konzentrationslager bekommen wegen Dieb-Stahls und illegaler Verwendung von Lebensmittelkarten. Ihre Schwägerin arbeitete beim Stadtsowjet von Irkutsk und hatte die Verteilung der Lebensmittelkarten unter sich. Sie hatte eine beträchtliche Anzahl von Karten unterschlagen und mit Hilfe der beiden anderen Familien mitglieder rationierte Lebensmittel gekauft und verkauft. Wegen ihres Alters war die Mutter von einer Amnestie rungskommission freigelassen worden. Ihre beiden jungen| Mittäterinnen hegten dieselbe Hoffnung. Ihr Arbeitskamerad in der Abteilung für die anstecken Kranken war ein junger Bursche aus dem Komsomol. Er hatte seine Mutter in irgendeinem verlorenen Winkel Sibiriens verlassen, um bei der Irkutsker Fakultät sein Glück zu suchen. Von dort war er mit einer besonderen KomsomolBrigade in die Goldbergwerke von Aldan geschickt worden. Er dachte noch voller Befriedigung an das Leben zurück, das er dort geführt hatte. „Da liess sich's. leben”, sagte er, und seine Augen glänzten. Den-noch, in Aldan hatte sein Stern zu sinken begonnen. Eine Sauforgie, die mit einer Schlittenpartie angefangen, hatte mit einer Schlägerei und Revolverschüssen geendet. Zerbrochene Schlitten, zu Tode gekommene Pferde, Gericht| das war das Ende der Geschichte gewesen. Der Richter entdeckte so nebenbei noch, was längst öffentliches Geheimnis war: wegen des Alkoholverbots in jenem Gebiet beschafften sich die Goldsucher und die Komso molzen Schnaps durch Schmuggel mit „Goldklumpen, die sie illegal behalten hatten”, obwohl sie sie bis zum letzten Gramm dem Staat abliefern mußten, der ihnen dafür

Scheine „in gleichem Wert” gab. All diese Verbrechen hatten unserem jungen Mann den Ausschluß aus dem

Komsomol und einen „Tscherwonietz” (die sowjetische Zehn-Rubel-Note; im Jargon: zehn Jahre Zwangsarbeit)

eingebracht. Aber er lachte nur darüber und war nicht im geringsten davon geknickt. Er rechnete damit, wenn er

„gewissenhaft” im Gefängnis und Konzentrationslager arbeitete, einen Straferlaß zu bekommen. Nach zwei oder

drei Jahren würde er wieder frei sein, notfalls würde er flüchten müssen. Er war fest davon überzeugt, daß ihm

sein Stern immer noch lächelte.

„Gut, und dann?”

„Dann...” Ein listiges Lächeln huschte über sein Gesicht. „Dann werde ich mir irgendwo falsche

Papiere besorgen. Unter falschem Namen kehre ich in den Komsomol zurück, nehme mein Studium wieder auf und beginne das alte Leben von vorn."

Die jüngste und am wenigsten eifrige der Kursteilneh-merinnen war die kleine Lydia, ein Mädchen von fünfzehn Jahren, das im Laboratorium arbeitete. Sie war „wegen Prostitution" in eine „Arbeitskolonie" im Fernen Osten geschickt worden, wo sie „umerzogen" werden sollte. Aber sie prostituierte sich im Gefängnis weiter. Unser Kursus fand nach der Arbeit statt. Wer kam eine halbe Stunde zu spät oder überhaupt nicht? Die kleine Lydia.

Eine andere Frau, die Stenotypistin Marussja, hatte den schlechtesten Ruf im Gefängnis. Wie vom Himmel gefallen, war sie eines schönen Morgens, nach letzter so-wjetischer Mode gekleidet, beim Rundgang im Gefängnis-garten aufgetaucht. Im eintönigen Grau des Gefängnis-elends wirkte sie wie eine Märchenprinzessin. Blitzartig hatte sich die Kunde verbreitet: „Wir haben jetzt hier eine Stenotypistin unter uns." Eine Woche später erfuhr man eine weitere sensationelle Neuigkeit: Marussja hatte sich mit einer Bande von Dieben und Verbrechern der schlimmsten Sorte zusammengetan, die in einer beson-deren Zelle untergebracht waren. Diese Zelle befand sich jedoch in derselben Abteilung wie die Marussjas. Und siehe da, nach einem der Spaziergänge hatte sich die Stenotypistin in der Zelle der Banditen versteckt, sich eine Mütze aufgestülpt und einen Männermantel über die Schultern geworfen, wodurch der am Abend kontrollierende Aufseher irregeführt worden war. Und dann hatte sie mit der Bande Karten gespielt. Fast die ganze Nacht hatte eine wilde Orgie getobt, und erst am Morgen hatte man Marussja dort entdeckt. Um sie zu bestrafen, sperrte man sie in eine Arrestzelle. Dort erhängte sie sich ein paar Tage später. Aber man konnte sie noch zur rechten Zeit aus der Schlinge befreien; die Verwaltung schwor sogar, es sei weiter nichts als eine Komödie gewesen... In sowjetischen Gefängnissen erhängt sich übrigens nur selten jemand. Wenn die politischen Gefangenen radikal protestieren wollen, schneiden sie sich die Pulsadern auf oder benutzen ein noch langsamer wirkendes Mittel: den Hungerstreik, der oft mit dem Tode endet. Die „gewöhnlichen" Gefangenen treten nicht in Hungerstreik. Ihr Kampf- oder Protestmittel ist ein Messerstich in den Leib. Das ist zwar eine sehr schwere Verletzung, alber sie soll niemals tödlich sein.

Kehren wir zu den beiden letzten Schülern meines Kurses zurück: einer siebenundvierzigjährigen Diebin und einem vierunddreißigjähriigen Eisenbahner, die beide im Lazarett beschäftigt waren.

Die Vergangenheit der Diebin war sehr bewegt. Sie war die Tochter eines Kutschers der Petersburger Vorstadt und schon früh mit der Verbrecherwelt in Verbindung gekommen. Sie hatte zu einer mächtigen internationalen Bande gehört. Die Spezialität dieser Bande waren Wohnungseinbrüche. In ihren jungen Jahren war unsere Diebin an den Wasserleitungsröhren hochgeklettert und durchs Fenster in die Zimmer eingestiegen. Das Geschäft ging nicht schlecht, und in den „Arbeits"-Pausen lebte unsere Heldin in Rußland oder im Ausland, in Paris, in Nizza. Sie galt als reiche Dame der guten Gesellschaft und besaß, unter verschiedenen Namen, mehrere Wohnungen. Als man sie faßte, ließ sie sich unter einem dieser Namen verurteilen. Nachdem sie ihre sechs Monate Gefängnis abgesessen hatte, nahm sie das luxuriöse Leben einer reichen Frau wieder auf. Dennoch, einmal hatte sie Pech; noch in der zaristischen Zeit erhielt sie drei Jahre Zuchthaus. Aber ihre Autorität über ihre Diebesgefährten wurde dadurch nur noch größer.

Auch unter dem Sowjetregime setzte sie ihr Treiben fort. Um 1920 wurde sie in einem großen Sensationsprozeß als Rückfällige zum Tode verurteilt. Man versprach ihr, die Strafe nicht zu vollstrecken und sie frei zu lassen, wenn sie ihren Beruf aufgäbe. Sie hatte achtundvierzig Stunden Bedenkzeit. Nachdem sie einen Tag gezögert, gab sie ihr Wort. —- „In Wirklichkeit bin ich einfach zusammengeklappt." Man begann mit ihrer „Umerzie-hung". Sie lernte schneidern, kam in ein Modeatelier, wurde dort die erste Kraft und trat in die kommuni-stische Partei ein. Diese beauftragte sie mit der Umerziehung einer Gruppe junger Diebinnen. Alle Zeitungen , sprachen von ihr als dem vollendeten Muster der Umerziehung, alber sie hielt nicht bis zum Schluß durch. Ein alter Fuchs von der Krimlinalpolizei kam dahinter, daß sie wieder mit ihrer alten Bande in Verbindung stand. Als sie verhaftet wurde, sagte ihr der Kriminalbeamte nach einer minutiösen Untersuchung: „Du hast dich hübsch zu tarnen verstanden. Parteimitglied, gewerk-schaftlich organisiert, Erste in einem Modehaus, es ist nicht leicht gewesen, dich zu kriegen."

Sie forderte vom Untersuchungsrichter Beweise; man hatte sie nicht bei einem Diebstahl ertappt. Aber er ant-wortete ihr: „Unter *dem* Zarismus war das vielleicht so, *i* aber unter der

Sowjetregierung ist das ganz anders. Wir I wissen, daß du eine Diebin bist, und so bist du's auch." Sie erhielt drei Jahre Gefängnis und kam immer noch nicht darüber hinweg: „Wie ist es nur möglich, daß man mir, ohne mir etwas Bestimmtes nachweisen zu können, drei Jahre Gefängnis aufbrummt?"

Der Eisenbahner war wegen einer Zugentgleisung zu fünf Jahren Konzentrationslager verurteilt worden. Es war das zweite Mal seit Beginn des Fünfjahresplans, daß man ihn aus dem gleichen Grunde verurteilt hatte. Er war darum entschlossen, seinen Beruf zu wechseln. „Die Arbeit bei der Eisenbahn ist die schlimmste von allen: die Lokomotiven taugen nichts; die Schienen sind abgenutzt, und wir, die Eisenbahner, müssen für das alles bezahlen. Es stimmt zwar, man läßt uns nach den Prozessen ziemlich schnell wieder frei, aber es ist doch nicht gerade angenehm, ewig den Kopf zwischen Hammer und Amboß zu halben. Ich möchte mir lieber einen weniger gefährlichen Beruf suchen. Ich werde mich als Kranken-wärter ausbilden lassen; da geht es ruhiger zu." Der Eisenbahner gehörte zu den begeistertsten Aktivisten im Gefängnis. Er schrieb die kämpferischen Artikel für die Wandzeitung der Gefangenen: „Die Sonne der Arbeit". Er sprach von den „sozialistischen Siegen unseres großen Landes", „von dem durch die Arbeit geschaffenen neuen Menschen" usw. Es war klar, daß dies alles, was er selber als hohle Phrasen empfand, ihm seine baldige Freilassung einbringen würde. In meinem Kursus war er der Vertrauensmann des Kulturdirektors. Als „Proletarier" hatte er meine Arbeit daraufhin zu überwachen; daß hier nichts Verbotenes geschah und vor allem keine antisowjetische Propaganda getrieben wurde.

DIE SOWJETISCHE PROVINZ

Im Gefängnis scheint die Zeit still zu stehen. Ich verbrachte fast zwei Monate mit Beobachtungen, Unterhaltungen, Meditationen, Beschäftigungen aller Art, bis man mir meinen Verbannungsort anwies. Endlich kam der

Tag, und man sagte mir, ich käme nach Jenisseisk. Aber stattdessen ging es erst einmal nach Krasnojarsk, wo wir bei Nacht eintrafen. Meine Begleiter mußten erst lange telefonieren, bis endlich ein Auto, vielmehr ein

Lastwagen, an den Bahnhof kam, der uns zum GPU-Dienstgebäude brachte. Ein kleiner Schreiberling von der politischen Abteilung der GPU, ein gewisser Minkow, verhörte mich:

„1932 sind Sie in Werchni-Uralsk aus der trotzkistischen Gruppe ausgetreten? Warum?" „Warum? Hm... Weil die Trotzkisten, obwohl sie in vieler Hinsicht mehr taugen als Sie, im Grunde ebenso bürokratisch sind wie Sie."

„Sieh mal einer an! Sie sind also gegen die Partei und ebenso sehr gegen Stalin wie gegen Trotzki."

„Es interessiert mich nicht, wer in der Partei befiehlt, Stalin oder Trotzki. Mich interessieren nur die Rechte der Millionen von Proletarier, vielmehr die Rechte, die diesen fehlen, ob sie zur Partei gehören oder nicht. Und dennoch, nur die Arbeiter und nicht Sie mit Ihrer GPU können den Sozialismus verwirklichen."

„Sie sind also Anhänger der Arbeiteropposition?"

„Das stimmt nicht ganz. Wie Sie schon wissen, gehöre ich im Augenblick keiner politischen Gruppe an. Ich

glaube nicht, daß die Arbeiteropposition und ihr altes Programm noch in die heutige Zeit passen, aber vor zwölf

Jahren, als sie zum erstenmal in Erscheinung trat, hatte sie vollkommen recht."

„Ei, ei Genosse Ciliga, Sie gehen etwas weit. Lenin hat zu seiner Zeit die Arbeiteropposition als anarchistischsyndikalistische Abweichung verurteilt. Denken Sie ein wenig nach: Sie haben erst Stalin kritisiert, und nun knöpfen Sie sich Lenin vor. Lenin hatte recht: ‚Wenn man die geringste Abweichung zuläßt, führt sie zu den schwersten Irrtümern'."

Nachdem Minkow sich so über die Politik verbreitet hatte, ging er zu praktischen Dingen über: „In einer Woche oder zwei werden Sie nach Jenisseisk weiterfahren. Sie müssen sich beeilen, weil der Jenissei in einem Monat vom Eis blockiert ist und dann kein Schiff mehr verkehren kann."

„Bei wem kann ich bis zu meiner Abfahrt wohnen? Können Sie mir die Adresse eines Deportierten geben?" „Das läßt sich machen..." Er kramte in seinen Papieren: „Hier, Iwanow, Straße

der Arbeit 12." „Iwanow, kenne ich nicht. Wissen Sie nicht jemanden anderen, der mir aus dem Gefängnis Werchni-Uralsk bekannt sein könnte?"

„Aus Werchni-Uralsk ist Dawidow hier, Bogratstr. 97." „Dawidow ist hier? Das ist ja großartig." Dawidow war einer der jungen Journalisten der Gruppe „Demokratischer Zentralismus", die noch weiter links stand als die Trotzkisten.

Als ich mich von ihm verabschiedete, händigte Minkow mir meine Lebensmittelkarten aus. Ganz Rußland lebte damals noch nach dem Kartensystem, und die politischen Deportierten erhielten ihre Karten von der GPU. Obwohl er annahm, daß ich längstens vierzehn Tage in Krasno-jarsk bleiben würde, gab er mir, zum Zeichen seines Wohlwollens, Karten für einen ganzen Monat. Ich ließ mein Gepäck vorläufig bei der GPU und begab mich auf die Suche nach Dawidow. Es war Ende September. Die Herbsteskühle war schon spürbar. Ich war endlich draußen an der frischen Luft, auf einem großen Platz. Niemand begleitete mich. Ich konnte gehen, wohlin ich wollte, sprechen, mit wem ich wollte. Ich war frei! Und dennoch, ich konnte es noch nicht glauben. Wenn man drei Jahre hinter Gefängnismauern gesessen hat, kommt einem die Freiheit wie etwas Unmögliches, Unwirkliches vor. Die Macht der Gewohnheit ließ mich Schritt für Schritt behutsam weitergehen und immer wieder einmal vorsichtig um mich blicken. Ging nicht vielleicht doch jemand hinter mir her, jeden Augenblick bereit, mich zu verhaften? Aber nein, niemand machte mir meine Freiheit streitig. Die Vorübergehenden gingen ihres Wegs, ohne auf mich zu achten. Ihre Geichgültigkeit mir gegenüber brachte mich schließlich wieder ins Gleichgewicht. Ich dachte nicht mehr an mich selbst, sondern ließ mich im Strom, der anderen mittreiben.

Vor dem GPU-Gebäude lag ein großer Platz, kein Platz, nein, eine riesige Wiese inmitten der Stadt. Erst nach einer Weile merkte ich, daß in der Ferne am Rande des Platzes kleine Holzhäuser standen. Alles machte einen schmutzigen, verwahrlosten Eindruck. An den Ecken des Platzes sah man ebenfalls Häuser, Steinbauten, in denen sich Staatsläden befanden. In der Mitte des Platzes erhob sich eine Kirche, die einstige Kathedrale der Stadt. Ihr Stil wirkte mehr romantisch als byzantinisch. Von außen wirkte sie sehr mitgenommen. Es mochte wohl seit zwanzig Jahren nicht mehr das geringste an ihr repariert worden sein. Augenblicklich diente sie einer sowjetischen Transportgesellschaft als Garage. Der Altar und alle Kultgeräte waren längst verschwunden, und im Inneren standen nur Lastwagen.

Der ;am Nachmittag still und verschlafen wirkende Platz bot morgens, wenn hier der Kolchosen- und private Markt abgehalten wurde, ©in ganz anderes Bild. Genau gegenüber dem GPU-Gebäude standen dann die Händler in langen Reihen, jeder mit einem oder zwei Körben, in denen sie ihre Waren feilboten: Zwiebeln, Mohrrüben, Kohl, Petersilie, Quark, Eier, Geflügel, alles freilich nur in beschränkten Mengen. Die Leute schimpften über die Preise, aber trotzdem war alles im Handumdrehen ausverkauft. Denn vor noch gar nicht langer Zeit, zu Ende des Fünfjahresplans, hatte es absolut nichts auf dem Markt gegeben. Hinter dem Kolchosen-Markt waren die Buden der staatlichen Handelsorganisation aufgebaut. „Die Befriedigung der Bedürfnisse des Volkes" ging nicht ohne Lärm und Wirrwarr ab. Es gab da einen Frisiersalon, einen Ausschank für Getränke, ein Fotoatelier und eine Buchhandlung. All das hatte sich seit Gogols Zeiten kaum verändert. Nur lebhafter ging es hier heute vielleicht zu, trotz des sichtbaren Elends. Auf der anderen Seite des Platzes, in der Nähe des um die Kirche gezogenen Holzzauns, wurde ein- oder zweimal im Monat, glaube ich, der Viehmarkt abgehalten: um zwanzig dürre Kühe und ein Dutzend magerer Klepper wurde hier von den wenigen Käufern lange und heftig gefeilscht.

„Bogratstraße?" fragte ich den ersten, der mir in den Weg lief.

„Bogratstraße? Am Ende des Platzes kommen Sie in die Marxstraße, der Sie dann bis zur Straße der gegenseitigen Hilfe nachgehen."

Die Straße war nicht gepflastert, und bei Regen mußte man hier durch tiefen Schmutz waten. Sie wirkte nicht wie eine Stadtstraße, sondern wie die eines kleinen Dorfes. Die Häuser waren aus Holz und hatten ein, manchmal auch zwei Stockwerke. Der Anstrich war verwittert, und die Wände zeigten breite Risse. Rings herum zogen sich ziemlich hohe Zäune, die aus dem gleichen Holz waren wie die Häuser. Die Latten standen krumm und schief, und hin und wieder fehlte eine. Aus diesem Wald von Holzhäusern ragte hier und dort ein Steinhaus heraus. Aber die alten russischen Traditionen verkörperten in diesem verlorenen Provinzwinkel am stärksten die hölzernen Gehsteige, Planken, die immer zu je zweit über den Sand gelegt waren und zwischen denen das Unkraut hervorschoß.

Das Geheimnis der sibirischen Türschlösser war mir damals noch verborgen, und nicht ohne

große Mühe gelang es mir, die Tür des Hauses Nr. 97 in der Bogratstraße zu öffnen. Ich klopfte innen an eine Tür, eine zweite, eine dritte, aber niemand zeigte sich. An der letzten endlich erschien ein Mann in den Vierzigern. „Verzeihen Sie, wohnt hier nicht der Deportierte Dawidow?"

„Ja, im Zimmer gegenüber." „Ist er nicht da?"

„Nein, er muß noch auf Arbeit sein." Es war schon Abend, als Dawidow endlich zurückkehrte. Wir umarmten uns, glücklich, uns wiederzusehen, und ich folgte ihm in sein Zimmer. Es war kalt und schmutzig. Dawidow war schon im Gefängnis für seine Unordnung berühmt gewesen, die in seltsamem Gegensatz zu der Exaktheit und sogar Pedanterie, mit der er arbeitete, stand. Er beeilte sich, mir zu seiner Entschuldigung zu erklären, daß er praktisch hier nicht wohne, er halte sich nämlich ständig bei dem Genossen Pomper, einem deportierten Freunde, auf. Im Laufe unseres Gesprächs merkte ich plötzlich, daß er hinkte. Im Gefängnis war das noch nicht der Fall gewesen. Er hatte sich auf der Fahrt von Irkutsk hierher, die er gemeinsam mit einundsechzig gewöhnlichen Verbrechern zurücklegen mußte, Typhus geholt. Man hatte ihn ins Hospital gebracht, und die Krankheit hatte eine besonders schwere Form angenommen, so daß er, wäre sein Herz nicht so gesund gewesen, an ihr gestorben wäre. Das Hinken war von ihr zurückgeblieben.

„Ich sollte eigentlich nach Turuchansk kommen, aber wegen meiner Krankheit hat die GPU verfügt, daß ich hier bleibe... Jedes Unglück hat eben auch sein Gutes." Armer Dawidow! Er litt jetzt an chronischer Tuberkulose. Das ist der Weg der russischen Revolutionäre: Verfolgung, Krankheit, Elend, Tod... Aber Dawidow ließ sich trotzdem nicht unterkriegen. Im Gegenteil, er verriet eine überschäumende Energie und Lebensfreude, was ihm mehr als einmal von Nutzen war. „Aber woher hast du meine Adresse?" „Von der GPU, von Minkow."

„Woher er sie bloß wissen mag? Ich bin noch als Untermieter bei Plomper gemeldet, und erst seit zwei Tagen schlafe im hier", sagte er in nachdenklichem Ton. Während wir von der unaufhörlichen Wachsamkeit der GPU sprachen, tranken wir Tee und aßen Butterbrote. Angesichts meines gewaltigen Appetits beschloß Dawidow, noch am selben Abend mit mir zu dem Krankenwärter Iwanow zu gehen. Er lebte mit seiner Familie zusammen und war äußerst gastfrei.

Gesagt, getan. Iwanow war hocherfreut, uns zu sehen. Er war früher in einer der großen chemischen Fabriken in Petrograd tätig gewesen. Dabei hatte er sich eine schwere Vergiftung zugezogen und deshalb die Arbeit aufgeben müssen. Aber das war schon zur Zeit der Revolution gewesen. Er hatte an den Vorlesungen in der „Rabfac" teilgenommen und dann Medizin studiert. Kurz vor der Beendigung seines Studiums jedoch, im Jahre 1927, war er wegen Zugehörigkeit zur trotzkistlschen Opposition aus der Partei ausgeschlossen worden. Zwei Jahre später hatte er kapituliert und war wieder nach Leningrad zurückgekehrt, wo er dann 1932 von neuem verhaftet und verbannt worden war, weil er mit seinen alten Freunden „Kontakt" gehabt hatte. In der Verbannung wurde er nach seinen Fachkenntnissen beschäftigt. Da man mit seiner Arbeit zufrieden war, wurde er bald Krankenwärter am Hospital von Krasnojarsk und ein Jahr später Arzt. Seine Frau stammte aus einer Ar-beiterfamilie, sie war die Tochter eines Eisenbahners und arbeitete als Sekretärin bei der Landwirtsehaftskommis-sion des Exekutivkomitees des Bezirkssowjets. Sie war Parteimitglied gewesen, hatte aber nie der trotzkistischen Opposition angehört. Völlig freiwillig war sie Iwanow ins Exil gefolgt, jedoch ein Jahr später bei einer Überprüfung der Kontrollisten aus diesem Grunde aus der Partei ausgeschlossen worden.

Die Iwanows hatten eine Zweizimmerwohnung und benutzten die Küche gemeinsam mit der Wirtin. Da sie beide arbeiteten, ging es ihnen finanziell recht gut, und sie führten ein ganz behagliches Leben. Nach dem Essen : unterhielten wir uns bei Tee, Konfitüre und Keksen bis nach Mitternacht freimütig über alle Fragen, die uns bewegten. Am nächsten Tage wußte die GPU bis in die kleinsten Einzelheiten alles, was wir uns erzählt hatten. Wie wir später erfuhren, war Iwanow unter der Maske eines oppositionellen Trotzkisten nichts weiter als ein Spitzel.

Am nächsten Morgen ging ich zunächst auf die Post, um Briefe und Telegramme ins Ausland aufzugeben. Ich kam bei der Gelegenheit ins Stadtzentrum, auf die Hauptstraße von Krasnojarsk, die einzige, die gepflastert und gut gehalten war, und an der zwei- und dreistöckige Stein- häuser standen. Die Stadt wirkte hier nicht ganz so pro- vinziell wie in den Nebenstraßen. In den Häusern be- fanden sich die Büros der sowjetischen Verwaltung, Trusts, Banken, Geschäfte, Theater, Kinos, Schulen, Hospitäler und Apotheken.

Am Ende der Stadt erhob sich der Bahnhof, einer der größten der Transsibirienstrecke; am südlichen Stadtrand lag das Viertel, in dem die Eisenbahner wohnten — es hatte vormals

„Nikolajewka" geheißen und war jetzt in „Dritte Internationale" umgetauft —, und am nördlichen das Viertel der kleinen Leute, das nun „Pariser Kom mune" hieß. Die Tage vergingen, und allmählich bekam ich ein deut- licheres Bild von der Stadt. Lange Zeit waren die verän derten Straßenschilder und die neue Bezeichnung der bei- den großen Wohnviertel die einzigen Neuerungen gewe sen, die die Oktoberrevolution Krasnojarsk gebracht hatte. Ich will ein wenig bei diesen Namensänderungen verwei len, denn mit Ausnahme von Leningrad ist mir in keiner russischen Stadt eine so symbolische Benennung der Stra-ßen begegnet wie hier.

In den heroischen Zeiten der Revolution wollten die neuen Herren keiner Straße den Namen eines lebenden oder toten Revolutionsführers geben. So wurde die Hauptstraße, die „Große Straße" der Zarenzeit, im Straße der Sowjets umbenannt. Aber die beiden Parallelstraßen erhielten die Namen: Marx- und Engelsstraße. Dann kamen die „dii minores", die kleineren Götter, wie Bograt, Lebe-dew, Pensdorf und andere berühmte Revolutionäre. Beträchtlich war auch die Zahl der Straßen, die die Namen aus der Geschichte des internationalen Sozialismus bekamen. Die Lassalle-Straße und die Straße der Pariser Kommune befanden sich unweit der Marxstraße. Die Marat-und Robespierrestraße beschworen die Erinnerung an die große französische Revolution. Diese Beschwörung der fernen Ahnen erschien mir besonders symbolisch. Die Begegnung mit Marat und Robesplierre an diesem Ende der Welt weckte in mir kein ironisches Lächeln, sondern ein Gefühl des Respekts für die heroischen Jahre der russischen Revolution, die nicht daran dachte, daß sie eines Tages Alexander Newski und Peter den Großen neu erstehen sehen würde... Dieses Namensmuseum hatte noch eine Besonderheit. Keine Straße trug den Namen Stalin. Aber wahrscheinlich ist dieser „Fehltritt" der ersten Revolutionsjahre mittlerweile längst berichtigt worden... Nur eine Straße hat in ganz Rußland kein Glück gehabt: die Trotzkistraße. Die Unbeständigkeit des Revolutionsschicksals hat ihr überall den Garaus gemacht. DieTrotzki-straße in Krasnojarsk wurde während des schärfsten Kampfes gegen die Linksopposition in „Straße der gegenseitigen Hilfe" (nach einer sich dort befindenden Genossenschaft) umbenannt. Später jedoch, als man seiner Empörung über die Ermordung Kirows Ausdruck geben mußte, verwandelte sie sich in eine Kirowstraße. Die revolutionäre Kühnheit in der Straßenbenennung kontrastierte nicht nur merkwürdig mit der sozialen Wirklichkeit der Stalinschen Epoche, sondern auch mit dem äußeren Bilde der Stadt. Es war immer noch dasselbe Krasnojarsk wie vor der Revolution, nur etwas verfallener und älter. Alle großen Häuser stammten aus der vorrevolutionären Zeit. Weder die Revolution noch der Fünf jahresplan hatten etwas an der Architektur der Stadt verändert. Die Häuser schienen hochmütig auf den plebejischen Menschenstrom zu ihren Füßen hinunterzublic- ken wie die letzten Überlebenden einer versunkenen Epoche, die stolz die Schläge des Schicksals ertrugen. In Zusammenhang mit diesem „Mißverhältnis" zwischen Straßennamen und Häusern hörte ich eine charakteristische Anekdote. Die Leute in Krasnojarsk hatten viel zu lachen, als ihnen eines Tages zufällig eine Nummer der für das Ausland bestimmten Zeitschrift „Internationale Arbeiterhilfe" in die Hände fiel. Man sah darin zwei Fotos von Krasnojarsk. Das eine zeigte die jetzige Vorstadt, und die Unterschrift lautete: „Krasnojarsk vor der Revolution", während auf dem anderen das in der Zarenzeit errichtete Stadtzentrum zu sehen war, mit der Unterschrift: „Krasnojarsk nach der Revolution"., Während des Fünfjahresplans wuchs die Bevölkerungsziffer von 100 000 auf 160 000 an. Unter den Dächern der alten Häuser hausten Tausende von Untermietern. Vorübergehend beherbergten diese Häuser sogar große sowjetische Wirtschaftsunternehmen. Der Kapitalmangel machte den Bau neuer Häuser, wie ihn die durch die (Industrialisierung bewirkte Ausdehnung der Stadt gefordert hätte, unmöglich. Die tiefen Veränderungen in der ökonomischen Struktur waren in der Tat viel bedeutender, als es das äußere Stadtbild vermuten ließ. Das Aussehen der Menschen und ihre Kleidung entsprachen durchaus dem äußeren (Bild der Stadt: Armut hier wie dort. Aber während der beiden Jahre, die ich in Sibirien verbrachte, verwandelte sich hier vieles. Der zweite Fünfjahresplan war angelaufen. Er endete mit der Moskauer Prozeßserie (1936 — 1938). In seiner ersten Hälfte wirkte er lim Vergleich zu den Härten des ersten fast milde und leicht. Auf wirtschaftlichem Gebiet sollte der zweite Fünfjahresplan eine Periode der „Nutzung" des mit dem Schweiß und Blut des ersten Erreichten sein. Man legte den Akzent auf die Erhöhung des Lebensstandards. Der zweite Fünf jahresplan sollte die Verwirklichung des „Lebens in Freude und Wonne" bringen, im Gegensatz zu dem ersten der Leiden und der kämpferischen Askese. „Das Leben ist leichter, das Leben ist fröhlicher." So hatte „er" gesagt. Seine Worte rechtfertigten und ermutigten all jene, die sich bei dem ersten Fünf jahresplan aus-, gezeichnet hatten. Dies war ihr politischer Paß, der ihnen den Zugang zum „Leben in Freude und Wonne" eröffnete.

Die sowjetische Provinz, und Krasnojarsk im besonderen, war entschlossen, mit der Zeit Schritt zu halten. Wie

Pilze schossen Läden, Restaurants mit Zigeunerorchestern, die ganze Nacht geöffnete Cafes aus dem Boden. Es gab

zwei Kategorien unter ihnen: solche, die für die „Gesellschäft" und solche, die für das Volk bestimmt waren.

Die ersten waren elegant, sogar luxuriös, die anderen ein wenig bescheidener, aber man tanzte und amüsierte sich

in beiden gleich gut.

Als ich nach Krasnojarsk kam, waren nur zwei Läden vorhanden, wo man „alles" haben konnte. Im Leihhaus standen die Kostbarkeiten zum Verkauf, deren sich die „Vormaligen" entäußerten, während die „Torgsins" nur neue Gegenstände feilboten, die in Gold oder ausländischen Devisen bezahlt werden mußten. In einem einzigen Jahr erstanden sieben „Gastronom«" (große Lebensmittelgeschäfte). Man bezahlte dort in Papierrubeln, aber zu Schwarzmarktpreisen (die zwei-, drei- und manchmal sogar fünfmal so hoch waren wie die „sowjetischen" Preise für rationierte Waren). Zu diesen Preisen erhielt man alles, vor allem Lebensmittel und Wein. Auch Kleider-läden — mit Schwarzmarktpreisen — wurden eröffnet, aber meist fehlte es dort an Ware.

Besonders kurios war es zu beobachten, wie man dabei auf alle nur mögliche Weise die Erinnerung an das „Einst"

beschwor. Pralinen wurden z. B. genau in den Packungen und mit den Bezeichnungen verkauft, die vor der Revolution gebräuchlich gewesen waren. Ebenso war es' mit den Weinen und dem „französischen" Weißbrot. Um die

Erinnerung an das Gewesene noch lebendiger zu machen, wurde vor einem der Läden ein Türhüter in Zweispitz

und goldbetreßter Uniform aufgestellt, der genau so aus sah wie seinesgleichen vor der Revolution, wenn auch

freilich seine gewöhnlichen Manieren nicht ganz jener Zeit entsprachen...

Wenn man die hohen Preise des freien Handels bezahlte, bekam man, was man wollte. Aber „was man wollte", war nur einer sehr kleinen privilegierten Schicht zugänglich. Das Volk mußte sich mit der Bewunderung der Auslagen begnügen; bestenfalls konnte es die Brocken auf lesen, die von der Herren Tische fielen.

Der neue Kurs des „frohen und deichten Lebens" trat bald auch im Straßenbild in Erscheinung, wo der Unterschied zwischen der Minderheit mit ihrer sehr guten Und bisweilen sogar sehr eleganten Kleidung und der Mehrheit, die Lumpen im wahrsten Sinn des Wortes auf dem Leibe trug, immer krasser wurde. Von fern schon erkannte man die Kommunisten an ihren Pelzmützen und vorzüglich geschnittenen Pelzen. Die parteilosen Spezialisten pflegten sich europäisch anzuziehen und trugen Kragen und Schlips. Die Frauen, die Töchter, die Geliebten der Parteimitglieder und „parteilosen Bolschewiken" unterschieden sich in ihrer Kleidung weniger voneinander als die Männer. Sie trugen Pelzmäntel und seidene Kleider nach letzter Moskauer Mode (die Moskauer Mode ist eine Originalmischung von europäischer und russischer Mode). Sie waren glühende Anhängerinnen von Dauerwellen, Lippenstiften, lackierten Nägeln usw. Nur was das Schuhwerk anbetraf, blieben sie echte Sibirierinnen. Am Bahnhof konnte man am besten die Leute aus der „anderen Welt" beobachten. Der Neuankommende war zutiefst erschrocken über die zahllosen Elendsgestalten, die hier auf den Zug warteten. In den beiden Wartesälen lagen zwei- bis dreihundert Menschen dicht nebeneinander auf dem nackten Fußboden. Wer nicht das Glück gehabt hatte, hier einen Platz zu erwischen, hockte auf der Straße, (in der Nähe des Bahnhofseingangs. Die Leute mußten oft zwei, drei fünf Tage auf den Zug warten. Da die Züge in Krasnojarsk immer schon überfüllt ankamen, konnte jeweils nur ein knappes Dutzend Menschen einsteigen, und die übrigen mußten weiter warten.

Die Angehörigen der „hohen Gesellschaft" brauchen sich weder auf den Fußboden zu legen, noch immer wieder auf den „nächsten" Zug zu warten. In der großen Mehrzahl reisen sie „dienstlich" in die Hauptstadt oder auf die Krim oder in den Kaukasus; zwei Drittel der in den Zügen verfügbaren Plätze sind für sie reserviert, ohne daß sie eine Schlange abstehen müssen. Ihre Fahrkarten erhalten sie an einem besonderen Schalter, so daß sie sich nicht unter das Volk zu mischen brauchen. Auch ohne „dienstliche Aufträge" ergattern sie unschwer einen Platz im Zuge: Beziehungen, ein Trinkgeld, nicht zuletzt ihre elegante Aufmachung öffnen ihnen alle Türen. Sie reisen umsonst, d. h. auf Kosten ihrer

Organisationen, selbstverständlich immer im Schlafwagen und meist im Expreß. Nicht für jedermann ist das Leben in Rußland hart. Der zweite Fünfjahresplan brachte noch eine Neuerung. Während des ersten war die Stadt nachts im tiefes Dunkel getaucht gewesen. Aber jetzt verfügte der Stadtsowjet mit einem Federstrich, daß die Stadt auch nachts beleuchtet wurde, auf Kosten der Bevölkerung selbstverständlich. Unter Androhung einer beträchtlichen Geldstrafe mußten die Bewohner eines jeden Hauses die Kosten für die Errichtung einer Laterne vor ihrem Hause tragen. Niemand wagte dagegen zu protestieren.

Die Rote Armee nahm einen besonderen Platz im Leben von Krasnojarsk ein. Die Spannung in den sowjetisch-japanischen Beziehungen hatte die Verlegung militärischer Einheiten aller Kategorien in die Stadt zur Folge. Bei ihrem Einzug belegten die Militärs das Beste mit Beschlag. Aus dem elegantesten Restaurant machten sie ihr Kasino und aus dem schönsten Palais den „Klub der Roten Armee". Die Uniform gab den Ton in der Stadt an. Der Zivilbevölkerung gegenüber spielten sich die Offiziere als die Überlegenen auf. Sie baten nicht, sondern sie forderten, ohne auch nur die Möglichkeit einer abschlägigen Antwort in Betracht zu ziehen. Man glaubte bisweilen, eine feindliche Okkupation zu erleben. Krasnojarsk verdankte indessen der Armee seine Autobusse. Die Fahrt vom Bahnhof bis zum anderen Ende der Stadt kostete einen Rubel, eine Teilstrecke zehn Kopeken. Das war teuer, aber die Leute opferten diesen Betras gern. Der Autobus war klein; er hatte nur sechzehn Plätze; infolgedessen mußten an den Haltestellen immer Menschen zurückbleiben. Moskau hatte insgesamt nur drei Autobusse geschickt, davon einen als Ersatzwagen. Das war wahrlich nicht viel, besonders wenn man bedenkt, daß ein Autobus oder sogar zwei sich oft in Reparatur befanden.

Es gab in der Stadt eine Reihe von Lastwagen, etwa ein Dutzend Automobile vom Typ Ford und zwei elegante Limousinen, die, wie jeder wußte, dem Parteisekretär und dem Präsidenten des Bezirks-Exekutivkomitees zur Verfügung standen. Eines Tages, als ich auf dem Zentralplatz Schlange stand und wir schon drei besetzte Autobusse hatten vorbeifahren lassen müssen, konnte eine der wartenden Frauen sich beim Anblick der gerade über den Platz kommenden Limousine nicht der Bemerkung enthalten:

„Sie befördern damit sogar ihre Katzen, und wir kommen nicht einmal mit dem Autobus mit... Ich weiß wohl, was ich sage, ich bin Haushälterin beim Tierarzt, und erst vor ein paar Tagen hat der Präsident des Komitees uns seine kranke Katze im Auto gebracht." Keiner von den übrigen Wartenden reagierte auch nur mit der kleinsten Geste oder dem kleinsten Wort auf die Reden der guten Frau. Erstaunt musterte ich diese so kühne Person und bedeutete ihr mit einer Kopfbewegung, daß sich unmittelbar uns gegenüber das GPU-Gebäude erhob. Ein peinliches Schweigen folgte, dann löste sich die Reihe auf, und alle gingen davon, ohne den nächsten Autobus abzuwarten.

Krasnojarsk ist zugleich einer der bedeutendsten Bahnhöfe der Transsibirienstrecke und einer der Hauptflughäfen der Linie Moskau-Chabarowsk-Wladiwostok. Aber durch seine Lage ist es nicht nur ein Bindeglied zwischen Ost und West, sondern dank dem Jenissei auch zwischen Norden und Süden. Krasnojarsk liegt am Kreuzungspunkt der beiden Hauptstraßen, der horizontalen und vertikalen. Nachdem er, am majestätischen Sajanischen Gebirge entlang, mehr als 1500 Kilometer durch waldreiche, fruchtbare, goldhaltige Gebiete geflossen ist, hat der Jenessei von Krasnojarsk aus noch eine Strecke von 2500 Kilometern vor sich, bevor er ins Nördliche Eismeer mündet. Der Jenessei ist der allmächtige Herr und Nährvater Krasnojarsk, er ist der Nil der Arktis. Man fährt nach Krasnojarsk mit der Eisenbahn und von hier mit dem Dampfer weiter. Nicht nur die zum ersten Male hierher Kommenden, sondern auch die Alteingesessenen der Stadt machen es so. Fragen Sie, wen Sie wollen. Jeder ist „hinuntergefahren" oder rüstet sich zu einer Fahrt „hinunter", der Arbeit und dem Glück entgegen. Dieses rätselhafte „Hinunter" bedeutet: in Richtung Nordpol. Wir Europäer würden sagen „hinauf". Aber die Leute Krasnojarsks sehen das anders. Sowie ihr Nährvater längs des Sajanischen Gebirges hinunterfließt, fahren sie zur Arktis „hinunter".

Krasnojarsk Hauptindustrie ist die Holzindustrie. Diese in ihrem Volumen und ihrer Ausdehnung gewaltige Industrie befindet sich in den Händen eines Systems halb autonomer, halb voneinander abhängiger Organisationen.

Außer diesen Wirtschaftsorganisationen gibt es hier noch zwei wissenschaftliche Institute; das Institut für Forstforschung und das Technische Holzinstitut. Das erste widmet sich der geographischen und wirtschaftlichen Klassifizierung der Forstreichtümer des Jenesseibeckens. Das zweite bildet die Spezialisten für die Holzindustrie aus. Zu meiner Zeit zählte es achthundert Studenten. Aber es ist erst während des ersten Fünfjahresplans entstanden und hat noch eine große Zukunft vor sich. Anfangs

war es im ehemaligen Mädchengymnasium untergebracht, dann siedelte es in ein eigens dafür errichtetes Gebäude über. Dies war sogar der einzige Neubau im Stadtzentrum seit der Revolution.

Die neuen Fabriken am anderen Flußufer standen ebenfalls in enger Verbindung mit der Waldindustrie: Tischlerdien, Sägewerke, eine Waggon-Fabrik, Papierfabriken. Daneben befanden sich dort aber auch noch andere, wie Maschinenfabriken für die Goldbergwerke und die „geheimen", d. h. für die Kriegsproduktion arbeitenden, vor allem chemischen Fabriken.

Der Goldbergwerks-Trust des Gebiets besaß am Flußufer ein großes, aus Holz gebautes Bürogebäude. Jede Organisation verfügte über ihre eigenen Transportmittel, die freilich nicht allen Bedürfnissen entsprachen. Es gab außerdem Gesellschaften für den Transport auf dem Landwege und die sehr bedeutende „Jenissei-Schliffahrts-gesellschaft". Diese unterhielt eine Schule: die Flußschiffahrtsschule. Die Flußschiffahrtsorganisationen spielten übrigens eine große Rolle im Leben der Stadt. Die der „Glawsewmorput" war nicht geringer. Diese in der ganzen Welt bekannte Organisation betrieb. die „Bewirtschaftung" der Arktis und den Schiffsverkehr zwischen Murmansk und Wladiwostok. Die Ozeanogra-hphie, die Erforschung der arktischen Küsten, der Bau von Häfen, die Einrichtung von Küstenkolonien und ihre Versorgung, das Ingangbringen einer arktischen Industrie, das sind einige ihrer Aufgaben. Hinzu kommen noch die Gesellschaften für den Lufttransport zwischen dem hohen Norden und Rußland. Dieser gewaltige Organismus, ein wahrer Staat im Staate, ist völlig unabhängig. Wer in das Gebäude der Glawsewmorput kommt, spürt sofort ihre Macht und ihre Bedeutung... ihren Dünkel freilich auch... Auf den Inseln im Jenissei, die rings um Krasnojarsk einen dichten Gürtel bilden, befanden sich die Jenissei-Schiffswerften und der Wasserflughafen der Luftlinie Krasnojarsk-Nördliches Eismeer. Krasnojarsk ist nämlich nicht nur Eisenbahn- und Fluglinienkreuzungspunkt zwischen Norden und Süden, Osten und Westen, sondern auch Ausgangspunkt einer Fluglinie. Die Arktische führt von Krasnoiarsk zur Insel Dickson (an der Mündung des Jenissei, dort wo er in das Karische Meer fließt) und hat eine Länge von 2300 Kilometern. Die Wasserflugzeuge befliegen die Strecke jeden zweiten Tag, wenn nicht täglich. Sie befördern im Winter das Gold und die Pelze Sibiriens. Das hat die Schaffung einer 1500 Kilometer langen Anschlußllinie notwendig gemacht, die den rechten Nebenfluß des Jenissei, die untere Tunguzka, bis zu dem kleinen Dorf Tara überfliegt. So sind Flugzeug und Radio bis in die entlegensten Winkel des hohen Nordens vorgedrungen, wo man niemals eine Eisenbahn gesehen hat und kaum weiß, was ein Dampfer ist.

Die Flugzeuge verkehren regelmäßig, aber es gibt weder einen Flughafen noch einen "einfachen Flugplatz. Während meines Aufenthalts in Krasnojarsk begann man mit dem Bau der Wasserflugzeugbasis. Aber als ich in Jenesseisk war, gab es dort nur ein Büro für die Fahrkartenausgabe. Es befand sich am Flußufer. Im Sommer gingen die Flugzeuge mitten auf dem Wasser nieder, im Winter landeten sie auf dem Eise.

Im Winter 1934 habe ich in Jenesseisk folgendes Bild gesehen: ein völlig unbewacht wie irgendein Karren auf freiem Felde auf dem zugefrorenen Fluß stehendes Flugzeug. Kein Mensch befand sich in der Nähe. Immerhin, nicht sehr weit davon, sah ich eine Frau, die in einem in das Eis gebohrten Loch Wäsche wusch. Ich ging an die Maschine heran, um festzustellen, ob wirklich niemand dort sei, ging um die herum, berührte die Tragflächen, niemand. Dann kehrte ich um, und erst auf der Höhe bemerkte ich die Baracke für die Fahrkartenausgabe. Die Polizisten der GPU kommen nur, wenn das Flugzeug landet und wieder aufsteigt. Das ist Rußland. Verstehe es, wer's kann! Es gibt keinen Flughafen, und zweimal im Jahr, bei Beginn der Frost- und der Tauperiode, werden alle Flugverkehrsverbindungen eingestellt. Aber dann fliegen die Flugzeuge trotzdem wieder, und das Leben geht weiter.

6. DER SAAL NR. 14

Meine anderthalb Jahre in Krasnojarsk gingen nicht ohne die für die Zeit und die Gegend charakteristischen Zwischenfälle vorüber. Der erste und weniger ernste war, daß ich erkrankte.

Das zwang mich, mein geduldiges, aber etwas regelloses Studium der Stadt für eine Weile aufzugeben. Das Schicksal wollte es, daß ich meine ganze Aufmerksamkeit jetzt auf den kleinen geschlossenen Kreis der Kranken im Hospital konzentrierte und mich so mit einigen Ergebnissen des Fünfjahresplanes vertraut machte, die man nicht aus Büchern erfuhr, sondern durch die sowjetische Wirklichkeit.

Meine neuen Unglücksgenossen waren Parteilose und Kommunisten, Arbeiter und Bauern, Angestellte und Studenten. Mit zwei oder drei Ausnahmen waren, sie sämtlich „freie" Männer. Ich hatte viele Opfer des Fünfjahresplanes vor ihnen gesehen, und ich war selber eins. Aber sie waren mir alle im Gefängnis begegnet, während es diesen hier, als Objekten oder Subjekten des großen Experiments, gelungen war, in Freiheit zu leben und zu sterben. Ihre innere Einstellung, ihr ganzes Verhalten war völlig anders und die unmittelbare Folge des erbarmungslosen Kampfes, der im Lande entbrannt war. Die Krankheit hatte sich allmählich meiner bemächtigt, um mich dann nicht wieder aus ihren Fingern zu lassen. Mit anderen politischen Deportierten stand ich lim Flur des Krasnojarsker GPU-Gebäudes Schlange. Plötzlich spürte ich eine solche Schwäche, daß ich bat, mir schnell einen Stuhl zu bringen.

„Lehnen Sie sich an die Wand. Sie brauchen keinen Stuhl."

Ich tat es, aber einige Sekunden später stürzte ich hin und wurde ohnmächtig. Man führte mich auf den Hof, in die frische Luft und rieb mir die Schläfen mit Alkohol ein. Ich kam wieder zum Bewußtsein, aber ich konnte keins meiner Glieder bewegen. Die GPU übergab mir einen Aufnahmneschein für das Hospital. Meine Kameraden setzten mich in eine Droschke,- und wir fuhren ab. Im Hospital kam ich in den Saal Nr. 14. Das Städtische Hospital war eine kleine Stadt für sich, die aus einer ganzen Reihe ein- und zweistöckiger Gebäude und Pavillons bestand. In unserem Pavillon befanden sich im ersten Stock der Operationssaal und im Erdgeschoß die allgemeine medizinische Abteilung. Der Saal 14 lag ganz am Ende des Flurs, und seine Fenster gingen auf den Innenhof des Hospitals... Die Betten standen längs der Wände, aber ein paar auch mitten im Saal. Die ärztliche Visite fand zweimal am Tage statt: morgens war sie sehr gründlich, aber nachmittags eine reine Formsache mit der Standard-Frage: „Nichts Besonderes?"

„Sie können noch von Glück sagen. Sie haben Muskel-Rheumatismus, von dem nichts zurückbleiben wird. Hätten Sie Gelenkrheumatismus, hätte er leicht aufs Herz schlagen können."

So tröstete mich ein junger Arzt aus Leningrad, der ebenfalls politischer Gefangener war und den man wegen seiner Verbindungen zu Sozialdemokraten nach Krasno-jarsk deportiert hatte. Er schwor, es sei ein „Irrtum", und tat sein Bestes, um seine Loyalität zu beweisen. Er hatte sich verheiratet und in dieser Stadt Wurzel geschlagen. Die GPU erkannte seinen Eifer an und ließ ihn in Frieden.

Der Chef der allgemeinen medizinischen Abteilung war eine fünfundvierzigjährige Ärztin, die typische „Armenärztin" der alten Schule. Die übrigen Ärzte hier waren übrigens alle der gleichen Art.' Ich stellte mit Erstaunen fest, daß nur ganz wenige von ihnen eine fremde Sprache beherrschten. Sie baten mich zuweilen, ihnen einen in einer französischen oder deutschen Zeitschrift erschienenen Artikel zu übersetzen.

Die Kranken wurden von Wärtern und Schwestern gepflegt. Diese bildeten das „untere Personal", aber innerhalb dieser Gruppe gab es doch winzige Rangunterschiede, die streng betont wurden. Das führte mich zu dem Gedanken, daß den Privilegierten eines durch und durch hierarchischen Systems den besten Schutz jene bieten, die auf der untersten Sprosse der Stufenleiter stehen und eifersüchtig darüber wachen, daß sie auch nicht um einen Daumen breit von ihren Kollegen überholt werden. Die Verpflegung war mehr als unzureichend, und wer keine Pakete von Angehörigen oder Freunden erhielt, verhungerte buchstäblich.

Der Saal wirkte sehr friedlich. Die Kranken machten den Eindruck gesunder, nur etwas erschöpfter Leute. Aber das war eine böse Illusion. Die meisten der Bettlägerigen waren Todeskandidaten, und ein wilder Haß schwelte zwischen den Sterbenden. Eins meiner ersten

dort war die erbarmungslose Verjagung eines noch kranken Bauern aus dem Hospital. Es war ein Deportierter, den die GPU höher hinauf in den Norden schickte — wo er im Walde arbeiten sollte —, ohne ihm die Zeit zu lassen, sich wieder auszukurieren. Er konnte sich kaum bewegen, alber er mußte sich fügen. Als er seine Sachen packte, erbettelte er von niemandem etwas, erklärte jedoch mit lauter Stimme, er habe weder Seife noch Lebensmittel. Ich hätte ihm, als Kranker ebenso wie als Deportierter, gern meine Solidarität bekundet und ihm ein Stückchen Seife und etwas geräucherten Speck und Brot gegeben. „Aber wird die GPU das nicht als eine politische Demonstration auslegen?" fragte ich mich. „Nun, dann zum Teufel mit der GPU! Ich habe nur auf die Stimme meines Gewissens zu hören."

Die GPU hat, scheint's mir, nie etwas davon erfahren, aber der ganze Saal — und daran hatte ich überhaupt nicht gedacht — deutete meine Geste als eine offenkundige politische Demonstration. Die kommunistischen Kranken bezeugten mir einen wilden Haß, während die

Parteilosen eine fruchtsame Sympathie für mich empfanden. Aber ich bin erst allmählich dahintergekommen.

Kurz darauf verließen noch zwei weitere Bauern den Saal, ohne genesen zu sein. Der erste war ein Kolchosenbauer, den man nach Hause zurückschickte, weil sich seine

Kolchose weigerte, die Kosten für den Lazarettaufenthalt zu tragen (für die Kolchosen gibt es keine Sozialversicherung). Der andere kehrte heim, um dort zu sterben. Es war ein junger Kirgise, dessen Familie zufällig durch Krasnojarsk gekommen war. Er, der Hirte und Steppensohn, hatte hier in einer Fabrik sich als Arbeiter verdingt. Aber die völlige Umwälzung in seinen Lebensverhält-nissen und der krasse Klimawechsel hatten seine Gesund-heit ruiniert und ihm eine galoppierende Schwindsucht eingebracht. Als seine Familie die Gewißheit bekam, daß man ihn im Hospital nicht gesund machen konnte, entschloß sie sich, ihn nach Hause zu holen. Der erste, den ich in dem Saal sterben sah, war mein linker Nachbar, ein stiller Greis, der ein Hungerödem bekommen hatte. Nachts stahl er seinen Kameraden Brot und andere Eßwaren. Er tat das übrigens nicht allein, und deshalb versteckten alle ihre Vorräte, in der Hoffnung, daß die Diebe nicht alles finden würden. Der kleine Alte starb ebenso still, wie er gelebt hatte. Der zweite Todesfall war dramatischer. Es handelte sich um einen zweiundzwanzigjährigen Studenten, der ganz am Ende meiner Reihe lag. Er war im Jahre vorher mit seiner ebenso jungen Frau nach Krasnojarsk gekommen, wo sie beide studieren wollten. Aber 1932 war ein Jahr so furchtbarer Hungersnot, daß sie ihr Studium aufgaben und sich eine Arbeit hatten suchen müssen, um nicht Hungers zu sterben. Sie entschlossen sich leider zu spät dazu: er hatte sich bereits die galoppierende Schwindsucht geholt. Seine Frau war gesund geblieben. Sie war Köchin lim Sowchos „Elite", der Schweinezucht betrieb, und schickte ihrem Mann Lebensmittelpakete. Eine Woche vorher war sie, um ihm das Paket zu bringen, auf einem Pferde des Sowchos die zwanzig Kilometer hergerlitten. Noch ganz erhitzt von dem Ritt war sie, mit der Peitsche in der Hand, in hohen Stiefeln und mit einer kurzen Jacke, wie eine von der Jagd heimkehrende sibirische Diana lins Zimmer gekommen. Einige Tage nach ihrem Besuch hatte ihr Mann zu röcheln begonnen, und heute war er gestorben. Sie war wiedergekommen, im gleichen Kostüm, mit den gleichen roten Wangen, hatte jedoch all ihre Sicherheit verloren und war nur noch ein armer, gebrochener Mensch. Stumm und ohne Tränen ging sie auf den Toten zu. Aber dann warf sie sich in jäher Verzweiflung über ihn und weinte so fassungslos, daß uns alle ein Zittern überlief.

Neue Kranke kamen anstelle der Toten. Mein Nachbar rechts war Kommunist. Er hieß Iwan Gregorjewitsch, war Facharbeiter, diplomierter Meister und litt an Skorbut. Er wirkte robust und flößte Vertrauen ein. Instink-tiv fühlte ich mich zu ihm hingezogen und vertraute ihm meinen Kummer an, daß die GPU mich nicht in meine Heimat zurückließ, obwohl ich die drei Jahre, zu denen ich verurteilt worden war, schon abgesessen hatte.

Aber mit einer unvermuteten Heftigkeit antwortete er mir: „Man hat gut daran getan, dich nicht ins Ausland zurückzulassen. Du hättest dort nur antisowjetische Propaganda getrieben."

Ich versuchte ihn zu überzeugen: „Die Arbeiterklasse muß die Wahrheit erfahren". Aber es half alles nichts. Er verteidigte die Regierung weiter beharrlich. Unsere Diskussion griff schließlich auf den ganzen Saal über. Ein zweiter Kommunist, der Direktor der Krasnojarsker Oxygen-Fabrik, selber ehemaliger Arbeiter, pflichtete den Argumenten des anderen bei. Der erste Fünf jahresplan hatte ihm als Erinnerung eine schwere Tuberkulose hinterlassen. Seine Stimme klang heiser und gebrochen. Und da er am entgegengesetzten Ende des Saals lag, hallten seine Worte durch den ganzen Raum.

„Sie ins Ausland zurücklassen? Damit Sie der Bourgeoisie die Staatsgeheimnisse ausliefern?

Nein, das geht denn doch nicht. Man wird Sie daran zu hindern wissen." „Was für ein Unsinn! Erstens kenne ich kein Geheimnis. Und dann, selbst wenn ich es kennte, würde ich es nicht der Bourgeoisie anvertrauen. Ich habe mich nicht von Stalin getrennt, um zur Bourgeoisie überzulaufen." „Das ist falsch. Sehen Sie sich Trotzki an... Er war noch nicht im Ausland, da hat er schon all unsere Geheimnisse der Bourgeoisie verraten."

„Nennen Sie mir ein einziges von Trotzki verratenes Geheimnis! Aber Sie können es nicht, weil Trotzki nichts verraten hat. Ich bin kein Trotzkist und fühle mich nicht berufen, Trotzki zu verteidigen. Doch was wahr ist, ist wahr. Er hat nichts verraten, und ich weiß das sehr genau, weil ich gelesen habe, was er, seit er im Ausland ist, geschrieben hat. Er geniert sich nicht, Stalin zu kritisieren, er tut es erbarmungslos, aber wenn er von der sozialen Ordnung in der UdSSR spricht, ist er weit davon entfernt, sie so zu schildern, wie sie wirklich ist, sondern er bemäntelt sie eher noch."

„Sie finden also, daß Trotzki die sowjetische Regierung nicht genug kritisiert? Sie wünschen sich noch etwas Schlimmeres? Und da soll man Sie ins Ausland fahren lassen! Sie und alle Oppositionellen sind durch die Bank nur Verräter und Agenten der Weltbourgeoisie!" Auf seinem glühenden Gesicht stand es deutlich zu lesen: „An den Galgen mit ihnen allen!" Aber er sprach das nicht aus. Solange es die Partei nicht selber tut, ist es nicht angebracht, so etwas zu sagen. Der bolschewistische Kommunist muß die Partei und Regierung verteidigen, aber er hat nicht ihren Entscheidungen vorzugreifen... Eine kleine Umgruppierung fand in unserem Saale statt. Da es meinem Nachbarn zur Rechten schlechter ging, legte man ihn in die Nähe der Tür, wo die Schwester ihn leichter erreichen konnte. An seine Stelle kam ein neuer Kranker, der Leiter einer von hier weitab liegenden Kolchose. Seine Geschäfte hatten ihn zum Getreidetrust in Krasnojarsk geführt, und er war hier plötzlich erkrankt.

Iwan Gregorjewitsch und ich hatten viele Gesprächsthemen. Er war noch als ziemlich junger Mann nach der Revolution von 1905 nach Deutschland emigriert. Er hatte in Charlottenburg gearbeitet, hatte deutsch gelernt und sich aktiv in der deutschen sozialistischen Bewegung betätigt. Jetzt noch, nach zwanzig Jahren, sprach er voller Begeisterung von Bebeis Reden. Mit der gleichen Bewegung erinnerte er sich der Zeit, da er auf dem Wege zur Arbeit sich den „Vorwärts" gekauft, um den Bericht über die Rede des jungen Liebknecht gegen den Militarismus zu lesen. Der Krieg hatte Iwan Gregorjewitsch wie ein Blitz aus heiterem Himmel getroffen und völlig gelähmt. Aber 1919 war es ihm, wenn auch nicht ohne Schwierig-keiten, geglückt, über Polen nach Rußland zurückzukommen. Er hatte den Bürgerkrieg als politischer Divisionskommissar mitgemacht. Während der NEP hatte er wichtige Verwaltungs- und Wirtschaftsfunktionen ausgeübt. Aber er hatte die und nirgends Wurzel geschlagen und kehrte immer wieder zu seinem Arbeiterberuf zurück. Er hatte in einer Automobilfabrik in Moskau, dann in Mittelasien als Führer elitner Lastwagenkolonne und später mit der gleichen Kolonne am Bau einer strategischen Straße im Pamir gearbeitet. Seit einem Jahr war er Meister in der mechanischen Werkstatt des „Glasewmor-put" in Igarka. Obwohl er ständig den bürokratischen Parteiapparat verteidigte, hielt ich ihn für einen ausgezeichneten Kameraden, und wir sprachen stundenlang von der Vergangenheit und vom Ausland. Ich schloß mich noch mehr an ihn an, als mir der Arzt sagte, seine Krankheit habe nichts mit Skorbut zu tun, sondern sei eine durch Alkohol hervorgerufene Lebervergiftung. „Seine Tage sind gezählt, und ohne seine Athletenkonstitution wäre es schon aus mit ihm. "

Gregorjewitschs Nachbar, ein junger landwirtschaftlicher Arbeiter, empfand für ihn ganz andere Gefühle als ich. Er haßte ihn unversöhnlich. Iwan Gregorjewitsch wollte auf jede Weise erziehen und überzeugen. Aber das steigerte nur die Animosität aller Nicht-Kommunisten im Saal, einschließlich des Sanitätspersonals, gegen ihn. Die Landarbeiter sind immer in der ganzen Welt die Parias des Proletariats gewesen, und in der UdSSR sind sie's genau so. Eine geschickte und verlogene Propaganda kann diese Tatsache verschleiern. Aber sie bleibt darum doch bestehen. Seit kurzer Zeit arbeitete unser Tagelöhner in einem Sowchos. Dieser Vertreter der untersten Schicht der sowjetischen Gesellschaft machte sich in unserem Saal zum Wortführer der legalen Opposition in der UdSSR, einer Opposition, die sich weder gegen den Kommunis-mus noch gegen die kommunistische Partei, sondern nur gegen einzelne Kommunisten wandte. Er sah nicht schlecht, sondern sogar hübsch und rund aus. Aber er war von einer unglaublichen Gefräßigkeit. Unaufhörlich strikt er sich mit den Schwestern, weil sie zu kleine Portionen ausgaben. Diese erhielten das Essen für

den ganzen Saal und verteilten es selber, ohne dabei sich selbst und ihre Familien zu vergessen, und so war der Sarkasmus des Landarbeiters nicht ganz unbegründet. Die Schwestern waren sehr

schlecht bezahlt und hatten ein elendes Leben. Ihre Schuld war darum, objektiv betrachtet, nicht so sehr groß. Aber er wußte nicht, was Mitleid war. Er stürzte sich auf die Reste des Essens eines Sterbenden, der nicht mehr die Kraft hatte, seine bescheidene Portiion aufzuessen. Und er wäre wohl bereit gewesen, jeden niederzuschlagen, der ihm diese Reste streitig

gemacht hätte. Trotzdem verschrieb ihm der Arzt eine

Diät und verbot ihm jede feste Nahrung. „Er ist vom Hunger ganz aufgetrieben, und erst einmal muß man dieses dem zum Verschwinden bringen", antwortete mir der Arzt, den ich besorgt fragte, warum er einem so ausgehungerten Menschen eine so strenge Diät verordne. „Aber ich glaube", schloß der Arzt, „daß er so unter dem Hunger gelitten hat, daß er nicht mehr mit dem Leben davonkommt."

Iwan Gregorjewksch und der Landarbeiter stritten sich um die nebensächlichsten Dinge, und ihr Zank endete diesmal mit fürchterlichen Beschimpfungen, die sie sich gegenseitig an den Kopf warfen.

„Lump! Verfressenes Schwein!" „Idiot! Mistvieh!"

„Iwan Gregorjewitsch, Sie dürfen ihm das nicht übel nehmen", riefen die anderen Kranken im Chor. „Sie sehen doch, daß er nie ein Paket bekommt." „Ich bekomme auch keins", rief Iwan Gregorjewitsch. „Wenn ich mir hin und wieder etwas besorgen lasse, dann bezahle ich das mit meinem Gelde und hab es mir mit meinem Blut und Schweiß verdient." Er drehte sich dann in seinem Bett um und murmelte: „Gegenrevolution..." In der Tat, das war die „Gegenrevolution". Wenn der Tagelöhner ihn einen Lumpen und Kannibalen schimpfte, dann galt das nicht so sehr ihm wie den Kommunisten lim allgemeinen, wie der kommunistischen Partei, die Millionen von Arbeitern und Bauern für ihren „Plan" das Blut ausgesaugt hatte. Der Saal begriff das nur allzu gut, und darum pflichtete man auch dem Landarbeiter so einmütig bei, wenn auch aus verschiedenen Motiven. Die Tatsache, daß das alles nur wie eine persönliche Feindseligkeit Iwan Gregorjewitsch gegenüber erschien, erlaubte dem „illegalen" Gefühl, sich auf einer legalen Grundlage zu bekunden. Von den beiden kommunistischen Direktoren zeichnete sich mein Bettnachbar, der Sowchos-Direktor, durch einen ganz besonderen Dünkel aus. Und er hatte auch guten Grund dazu, denn niemand bekam so üppige Pakete wie er. Seine Besucher—die Mitglieder des regionalen Getreidetrusts — waren nicht nur die bestgekleideten Besucher des Saals; sie hatten auch diese erhabene Haltung, wie sie für Leute typisch ist, die sich ihrer hohen Bedeutung und ihrer Überlegenheit über den Pöbel bewußt sind. Sie wirkten in dieser Vorhalle des Todes wie Milliardäre aus der 5. Avenue, die unglücklicherweise in ein Elendsviertel verschlagen worden sind. Es hatte sogar etwas Beleidigendes für solche hochgestellten Persönlichkeiten, solche höheren Wesen, in einem so gewöhnlichen Saal wie dem unseren zu liegen oder ihm einen Besuch abstatten zu müssen. (Ich ging dieser interessanten Sache nach und erfuhr, daß es sich dabei nur um etwas Vorübergehendes handelte, weil es im Augenblick im Hospital an „verantwortlichen Arbeitern" fehlte. Im Winter vorher waren sie in einem Extra-Pavillon untergebracht gewesen, wo sie besseres Essen bekamen und eine besondere ärztliche Fürsorge genossen.)

Mein Nachbar, der Sowchos-Direktor war ein junger Mann voller Kraft, Energie und Ehrgeiz. Er hatte gerade die Dreißig überschritten und schon eine glänzende Laufbahn hinter sich. Aber er würde wahrscheinlich noch weiter hinaufklettern. Davon war er zutiefst überzeugt, und aus dieser Gewißheit erklärte sich seine hochmütige Haltung. Seine Energie und sein Organisationstalent waren an hoher Stelle sehr beifällig vermerkt worden. Die ersten Tage nach seinem Eintreffen im Hospital fühlte er sich sehr gut. Bald darauf stand er auf und wirkte völlig genesen. Er hatte tausend Pläne und sprach bereits davon, daß er Krasnojarsk verlassen und die Leitung seines Sowchos wieder übernehmen wolle, als sich sein Zustand jäh verschlechterte.

Blitzartig erkannte er, daß er an der Schwelle des Todes stand. Er, der Prometheus des Kommunismus, der die Welt befreien oder zumindest erobern wollte, würde dahingehen und nur noch ein Nichts sein. Die Unentrinnbarkeit

und der Wahnsinn eines solchen Endes erfüllten ihn mit düsterer Verzweiflung. Sein Gesicht wurde aschgrau, und er wälzte sich ruhelos in seinem Bett. Er, der in seinen Arbeiterfäusten den sechsten Teil der Erde mit seinen 200 Millionen Menschen so festhielt, sollte an einer lächerlichen Krankheit zugrundegehen? Sonne, steh still! Erde, halt ein mit deinem Lauf! Aber dieser innere Kampf währte nur kurz. Mehr mit dem Instinkt als mit dem Verstand fügte sich der Direktor in das Unvermeidliche. Die Ärzte versuchten alles

in ihren Kräften stehende, um ihn doch noch zu retten. Der Getreidetrust scheute vor keiner Ausgabe zurück. Das Hospital opferte seinen letzten Sauerstoffballon, nur um das Leben des Todgeweihten noch um einige Stunden zu verlängern.

Der Kranke selber ließ das alles teilnahmslos über sich ergehen. Er wußte sehr wohl, daß all dieser Eifer weniger ihm selbst als seiner hohen Stellung galt. Das Volk sollte sehen, daß hier ein wertvoller Mann, ein bedeutender Sowjetbürger starb.

Im Nahen des Todes warf er seinen Hochmut von sich ab. Mit neuen Augen blickte er um sich; wie um eine Schuld zu sühnen, verteilte er großzügig den ganzen Reichtum seiner Nahrungsmittel an die, mit denen er noch am Tage vorher auch nicht nur ein einziges Wort gesprochen hatte. Als seine Kräfte ihn im Stich ließen, bat er mich, die Verteilung zu Ende zu führen. Die Blicke, mit denen er mir dabei zusah, schienen zu sagen: „Teure Brüder und Freunde, verzeiht mir, daß ich euch verraten habe, daß ich euch leiden, euer Blut vergießen, euch hungern ließ, während es mir an nichts fehlte." Mit den Augen, nicht mit den Lippen. Denn das Leben hatte ihm seinen Stempel aufgeprägt. Er war ein diszipliniertes Mitglied der jesuitischsten Partei unserer Zeit, der bolschewistischen kommunistischen Partei. Er starb als Bolschewist.

Wenige Tage nach dem Tode des Direktors sagte die Schwester, als sie an das Bett des Landarbeiters trat: „Aber er ist ja schon ganz kalt. Er muß gestern abend gestorben sein." So war er stumm und unbemerkt davongegangen, wie es einem der untersten Schicht der sowjetischen Gesellschaft Angehörenden zukommt. Niemand erregte sich über diesen Tod. Die Leiche kam in ein Massengrab.

Drei Wochen lag ich schon im Hospital, als ich eine Besserung meines Zustandes spürte. Ich konnte mich wieder bewegen. Aber dann überfiel mich eine — wie soll ich sagen? — psychische Müdigkeit. Auf mein Bitten verlegte mich der Arzt in einen kleineren Saal, den Saal 9. Ich blieb dort eine Woche. Während dieser kurzen Zeit erlebte ich keinen Todesfall.

Wir waren vier in diesem Saal, aber ich erinnere mich nur noch an meine beiden Nachbarn. Der eine war ein nach Krasnojarsk deportierter ukrainischer Bauer. Er arbeitete als Holzflößer. Er litt, glaube ich, an Skorbut, war aber schon auf dem Wege der Besserung. Wenn er der Regierung grollte, so nur im innersten Herzen, denn er sagte nie ein klagendes oder anklagendes Wort. Er verriet in allem eine solche Gleichgültigkeit, daß man ihn für innerlich stumpf halten konnte. Nur einmal belebte er sich: nach langer Unterbrechung hatte er endlich wieder einen Brief von zu Hause erhalten. Man schrieb ihm, die Ernte sei gut gewesen und in diesem Jahr werde niemand im Dorf Hunger leiden. Aber als ich ihn fragte, ob die Hungersnot dort viele Opfer gefordert habe, fiel er wieder in seine eiserne Gleichgültigkeit zurück, sagte mir jedoch immerhin, daß von den dreihundert Familien in seinem Dorf nur fünfzig noch da seien; die anderen wären verschwunden oder irgendwo in die Welt verstreut. Ich war so verwundert über den Kontrast zwischen dieser Ziffer und seiner Gleichgültigkeit, daß ich meine Frage noch einmal wiederholte. Er gab darauf wieder die gleiche Antwort, und man sah ihm deutlich an, daß er kerne persönliche Meinung darüber zu äußern wünschte.

Mein anderer Nachbar war ein junger Mensch, Mitglied der kommunistischen Jugendorganisation, der als Journalist debutierte und an der Lokalzeitung mitarbeitete. Im Sommer war er in einen Sowchos geschickt worden, um dort eine Landzeitung aufzuziehen, die eine Produktionssteigerung propagieren sollte.

Seiine Mutter besuchte ihn oft. Sie machte einen provinziellen Eindruck, war immer schwarz gekleidet und wirkte wie eine Angehörige des ehemaligen Bürgertums. Auch seine Schwester kam öfter. Die drei bildeten die ganze Familie. Der Junge war offensichtlich der Stolz und die Hoffnung der Seinen. Die Hoffnung, die man auf ihn setzte, war, glaube ich, nicht unbegründet; er war intelligent, wenn auch ein bißchen eitel und ein Opportunist reinsten Wassers. Er litt an Rheumatismus und ging auf Krücken. Er hatte sich die Krankheit auf dem Sowchos geholt, wo er auf freiem Felde hatte schlafen müssen. Interessant war mir, was er von den verschiedenen Verpflegungsstufen in den Sowchosen berichtete. Es gab dort fünf Kategorien von Mahlzeiten. Und da diese zu sofortigem Verzehr ausgegeben wurden, war das noch provozierender. Aber er fand das alles ganz natürlich und normal. Endlich war der Tag da, an dem ich das Hospital verlassen konnte.

Da ich jedoch während meiner Krankheit so manchen Freund gefunden hatte, kam ich auch später noch öfter auf Besuch hierher. Ich erfuhr so, daß der Direktor der Oxygenfabrik, der das Hospital verlassen hatte, als ich noch dort war, wieder zurückgekehrt war, aber diesmal nur zum

Sterben. Er wurde mit allem Pomp begraben. Der „Arbeiter von Krasnojarsk" veröffentlichte einen ehrenvollen Nekrolog für den „unermüdlichen Kämpfer, der für den Sieg des Weltkommunismus lebte und starb". Mein Freund Iwan Gregorjewitsch sollte ein anderes Schicksal haben. Als ich ihn eines Tages besuchen wollte, sagte mir die Schwester, daß er gestorben sei. „Wo ist er beerdigt?" fragte ich.

„Seine Leiche hat drei Tage im Schauhaus gelegen, aber da niemand Anspruch auf sie erhoben hat, ist er ins Massengrab gekommen."

Iwan Gregorjewitsch war in dasselbe Massengrab der Parias gekommen wie sein Gegner, der Landarbeiter... Zwei Vertreter zweier verschiedener sowjetischer Arbei-terschichten, die im Leben nicht zueinander hatten finden können, waren nun im Tode vereint.

7. „DIE HERREN DES LANDES”

Das russische Volk kann heute nicht öffentlich sagen, was es denkt und wünscht, aber das bedeutet keineswegs, daß es schweigt, und noch weniger, daß es alles billigt, was man ihm erzählt und was es rings um sich sieht. Es besteht sogar ein überraschender Kontrast zwischen dem öffentlichen Schweigen des russischen Volkes und seinen in Privatgesprächen geäußerten Ansichten. Das Leben ist stärker als der Polizeiterror. Nicht selten vernimmt man in einer privaten Unterhaltung eine sehr eingehende und begründete Kritik am Regime. Die Berichte über mehr oder weniger verallgemeinerte Einzelfälle lassen sich überhaupt nicht mehr zählen. Und ganz Sibirien, ja sogar das ganze Land, ist von mehr oder weniger zutreffenden Anekdoten überschwemmt. Gegen Ende meines Aufenthalts in Sibirien, im September 1935, hatte ich einige Wochen keine Wohnung und lebte in dieser Zeit bei einem mir befreundeten Arbeiter. Nirgends offenbart sich einem das Arbeiterleben deutlicher, als wenn man so gleichsam als Familienmitglied an ihm teilnimmt. Diese Erfahrung hat mir eine ganze Reihe früher gewonnener Eindrücke zu ergänzen verhelfen, und damit beginne ich mit ihr.

Mein Freund, ein Schmied von 46 Jahren, übte seinen Beruf seit zwanzig Jahren aus und hatte den Krieg 1914/18 mitgemacht.

Er arbeitete seit zehn Jahren in den Eisenbahnwerkstätten von Krasnojarsk, einem der größten und ältesten Unternehmen in der Stadt. Er arbeitete dort täglich zehn bis zwölf Stunden im Akkord und verdiente im Monat 180 bis 220 Rubel.

Er war verheiratet und hatte drei Kinder, zwei Jungen, die noch zur Schule gingen, und einen größeren, der in demselben Unternehmen wie er beschäftigt war. Die ganze Familie lebte in einem einzigen Kellerraum, der zugleich ihre Küche, ihr Wohn- und ihr Schlafzimmer darstellte. Es war ein mittelgroßes, dunkles Zimmer mit zwei •winzigen auf den Hof gehenden Fenstern. Ein kleiner angrenzender Verschlag diente als Abstellraum. In der Mitte des Zimmers stand ein großer Ofen, der gleichzeitig als Herd benutzt wurde. Gegenüber an der Wand befand sich ein großer Tisch. An den anderen Wänden waren drei Betten aufgestellt: eins für die Eltern, eins für die Junigen, eins für den erwachsenen Sohn. In diesem ' verbrachte ich einige Nächte. Die Betten hatten keine Tücher und Decken, sondern nur eine Matratze und ein Kissen. Man deckte sich nachts mit seinen Kleidungsstücken, Pelzen, Pelzwesten, wattierten Jacken usw. zu. Fast jede Nacht waren hier ein paar Kolchosbauern zu Gast, die auf dem Fußboden schliefen. Die Frau des Schmiedes stammte vom Lande, und die Gäste waren Verwandte oder Bekannte, die für einen oder zwei Tage in die Stadt gekommen waren. Sie bezahlten nichts, brachten aber ihre eigenen Erzeugnisse zum Selbstkostenpreis oder irgendwelche Geschenke mit.

Die Bauern hatten manchmal Fleisch oder Gemüse zu verkaufen, und die Familie meines Gastgebers half ihnen, ihre Ware bei den Nachbarn abzusetzen, wodurch sie sich den Weg zum Markt ersparten.

Der Schmied und sein Sohn brachen schon sehr frühzeitig zur Arbeit auf. Bevor sie ginigen, nahmen sie ein reichliches Frühstück ein. Die Frau des Hauses stand jeden Morgen vor ihnen auf, um ihnen eine gute Suppe, Kartoffeln und zwei- bis dreimal in der Woche ein Stück Fleisch oder Speck zu kochen. Die übrigen Familienmitglieder bekamen zum Frühstück Tee und Brot. Vater und Sohn, die arbeiteten, aßen nachmittags nur einen kleinen Happen und dafür dann abends nach der Heimkehr wieder ein ordentliches Mahl... Fleisch kaufte man nur, wenn die Bauern in die Stadt kamen. Die Familie war nicht reich genug, um es auf dem ;;Handels”-Markt oder in den staatlichen Schlächtereien erstehen zu können. Zwei- oder dreimal wöchentlich wurden auf dem Städtischen Schlachthof Innereien verkauft. Da diese das einzige für die große Masse der Verbraucher erschwingliche Fleisch waren, gab es immer mehr Liebhaber dafür, als Ware vorhanden war. Wenn man etwas ergattern wollte, mußte man morgens um drei Uhr aufstehen und sich vor dem Schlachthof anstellen. Die Frau des Schmieds tat das zweimal wöchentlich. Um sechs Uhr wurde sie von einem der Kinder abgelöst und eilte dann nach Hause, um für ihren Mann und den ältesten Sohn das Frühstück zu bereiten. Danach stellte sie sich wieder in der Reihe an. Wer zuerst da war, bekam zwei Kilo, die anderen konnten nur ein Kilo kaufen, und die letzten gingen leer aus. Das Essen war wenig abwechslungsreich: Suppe, Kartoffeln, Grütze, Tee.

Der älteste Sohn war etwas besser angezogen als die übrigen Familienmitglieder. Das kam

daher, weil er erst vor kurzem aus einer Sowjetkolonie, der Mongolei, zurückgekehrt war.

In Sibirien habe ich oft beobachten können, daß, wer viel Geld verdienen wollte und sich vor harter Arbeit und Kälte nicht fürchtete, nur in den hohen Norden, am Rande der Arktis zu gehen brauchte. Die Löhne sind dort sehr hoch. Aber wer seine Garderobe erneuern oder sich Gegenstände ausländischer Herkunft (Fahrräder, Lederkleidung, Werkzeug usw.) anschaffen wollte, mußte sich in die Mongolei begeben. Die Arbeiter und Angestellten sprachen von ihr im Ton von Konquistadoren. Nicht einer machte sich Gedanken über das Schicksal des mongolischen Volkes. Man dachte nur daran, sich persönlich zu bereichern. Der Sohn des Schmieds verdiente etwas weniger als sein Vater, 150 Rubel im Monat. Die monatlichen Einkünfte der fünfköpfigen Familie betrugen also etwa 360 Rubel. Wie konnte sie davon leben? Ich habe schon berichtet, wie sie wohnte und aß. Die Preise für Lebensmittel und Kleider beweisen, daß sie es nicht besser konnte. Hier seien einige Preise aus jener Zeit genannt: Schwarzbrot kostete das Kilo eben Rubel, Weißbrot (85 % Weizenmehl) 2 1/2 Rubel das Kilo, Fleisch 8-12 Rubel das Kilo. Ein Kilo Butter mußte mit 16-20 Rubel, ein Kilo Zucker mit 5 Rubel, ein Kilo Kartoffeln mit einem Rubel bezahlt werden. Für ein Paar Schuhe mußte man 150-200 Rubel und für ein Paar Filzstiefel 80-120 Rubel anlegen. Der Preis für einen kurzen Schafspelz betrug 150 Rubel, für einen blauen Arbeitsanzug 80-150 Rubel, für einen wollenen Anzug mittlerer Qualität 500 Rubel. Als ich auf der Bank in Krasnojarsk tätig war, hatte ich einige Unregelmäßigkeiten nachzuprüfen, die bei der Lohnzahlung an die Arbeiter der „Holzexportgesellschaft" vorgekommen waren. Dieses Unternehmen besaß bedeutende Holzlager an den Ufern des Jenissei, beschäftigte aber kein sehr großes Personal, ungefähr hundert Per- sonen insgesamt.

Hier einige der Gehälter: der Direktor, ein Kommunist, bezog 600 Rubel, sein Assistent, Spezialist, 700, etwa zehn Angestellte zwischen 400 und 600. Dann gingen die Ziffern rapide herunter: ein Dutzend hochqualifizierter Arbeiter erhielt 225-250, einige fünfzig der mittleren Kategorie 150 bis 200, etwa zwanzig 120-150 Rubel und der Rest, ungefähr fünfzehn, weniger als 100 Rubel. Zu dieser letzten Kategorie gehörten deportierte Bauern, Frauen und alte Männer, die Enterbtesten des ganzen russischen Proletariats.

Der eine dieser alten Männer war der Kutscher des Unternehmens und fuhr mich in die Stadt zurück. Ich fragte ihn, wieviel er im Monat verdiene: 40 Rubel alles in allem. Er aß mittags in der Werkskantine, und zum Abendbrot begnügte er sich mit einem Stück Brot und einem Glas Tee.

Die Frauen, die in den Fabriken arbeiten, werden schlecht bezahlt. Ich wurde von meiner Bank zur Überprüfung der nicht etatmäßigen Ausgaben zum „Sägewerk 2" geschickt und begegnete unterwegs Frauen, die eine ausgesprochen schwere Arbeit verrichteten: sie fischten mit Haken Holzklötze aus dem Wasser und zogen sie ans Ufer.

Sie waren alle in den Dreißigern, aber so mager und hatten so gelbe Gesichter, daß man sie unschwer für doppelt so alt halten konnte. Ihre Kleidung bestand nur aus Fetzen, aber wie hätten sie sich anders anziehen sollen? Sie verdienten weniger als 100 Rubel, wie ich von dem Buchhalter der Firma erfuhr. Bei der Schuhfabrik „Spartakus", die nur Frauen beschäftigte, waren die Löhne ebenfalls nicht höher.

Die neue „klassenlose Sowjetgesellschaft" hat eine neue Theorie hinsichtlich der Dienstboten entstehen lassen: „Man beutet niemanden aus, wenn man sich ein Mädchen hält, denn ihre Arbeit schafft keine Produktionsmittel und damit auch kein Privatkapital, um so mehr, als der Dienstherr ihr einen Teil 'des Einkommens gibt, das er vom Staat für seine Arbeit erhält..." Die Arbeiterlöhne in der UdSSR ergeben also folgendes Bild: ein ungelernter Arbeiter erhält monatlich 100 Rubel, ein Facharbeiter um 200 herum, ein Angestellter etwa 400. Diese Zahlen sprechen für sich selbst.

Mein Schmied ging immer wieder zum Chef, tan eine Er-höhung seines nicht ausreichenden Lohns zu erreichen. Der Chef versicherte ihn seines vollen Verständnisses, lehnte aber die Lohnerhöhung unter der Berufung auf die ihm zur Verfügung stehenden begrenzten Gelder und höhere Befehle ab. Aber der Schmied seinerseits blieb die ;' Antwort nicht schuldig: er reparierte den Wagen des Chefs so, daß dieser, statt einmal im Jahr überholt zu werden, jede Woche in die Reparaturwerkstatt gebracht werden mußte. Der passive Widerstand, die stumme und beständige Sabotage sind in Rußland alltägliche Erschei-nungen und stellen übrigens für die dort einer echten gewerkschaftlichen Vertretung beraubten Arbeitermassen die einzige Möglichkeit dar, dem Druck des bürokratischen Apparats die entsprechende Antwort zu erteilen. Der Schmied gab seinen Fall nicht an die Gewerkschaft weiter; das wäre verlorene Zeit, sagte er. Die Gewerkschaft gehorcht den Befehlen der Führer und dient nicht den Interessen des Arbeiters. Um nicht verhungern zu müssen, sind die

Arbeiter darum gezwungen, zu allen Arten mehr oder weniger legaler Mittel ihre Zuflucht zu nehmen. So machte z. B. ein Eisenbahner, Nachbar meines Schmieds, folgendes: er arbeitete als Lokomotivheizer auf der Linie Mandschurei-Moskau und besserte sich seinen geringen Lohn von 120 Rubel damit auf, daß er — wie alle seinesgleichen — Lebensmittel in Gegenden kaufte, wo sie nicht so hoch im Preise waren, und sie dann, da er sie umsonst befördern konnte, in anderen Gebieten, wo man bedeutend mehr für sie anlegen mußte, wieder ver-kaufte. Oder er verkaufte auch „reservierte" Plätze in Zügen usw. In den Fabriken entwenden die Arbeiter oft Material oder Erzeugnisse des betreffenden Werks, um sie bei den Bauern gegen Lebensmittel einzutauschen oder sie an Hehler zu verkaufen. Um etwas zum Essen zu haben, verkaufen sie sogar kontingentierte Waren, die sie in den Konsumen erhalten. Mein Freund, der Schmied, hatte keinerlei Interesse für Politik im eigentlichen Sinn des Wortes. Er und ebenso seine Familie gehörten der Partei nicht an. Sie waren weit davon entfernt, irgendeine feindselige Handlung gegen die Kommunisten oder das Regime zu begehen, aber sie standen in schärfster Opposition zu ihnen. Für sie waren die Kommunisten die Führer, die Ausbeuter, die Polizei und jeder Kommunist von Rang, einschließlich des kommunistischen Arbeiters, ein Spitzel, der seine Arbeits kameraden ausspionierte, oder ein Dummkopf, der ein unmenschliches Arbeitstempo erzwingen wollte. Es wäre irrig, diese Einstellung für eine Ausnahme zu halten. Zwischen der kommunistischen Partei und der russischen Arbeitennasse klafft ein Graben. Eines Tages wird er der Welt unversehens sichtbar werden, und sie wird von seiner Tiefe überrascht sein.

Das Familienleben des Schmieds hatte etwas Patriarchalisches. Die Kinder gehorchten dem Vater widerspruchslos. Der älteste Sohn gab seinen ganzen Lohn zu Hause ab. Die Frau verzehrte sich in ihrer Arbeit für den Haushalt. Ihre einzige Freude war es, kleine intime Festmähler zu veranstalten. Der Mann versagte sich nicht jegliches Ver- gnügen und kam manchmal betrunken nach Hause. Zu seiner Frau war er zugleich rauh und herzlich, manchmal sogar zärtlich.

An seinem Ruhetag — inzwischen hat man den Sonntag in der Sowjetunion wieder eingeführt — gab der Schmied gern Gesellschaften, an denen immer fünfzehn bis zwanzig Personen teilnahmen: die Mitglieder der Familie, die vorübergehend in der Stadt weilenden Bauern mit ihren Frauen und Kindern und ein paar befreundete Arbeiterfamilien. Es gab Fleischpasteten, Wodka und Tee, und man unterhielt sich, sang und tanzte. Trotz seines ärmlichen Lebens ist das russische Volk von einer überraschenden Fröhlichkeit und Vitalität. Obwohl ich ein Intellektueller und noch dazu ein Ausländer war, nahm man mich ohne jede Verlegenheit und ohne jedes Mißtrauen in den munteren Kreis auf. Das russische Volk ist Fremden gegenüber, mögen sie nun zur sowjetischen Föderation gehören oder nicht, besonders gastlich und brüderlich. Man kann die russische Regierung und das Sowjetregime hassen, aber wenn man das russische Volk kennengelernt hat, muß man es lieben.

Sein Leben ist im Augenblick nicht leicht. Wir haben das schon an den Arbeiterlöhnen und den hohen Lebensmittelpreisen feststellen können. Besuchen wir jetzt zur Vervollständigung des Bildes noch ein paar andere Wohnungen. Charakteristisch für sie alle ist ihre Enge. Eine Familie von drei, vier, fünf Personen in einem einzigen Zimmer, das ist keine Ausnahme, sondern fast die Regel. Meistens ist dieses Zimmer außerdem noch ein Durchgangszimmer. Das Haus, in dem ich im Winter 933/34 wohnte, ist ein besonders typisches Beispiel. Vor der Revolution gehörte es irgendeinem Gaschäftsmann. Die Familie war während der Revolution samt und sonders verschwunden, und der Eigentümer des Hauses war jetzt der „Gorkomchoz" (die Stadtsparkasse). Die Familie eines Landwirtschaftsingenieurs, dessen Monatseinkommen 600-700 Rubel betrug, hatte dank der Zugehörigkeit des Mannes zur Gruppe der wissenschaftlichen Arbeiter Anspruch auf eine höhere „Wohnraumnorm" und bewohnte so die beiden schönsten Zimmer des Hauses. Die Frau des Ingenieurs hatte entschieden, daß ihr Mann kaum einen eigenen Arbeitsraum brauche, und war darum mit ihm und ihrem Kind in das größere der beiden Zimmer gezogen, das drei Fenster hatte und einst ein Salon gewesen war. Sie hatte es mittels eines Vorhangs in zwei Räume geteilt, deren einer als Schlafzimmer diente. Das nicht viel kleinere andere Zimmer hatte sie unmöbliert und ohne Heizung für 80 Rubel monatlich vermietet. Der Untermieter war ein Ingenieur, der sich mit dem Fabrikdirektor überworfen hatte und im Augenblick arbeitslos war. Er nahm mich als Mitmieter auf, um die Miete leichter bezahlen zu können. In den drei übrigen Zimmern, von denen zwei Durchgangszimmer waren, hausten drei nicht privilegierte Familien der Sowjetgesellschaft: eine der „vormaligen", die aus vier Personen — zwei Witwen und zwei Kindern — bestand; eine, zu der ein altes Ehepaar — der Mann arbeitete im Büro des Hospitals — und dessen junge Nichte, eine Arbeiterin, gehörten; und die dritte, drei Schwestern, die in einer Fabrik arbeiteten, und ein Kind. Um zu ihrem Zimmer zu

gelangen, mußten sie erst durch die Küche, dann durch das Zimmer der „Vormaligen" und schließlich durch das des Hospitalangestellten gehen. Von den drei Schwestern arbeiteten die beiden jüngeren in der Schuhfabrik „Spartakus", während die dritte, die mit fünfundzwanzig Jahren Witwe geworden und mlit einem dreijährigen Kinde zurückgeblieben war (ihr Mann war ein Opfer der Typhusepidemie im vorigen Winter geworden), im Matrosenhospital beschäftigt war. Ein Jahr später verheiratete sich die eine der beiden jüngeren Schwestern mit einem Chauffeur. Daraufhin wurde das Zimmer durch einen Vorhang geteilt, und die Hälfte bekamen die Jungvermählten, während die Witwe mit ihrem Kind und der anderen Schwester mit der anderen Hälfte fürliebnehmen mußte. Das Ergebnis: fünf Menschen, davon vier Erwachsene, in einem Raum. Aber das alles bewies wieder einmal die Wahrheit des alten Sprichwortes: „Je mehr Narren, desto mehr Gelächter." Ich wurde zu einer der drei aus Anlaß der Hochzeit veranstalteten Festlichkeiten eingeladen. Das Zimmer war gestopft voll von Verwandten und Freunden. Jeder hatte etwas mitbringen müssen. Wie arm diese Menschen waren und wie qualvoll die Enge, in der sie sich da drängten! Aber wie gut amüsierten sie sich dennoch! Die Küche, die von allen Mietern gemeinsam benutzt wurde, war die Quelle ewigen Streits zwischen ihnen. Im Keller des Hauses wohnte eine aus vier Personen bestehende Arbeiterfamilie. Es waren völlig unterernährte Menschen. Ich habe nie so blasse und abgezehrte Gesichter gesehen wie die der Kinder dort. Im Erdgeschoß wohnten zwei Angestellten-Familien. Die erste, eine alte Handwerkerfamilie, war erst vor kurzem aus Europa nach Rußland zurückgekehrt. Sie bestand aus dem Vater, der im Direktionsbüro einer Schiffahrtsgesellschaft arbeitete, der Mutter und der dreiundzwanzigjährigen Tochter, deren Mann während der Hungersnot 1932 von einer Räuberbande ermordet worden war. Die drei hatten eine Küche und ein großes, dreifenstriges Zimmer, das nur sehr dürftigmöbliert, aber blitzsauber war. Die zweite Familie — eine Mutter mit drei großen Kindern, zwei Mädchen und einem Jungen — verfügte über eine Wohnung mit drei Zimmern und Küche. Es war eine alte, ehemals sehr reiche Industriellenfamilie aus Irkutsk. Jetzt arbeiteten sie alle in den sowjetischen Wirtschaftsorganisationen, bis auf den Vater, der zu Beginn des Fünfjahresplans von der GPU erschossen worden war, weil er nicht das Gold abgeliefert, dessen Herausgabe man in der Meinung, er müsse aus früherer Zeit noch etwas besitzen, von ihm verlangt hatte. Die Töchter waren verheiratet, die eine mit einem Offizier der Roten Armee, die andere mit einem Ingenieur.

Außerdem wohnte hier noch eine Arbeiterfamilie: die Frau war als Aufwartefrau in einem sowjetischen Unternehmen beschäftigt. Sie wusch außerdem noch für diesen oder jenen die Wäsche, um sich etwas hinzuzuverdienen. Sie hatte ein Zimmer, das durch eine dünne Holzwand in zwei geteilt war, wodurch noch ein Raum für zwei Maschinisten gewonnen wurde. Da es nur ein Fenster besaß, mußte auch dieses geteilt werden. Die vierzigjährige Frau hatte zwei Kinder. Ihr Mann hatte sie einer anderen wegen verlassen.

Der achtjährige Junge litt an Tuberkulose. Seine Lehrer liebten ihn sehr, denn er war intelligent und sehr begabt. 'Die Schule schickte ihn oft ins Sanatorium. „Aber was nützt das alles? Er kommt jedesmal geheilt zurück, und nach zwei Monaten liegt er wieder mit Temperatur zu Bett. Er wird nie zwanzig Jahre alt werden." Wie hätte er auch in diesem luftlosen Loch genesen können? Der Schularzt verschaffte ihm Milch zu ermäßigtem Preis, ein Rubel statt zwei der Liter. Aber im übrigen aß das Kind nur Kartoffeln, Kohl und Brot. Seine Mutter kaufte nur einmal im Monat Fleisch. Es war schon ein großes Ereignis, wenn sie dem Kohl und den Kartoffeln etwas Fett beigeben konnte. Aber sehr oft hatte sie nicht einmal genug Geld, um die Milch kaufen zu können. Sie tranken Tee mit Zucker, aber dieser war unter Verschluß, damit die Jungen nicht in Versuchung kamen. Manchmal benutzte der Ältere einen Augenblick, da ihn niemand beobachtete, um hastig ein Stück Brot zu verzehren. An den Zahltagen — zweimal lim Monat — kaufte die Mutter im „Gastronom" 100 g Butter für den kleinen Kranken. Der ältere Junge schlief auf dem Fußboden, der jüngere auf einem Strohsack. Eines Tages überraschte ich diesen, wie er sich gerade die Zähne bürstete. Seine Mutter erklärte mir, die Lehrerin in der Schule habe den Kindern gesagt, sie müßten sich unbedingt jeden Tag die Zähne putzen. Und der Junge hatte nicht geruht, bis man eine Zahnbürste und Zahnkreme gekauft hatte. Er putzte sich die Zähne, aber er hatte nichts zu essen. Im Nebenzimmer wohnte die Familie eines Tischlers, Mann, Frau und Säugling, und in dem Zimmer dahinter noch eine weitere Familie, Mann, Frau und ein Mädchen von zwölf Jahren. Diese lebten besser als alle anderen; sie hatten anständige Möbel, waren gut angezogen und ernährten sich ordentlich.

„Wie machen sie das?" wagte ich die Wäscherin zu fragen.

„Das sind nichts weiter als Diebe", antwortete sie mir. „Der Mann ist Wächter in einem großen

Lagerhaus, und er stiehlt dort, was er kann." Wenn man in das trostlose Gemach der Wäscherin kam, war man frappiert, dort an der Wand ein großes farbiges Bild Maxim Gorkis zu sehen. Und auf dem Tisch lag auch immer eine Zeitung. Das Bild war die Kopie eines bekannten sowjetischen Gemäldes und das ganze Entzücken des ältesten, siebzehnjährigen Sohnes. Er war in seiner Art ein ganz origineller Bursche. „Er will von der Arbeit nichts wissen", beklagte sich seine Mutter, nicht ohne Grund übrigens, „er will immer nur lesen. Jeden Tag braucht der Herr seine Zeitung, und nicht das hiesige Blatt etwa, sondern eine Moskauer Zeitung. Er muß alles, was in Amerika, Deutschland, England vorgeht, ebenso genau wissen, wie das, was in Sibirien passiert... Und wenn ich kein Geld für diese Dummheiten habe, leiht er sich's unter irgendeinem Vorwand bei Nachbarn." Der Junge gab nur für Zeitungen, Bücher und manchmal für irgendeine Eßware sein Geld aus. Aber die Arbeit liebte er wirklich nicht. Er hatte sich in verschiedenen Berufen versucht, war aber immer wieder entlassen worden. Zuletzt hatte er als Anstreicher gearbeitet. Als seine Mutter ihm in meiner Gegenwart einmal Vorwürfe machte, schrie er plötzlich: „Ich hab's satt! Wie ein Ochse schuften und vor Hunger krepieren... Das ist ihre Arbeit, das ist ihre Freiheit!" Ich war nicht wenig verblüfft, so etwas aus dem Munde eines sibirischen Jungen zu vernehmen. Woher hatte er das? Von seiner Mutter gewiß nicht. „Was habe ich nur getan, daß ich einen so antisowjetischen Jungen habe", jammerte sie.

In dem gleichen Hause wohnte, wie ich schon erwähnt habe, die Witwe eines Industriellen mit ihren drei erwachsenen Kindern. Die eine Tochter war, wie ich auch bereits berichtet habe, mit einem Ingenieur verheiratet. Kurz vor meiner Rückkehr nach Westeuropa lud sie mich zu sich ein. Als ich in ihr Zimmer kam, blieb ich wie geblendet stehen: wunderbares Parkett, ein Sofa, Tisch und Stühle aus schwerer Eiche, Vorhänge, Teppiche, Gardinen, ein Klavier. Der Raum hatte indirekte Beleuchtung, die ein sehr angenehmes Licht gab. Ich verkehrte bei der „Creme" der Krasnojarsker Gesellschaft, und ich hatte größere und luxuriösere Wohnungen gesehen. Aber diese hier frappierte mich gerade darum so, weil sie genau über der Elendsbehausung der Wäscherin lag... Man brauchte nur eine Treppe hinaufzusteigen, und schon kam man in eine völlig andere Welt. Hätte ich die Sowjetregierung „verleumden" wollen, hätte ich keine grausanieren Kontraste erfinden können als die, die das Leben selber schuf. Und während meines ganzen Besuchs bei der liebenswürdigen und harmlosen Bürokratenfrau mußte ich innerlich unaufhörlich diese beiden Wohnungen, diese beiden Leben im Vaterland der Arbeiter, im Lande des Sozialismus miteinander vergleichen. Als ich mich verabschiedete, sagte sie wie alle aus ihren Kreisen: „Wie beneide ich Sie, Anton Antonowitsch, daß Sie nach Paris fahren. Ach, Paris!" Welch ein Unterschied besteht selbst in der UdSSR zwischen den Sorgen und Sehnsüchten des Erdgeschosses und des ersten Stocks!

In Rußland geht das heitere Wortspiel um: „Bei uns gibt es keine Klassen mehr, sondern nur noch verschiedene Kategorien von Bürgern."

Die Arbeiter selber spüren deutlich, daß es „verschiedene Kategorien" gibt und welche soziale Rolle jede spielt. Der Sohn der Wäscherin war nicht der einzige, der gehässig von „ihnen" und „uns" sprach. Die unteren Schichten der Sowjetgesellschaft sind sich genau der trennenden Wände zwischen „uns" und „ihnen", der herrschenden kommunistischen Clique, bewußt.

Der schöpferische Humor und die Volksironie haben für dieses Verhältnis zwischen „uns" und „ihnen" witzige Formulierungen gefunden. In Sibirien habe ich Arbeiter sagen hören: „Jetzt sind wir nicht mehr Arbeiter, sondern Herren. Die Arbeiter, das sind Stalin, Kaganowitsch, Mo-lotow, Owtschinikow (der Diktator von Krasnojarsk)..." Und bei der Einfahrt des Transsibirienexpresses, in dem nur Bürokraten, Spezialisten und ihre Familien fuhren, sagten die Eisenbahner: „Der Arbeiterzug ist angekommen". Kam aber dann der wirkliche, schmutzige, überfüllte Arbeiterzug, erklärten sie feierlich: „Der Zug der Herren ist eingefahren."

Andere ironische Ausdrücke waren noch bitterer. „Ich habe heute etwas sehr Amüsantes erlebt", berichtete mir eines Tages ein Deportierter. „Unweit des Bahnhofs bin ich mitten auf der Straße einem Bauern mit seinem Karren begegnet. Er sah ratlos um sich und fragte mich dann:

„Bürger, wissen Sie, wo das Zentralgefängnis ist?' ‚Das Zentralgefängnis? Hier gibt's nur ein Stadtgefängnis. Das liegt dort..."

„Aber nein, das Gefängnis meine ich nicht, ich meine die Eisenbahnerwerkstätten, die werden doch so genannt'." Diese bitteren Scherze zum Thema „Wer sind die Herren?" verraten nur, daß die Arbeiterklasse nicht in der Lage ist, einen Massenkampf gegen das Regime zu führen. Eine unterdrückte Klasse, die sich auf den Angriff vorbereitet, spricht nicht in ironischem Ton von ihrem Feind, sondern mit Haß und Schaum vor dem Munde. Warum jedoch kämpft das sowjetische Proletariat nicht? Warum

spricht aus seinen Reden nur bittere Enttäuschung? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir versuchen, ein wenig tiefer in die Psyche des russischen Arbeiters einzudringen.

Wozu würde eine neue Revolution führen? Zu dem gleichen Ergebnis, sagt sich das von den Endresultaten der Oktoberrevolution zutiefst enttäuschte Proletariat. Wir haben unser Blut vergossen, wir haben gehungert, und andere haben die Früchte unserer Leiden eingeheimst... Man wird uns nicht noch einmal dazu kriegen... Einmal genügt.

Darin spricht sich nicht nur eine physische und psychische Müdigkeit aus, obwohl sie gewiß ein bedeutender Faktor ist, sondern auch die Erkenntnis der Massen, daß sie nicht mehr die alten herrschenden Klassen vor sich und gegen sich haben, sondern eine völlig neue Klasse, die Bürokratie der Kommunisten und Spezialisten, die zum Teil aus dem Volk hervorgegangen ist. An die Stelle des Privateigentums ist das Staatseigentum getreten. Das ist ein einmaliges historisches Ereignis. Es genügt nicht, die Massen zum Kampf aufzurufen; sie müssen auch wissen, warum und wofür sie kämpfen.

Die Arbeitermasse fühlt das im Unterbewußtsein. Vereinzelte Menschen führen einen bewußten Kampf. Ich bin einigen von diesen begegnet.

Im Zimmer eines jungen Arbeiters sah ich viele Bücher und an der Wand und auf dem Tisch Bilder von Bje- linski, dem berühmten Literaturkritiker der Jahre 1830- 1840, der Zeit der schlimmsten zaristischen Reaktion. Dieser Arbeiter war Kunsttischler. Er liebte sein Hand- werk, wurde gut bezahlt und verdiente viel Geld durch private Aufträge. Die neuen Herren der Sowjetgesellschaft dürstet es nach schönen Dingen, und so konnte er sich vor Bestellungen kaum retten. Nach einiger Zeit erfuhr ich die Gründe seiner Bewunderung für Bjelinski. „Alles, was jetzt geschrieben wird, ist nur Lüge und Geschwätz. Ich kann das Zeug nicht mehr lesen. Bjelinski aber hat die Wahrheit geliebt und (ist ehrlich gewesen. Darum gefällt er mir." Er hatte sich Bjelinskis sämtliche Werke gekauft, Einzelausgaben aus den Jahren 1830-1840 und die zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschienene Gesamtausgabe seiner Schriften.

Dieser junge Arbeiter empfand einen wilden Haß gegen das gegenwärtige bürokratische Regime. Was ihn am meisten empörte, war die Arbeiterpose, in der man sich gefiel, während man in Wirklichkeit auf den Arbeiter pfiff. Er konnte einem stundenlang erzählen, wie der Direktor der Fabrik sich vor den Arbeitern aufführte und wie er sein ganzes Benehmen, die Art des Sprechens und den Anzug sofort wechselte, wenn er nach Hause, in seine eigentliche Welt zurückkehrte. Oder auch, wie es der Sekretär der Fabrikzelle, ein Vierziger, anstellte, um sich die jungen, hübschen Arbeiterinnen gefügig zu machen. Oder wie sich die leitenden Angestellten alle auf Kosten der Verwaltung eine Wohnungseinrichtung beschafften. Ein brennendes Verlangen verzehrte ihn, alles zu enthüllen und die Wahrheit ans Licht zu bringen. Er war übrigens bereit, sein Leben im Kampf gegen die herrschende bürokratische Ordnung zu opfern. „Nieder mit der Bürokratie ebenso wie mit den Bourgeois' und den Adligen" war seine Devise. Er sah und machte keinen wesentlichen Unterschied zwischen den alten und neuen Herren. Aber er wußte selber nicht, was an die Stelle der jetzigen bürokratischen Maschine gesetzt werden sollte. Er wollte nichts von einer Rückkehr zum Kapitalismus von einst wissen. Er hielt es jedoch auch für lächerlich, wenn man sich damit begnügte, Stalin einer ernsten Verletzung der marxistisch-leninistischen Grundsätze zu bezichtigen. „Wenn die Bürokraten sich auf Marx und Lenin berufen können, dann bedeutet das, daß diese auch unrecht haben..."

Diese geistige Haltung begegnete einem auch bei anderen Arbeitern. Sie wollten nichts von einer „Verbesserung" der offiziellen Politik hören, noch von Reformen oder dergleichen. „Es muß alles mit der Wurzel ausgerissen werden", erklärten sie. Für sie waren die Kommunisten an der Spitze nur Mitglieder der neuen herrschenden Klasse und keineswegs Genossen. Aber auch sie wollten nicht die Rückkehr zum Vergangenen.

Die Ablehnung des gegenwärtigen Regimes durch die Massen ist ein ebenso allgemeines Phänomen wie die Passivität, mit der man das Regime in der Praxis hinnimmt. Die Woge der Auflehnung kann trotzdem viel schneller, | als es sich der Generalstab des Regimes vorstellt, die jetzige Woge der Unterwerfung ablösen. Die Unzufrie- denheit kann zur Aktion werden. Angesichts des allmächtigen und vernichtenden Bürokratismus, der augenblicklich ; in der UdSSR herrscht, darf man nicht vergessen, daß der Wechsel von Gewitter und klarem Himmel ein ewiges Gesetz in der Entwicklung der Gesellschaft ebenso wie in der Natur ist.

Unter den Funktionären der GPU, mit denen ich als politischer Deportierter zu tun hatte, war ein besonders unsympathischer junger Tschekist, der so degeneriert wirkte, daß ich ihn für einen Abkömmling der ehemals herrschenden Klassen hielt. Ich wurde in dieser Überzeugung noch

bestärkt, als ich erfuhr, daß er Theaterstücke für Wanderbühnen schrieb und Gedichte machte... Der Zufall, der in Rußland noch launischer ist als überall anderswo, wollte es, daß ich eines Tages in das Haus dieses Tschekisten kam. Außer ihm waren dort noch drei Frauen: seine Frau und seine Schwester, beide kleine sowjetische Angestellte, nett und einfach und trotz ihres beschränkten Horizonts sehr sympathisch, und seine Mutter, eine geistig bedeutende, außerordentlich kluge Frau. Nach dem, was ich erfuhr, war sie früher Arbeiterin in den Ebenbahnwerkstätten von Krasnojarsk gewesen. Ihr inzwischen verstorbener Mann hatte dort ebenfalls gearbeitet. Mein Tschekist war also ein echter Arbeitersohn. Und diese intelligente, mitfühlende Mutter hatte nicht nur ein solches Scheusal in die Welt gesetzt, sondern lebte auch noch mit ihm zusammen, fand sich mit seinem grauenhaften Beruf ab, ja, billigte ihn... Ich war tief bestürzt darüber.

Die Mutter wußte natürlich, daß ich politischer Deportierter und ausländischer Kommunist war. Ich erzählte ihr auch meine ganze Geschichte. Zum Teil vor allen, aber in den Einzelheiten erst, als wir allein waren. In unserem Gespräch kam sie plötzlich aus sich auf aktuelle Themen: „Ich frage mich, warum jetzt so viele nach Sibirien verbannt werden. Niemals hat es hier so viele Deportierte gegeben", sagte sie ohne Umschweife und fuhr dann nach kurzem Schweigen mit leiser Stimme fort: „Ich verstehe übrigens nicht, wieso das Volk jetzt unter der sowjetischen Regierung ein so schweres Leben hat. Mein Mann und ich haben 1905 ganz auf Seiten der Armen gestanden, aber sie haben's jetzt nicht besser als damals." Sie sprach dann von den Lebensverhältnissen und den mageren Löhnen in jener Zeit. „Als mein Mann starb, konnte ich keine Pension bekommen", setzte sie nach einer Weile hinzu, „obwohl das gesetzlich vorgeschrieben war. Ich habe sie erst erhalten, als mein Sohn bei der GPU eingetreten ist."

Sie unterbrach sich und schien einen Augenblick nachzudenken. Durfte sie weitergehen, oder mußte sie schweigen? Schließlich sagte sie: „Ich hätte es lieber gesehen, wenn er in der Fabrik geblieben wäre. Aber er hatte mehrere Kameraden bei der GPU, und sie haben ihn schließlich dazu überredet..." Es war, als wollte sie sich entschuldigen. Das war also der Schlüssel zu dem Geheimnis. Das so anständige und gute Gesicht dieser Arbeiterin, die einem Fremden ein so schmerzliches Geständnis machte, und ihr Urteil über das Regime, ließen mich plötzlich erkennen, daß alles Geschrei der Kreml-Bonzen erbärmlich und vergeblich war, ebenso erbärmlich, lächerlich und vergeblich wie ihre zahllosen Kongresse, Resolutionen, Intrigen, Zeitungen. Vor dem Richterstuhl der Geschichte werden die Worte dieser alten Arbeiterin schwerer wiegen als all die Reden jener und die Millionen ihrer „einmütigen" Beschlüsse.

8. UND DIE TAGE VERGINGEN...

Händel mit der GPU

Eine doppelte Auseinandersetzung mit der GPU erwartete mich, als ich aus dem Hospital herauskam. Einmal ging es darum, ob man mich hier erst ganz genesen lassen oder mich gleich nach dem Norden, nach Jenisseisk, schicken würde. Und zum anderen handelte es sich um den Fall des Trotzkisten Plomper: alle deportierten oppositionellen Kommunisten hatten nämlich eine gemeinsame Aktion in dieser Angelegenheit unternommen. Plomper war krank und sollte sich einer Spezialbehandlung unter- ziehen. Aber die GPU schleppte die Sache hin und ließ sogar verlauten, Plomper werde nach Jenisseisk zurückbefördert. Die Kolonie der deportierten Oppositionellen sandte daraufhin eine gemeinsame Erklärung nach Mos- kau, in der kategorisch die Überweisung Plompers in ein Krankenhaus gefordert wurde; andernfalls würden alle, die die Erklärung unterschrieben hatten, zum Zeichen des Protestes in Hungerstreik treten.

Bei meiner Entlassung aus dem Hospital übergab mir der Chefarzt eine Bescheinigung darüber, daß ich so und so 'lange im Hospital gelegen, daß mein Zustand sich ge- bessert habe, daß ich aber noch eine Zeitlang Bestrahlun-gen bekommen müsse.

In Krasnojarsk gab es ein Institut für diese Art der Be- handlung, nicht dagegen in Jenisseisk. Das berechtigte mich dazu, meine Verschickung dorthin abzulehnen. Indem ich das tat, glaubte ich zugleich die Menschenwürde und die elementarsten Rechte des Individuums gegen den Polizeiterror zu verteidigen. „Wenn ich ihnen hier nach gebe", sagte ich mir, „wie soll ich es dann erreichen, daß sie mich überhaupt wieder frei lassen?"

„Sie kommen vor eine unparteiische Ärztekommission", erklärte mir Denissow, der Chef der Krasnojarsker GPU. „Inzwischen pflegen Sie sich gut und werden Sie wieder ganz gesund..."

Und er gab sofort Anweisung, mir eine Milchkarte auszuhändigen. Das tägliche halbe Liter Milch und die 100g Butter, die ich alle vierzehn Tage erhielt, bedeuteten in der damaligen Zeit ein unschätzbares Vermögen.

Aber das war nicht die einzige „Fettlebe". Meine Ver-bannungskameraden, von denen einige gut bezahlte Posten

hatten und über reichliche Lebensmittel verfügten, luden mich nacheinander ein. Was für ein üppig gedeckter Tisch! Ich werde immer dankbar dieser wunderbaren „Pirosch-ki", aus weißem Mehl, Butter und Käse gedenken, die mit Johannisbeergelee, Fleisch oder Honig gefüllt waren. Kann es in der Welt etwas Verlockenderes geben nach drei Jahren Gefängniskost?... Nachdem ich eine Woche hierhin und dorthin gegangen war, erhielt ich eine Aufforderung, mich der ärztlichen Untersuchungskommission vorzustellen. Wie würde sie sich aus dem Dilemma herausziehen, den Wünschen der GPU zu entsprechen und zugleich nach ihrem Gewissen zu entscheiden und dem Chefarzt des Hospitals ihre kolle-giale Solidarität zu beweisen? Ich war sehr neugierig, wie sie mit diesem Problem fertig werden würde. Nun, sie wurde damit fertig.

Mehrere Ärzte horchten mich gründlich ab, dann beriet die Kommission über ihr Gutachten. In seinem rein dia-gnostisdien Teil wurde genau das festgestellt, was der Chefarzt gesagt hatte, und auch was die Therapie anbetraf, stimmte es mit der von ihm verordneten überein. Nur das „Muß" wurde durch ein „Wünschenswert" er-' setzt. Und gerade darin lag der Trick. Wenn man, wie es im offiziellen Jargon hieß, „im harten Kampf, den die Verwirklichung der sozialistischen Fünfjahrespläne erfor-dert", manchmal „auf das Notwendige verzichten" mußte, war über das „Wünschenswerte" überhaupt nicht zu dis-kutieren.

Die Ärztekommission lieferte der GPU die für ihre Repressalien notwendige wissenschaftliche Plattform. Sie sagte sogar ohne Umschweife in dem dritten Satz, mit dem das Gutachten schloß: „Einer Abreise aus Krasnoiarsk steht nichts Besonderes im Wege." Die Ärzte der Kommission waren gewissenhafte Leute. Sie sagten zwar: nichts Besonderes, aber immerhin nicht: gar nichts. Sie stellten ebensowenig fest, daß ich im hohen Norden, in Jenisseisk oder Turuchansk leben und, genesen könnte.

Nein, sie waren sich ihrer Verantwortung bewußt, indem sie versicherten, ich sei reisefähig. Wohin der Kranke

reiste, ob in den Süden oder Norden, in einen klimatischen Kurort des. Kaukasus oder in eine arktische Totenstadt,

diese so entscheidende Frage wurde in ihrem Gutachten freilich nicht berührt.

Es liegt mir fern, ihnen deswegen Vorwürfe zu machen. Sie hatten gewiß nicht die Absicht, mich in den Tod zu

schicken, und waren nicht dafür, daß ich in die Arktis kam. Sie taten nur gerade so viel, daß sie der GPU keine

Handhabe gegen sie boten. Es war das Gesetz des Sowjetdschungels: „Wenn du an deinem Leben hängst, hilf mir,

die anderen zu vernichten oder wenigsten zu versklaven."

Das ist der Preis für das von Stalin verkündete „leichte und frohe Leben".

Selbst nach der zweideutigen Entscheidung der Kommission weigerte ich mich, nach Jenisseisk zu gehen. Aber

meine Diskussionen mit Denissow über die Auslegung dieses sybillinischen Textes wurden plötzlich durch den Kollektivkonflikt mit der GPU im Falle Plomper unterbrochen.

Am 20. Oktober lief die Frist für die Beantwortung unserer Eingabe ab, und der Hungerstreik begann. Ich nahm

an ihm teil, und sogar sehr aktiv, obwohl ich mir nach so vielen Gefängnisjahren und wiederholtem Hungerstreik

dies lieber geschenkt hätte. Meine Genossen wählten mich zum Streikführer. „Wenn man in den Streik tritt", sagte

ich mir, „muß man ihn auch zu einem guten Ende führen". Wir waren sieben oder acht, aber keiner hatte ein so gro-

ßes Zimmer, daß alle darin untergebracht werden konnten. So beschlossen wir, daß fünf oder sechs sich bei N. (sein genauer Name ist mir entfallen), versammeln sollten.

Jeder mußte sein Bett mitbringen, denn der Streik sollte im Liegen durchgeführt werden. Die beiden anderen, ; Plomper und Dawidow, die zusammen wohnten, würden bei sich zu Hause fasten. Im letzten Augenblick tauchte eine Komplikation auf: einer von uns hatte ein Notizbuch gefunden, in dem all seine Worte von N. sorgfältig verzeichnet standen, zugleich mit den sich auf ihn beziehenden Fragen der GPU. N. war also ein Geheimagent der GPU. Der Beweis war eindeutig erbracht. Was sollte man nun tun? Wir beschlossen, ihn erst nach Beendigung des Streiks aus unserer Gruppe auszuschließen. Aber wir würden ihn strengstens überwachen. Die gesamte Korre-spondenz der Streikenden mußte dem Streikführer offen vorgelegt werden.

Wir wollten uns um acht Uhr abends bei N. versam- meln, in einem der GPU übermittelten Telegramm Mos-kau vom Beginn unseres Hungerstreiks in Kenntnis setzen und die Nacht dort verbringen. Um halbsechs Uhr traf ich mich mit N. und Iwanow — den wir ebenfalls im Verdacht hatten, Spitzel zu sein — in einem kleinen Café um ihnen mitzuteilen, daß Punkt acht Uhr der Streik beginnen würde. Ich spendierte ihnen eine Flasche Wodka. Sie schätzten alle beide dieses Getränk nur allzu sehr, was schon ein schlechtes Zeichen war. „Der Teufel soll sie holen!" dachte ich. „Sie sind Agenten, aber trotzdem Menschen. Sollen sie einen tüchtigen Schluck trinken, bevor sie in Hungerstreik treten!"

Wir verließen zusammen das Cafe, und ich wich nicht einen Schritt von ihrer Seite, Wir gingen zuerst zu Iwanow, damit er sich von seiner Frau verabschiede und seine Sachen hole, und begaben uns dann alle drei zu N. Die anderen Genossen waren bereits da. Um acht Uhr abends entfernten wir alle Lebensmittel und alle Flüssigkeiten, außer Wasser, aus dem Zimmer. Jeder legte sich auf sein Bett. Der Hungerstreik begann. Wolkow, Trotzkis Schwiegersohn, nahm aus Solidarität an unserem Streik teil. Er wohnte gewöhnlich in Jenisseisk, war aber gerade in einer geschäftlichen Angelegenheit nach Krasnojarsk gekommen. Die GPU unternahm nichts gegen den Streik noch gegen die Streikenden. Sie erklärte sich bereit, unser Telegramm nach Moskau aufzugeben, weigerte sich aber, uns einen Arzt zur Kontrolle des Streiks zu schicken. Offensichtlich rechnete sie damit, daß der Streik durch ihre sich unter uns befindenden Leute scheitern würde. N. versuchte, „defai-tistische" Reden zu halten. Aber ich sagte ihm dann: „Sei vorsichtig mit dem, was du sagst. Du weißt selber, daß du alles Interesse daran hast, nicht zuviel zu reden." — „Was soll das heißen?" antwortete er mir. Aber dann verstummte er jäh.

Zur offiziellen Kontrolle unseres Streiks und zur Beobachtung unseres Gesundheitszustands, vor allem dem Dawidows und Plompers, erschien auf unser Bitten täglich der diensttuende Arzt vor der Rettungsstelle im Rathaus bei uns.

Ärzte, Nachbarn, Freunde sprachen in der ganzen Stadt unserem Streik. In einer Woche war er zu einem von richtigen kleinen Ereignis geworden. Die Sabotageversuche waren gescheitert, und er wurde ruhig und in kameradschaftlichem Geist weitergeführt. Die GPU begann sich ernstlich zu beunruhigen. Auf einem „nicht offiziellen Wege", über die Frauen der Deportierten nämlich, ließen sie uns wissen, daß sie nichts gegen Plompers sofortige Abreise in eine Kuranstalt habe, wenn er die Kosten für den Aufenthalt selber trage. Das bedeutete praktisch, daß die Deportierten von Krasnoiarsk und anderswo dafür aufzukommen hatten. Denn Plomper konnte aus eigenen Mitteln eine so große Ausgabe nicht bestreiten. Die Konzession der GPU war immerhin schon ein halber Sieg, und wir hofften, daß, wenn wir weiter durchhielten, uns der ganze zufallen würde. Aber die schöne Hoffnung zerrann, denn am zehnten Tage des Streiks verweigerte Iwanon seine weitere Beteiligung. Der Arzt hatte Plomper Spritzen gegen Magenkrämpfe gegeben. Iwanow erklärte, er wisse genau, daß die Spritzen Nährstoffe enthielten, und er mache darum nicht mehr mit. Es war klar, daß Iwanow die Spritzen nur als Vorwand benutzte. Was für ein „Nährstoff" konnte schon in Spritzen gegen Magenkrämpfe sein! Aber damit war unsere Einigkeit gebrochen, und es blieb uns nichts weiter übrig, um ein völliges Auseinanderfallen unserer Gruppe zu verhindern, als den Streik sofort zu beenden, und zwar so einhellig, wie wir ihn bis dahin durchgeführt hatten, und unseren halben Sieg über die GPU zu nutzen.

Nach einem kurzen Meinungsaustausch stimmten alle meinem Vorschlag zu, und ich erhielt jede Vollmacht für die mit der GPU zu führenden Verhandlungen. Ein Kutscher fuhr mich für zehn Rubel zum GPU-Ge-bäude. Es war neun Uhr abends und draußen kalt und dunkel, aber ich war in einer so fiebrigen Erregung, daß ich nichts von Kälte und Müdigkeit spürte. Der GPU-Chef empfing mich auf der Stelle.

„Plompers und Dawidows Zustand ist äußerst ernst, wie es das ärztliche Attest bestätigt. Der Arzt hat Plomper eine Spritze machen müssen. Ich halte es für notwendig, und alle Streikenden mit mir, Sie davon zu unterrichten, denn die Verantwortung für alles, was kommen kann, wird auf die GPU zurückfallen, die hinsichtlich Plompers nicht Wort gehalten hat."

„Was reden Sie da, Ciliga! Die GPU hat mit der Sache nichts zu schaffen. Das sind alles Ihre eigenen Angelegen-heiten. Hat man jemals Leute in der Freiheit einen Hungerstreik machen sehen? Nur Ghandi hat das getan... Aber wir sind Revolutionäre und alles andere als Pazifisten. Darum geht die GPU Ihr Streik absolut nichts an. Führen Sie ihn weiter, wenn Ihnen das Spaß macht, oder geben Sie ihn auf. Aber für die Gesundheitsschädigungen, die er zur Folge haben könnte, können Sie uns nicht verantwortlich machen..."

„Wir sind nicht frei, Bürger Denissow, sondern Verbannte. Wir sind genau so in Ihrer Hand wie im Gefängnis. Wir können nicht in der Zeitung gegen Ihr Verhalten im Fall Plomper protestieren. Wir können ebensowenig eine Protestversammlung abhalten. Die Intematio-nale Rote Hilfe kann das im Ausland tun. Aber nicht wir Deportierten hier. Es bleibt uns also nur der Hungerstreik. Und da Sie, die GPU, nicht Ihre Versprechen halten, müssen wir ihn bis zum Ende durchführen, bis zum Tode, wenn es sein muß."

„Sie klagen die GPU völlig grundlos an, denn sie hält ihre Versprechen. Wir halben uns niemals dem widersetzt und tun es auch heute nicht, daß Plomper sich in Irkutsk oder Tomsk einer Kur unterzieht. Aber wir sind nicht reich. Die proletarische Regierung setzt all ihre Kräfte

und Mittel für die sozialistische Industrialisierung des Landes ein. Und in diesem Augenblick, da eine so große

verantwortungsschwere Aufgabe auf ihren Schultern liegt, gefallen sich gewisse Kommunisten in einer jämmerlichen Opposition und unterstützen den Klassenfeind, statt am, sozialistischen Aufbau mitzuarbeiten. Dann sollen sie auch ihre kranken Nerven auf eigene Kosten behandeln lassen." „Sie wissen genau, Bürger Denissow, daß Plomper kein Geld hat", antwortete ich, ohne mich auf eine Diskussion über den sozialistischen Aufbau einzulassen. „Wie soll er denn da reisen können?"

„Wir werden ihm vierzehn Tage zur Vorbereitung der Reise geben. Und Sic werden durch eine Sammlung in

Ihrem Kreis die dafür notwendigen Mittel aufbringen."

„Das ist nicht leicht", erwiderte ich langsam und in festem Ton, „aber auf dieser Basis können

wir uns vielleicht verständigen... Es bleiben jedoch noch einige Einzelheiten zu regeln." „Welche?"

„Unser Hungerstreik hat zehn Tage gedauert." Wenn wir, ihn jetzt beenden, brauchen wir leichte Kost: Milch, Butter, Mehl, Grieß."

„Sie werden das alles bekommen..."

„Noch etwas anderes: wir benötigen die Garantie, daß keiner der Streikenden seine Arbeitsstelle verliert und auch sonst nichts zu befürchten hat."

„Die GPU-Organe müssen natürlich Ihr Verhalten über- prüfen", entgegnete Denissow. „Aber ich denke nicht, daß Sie bestraft werden. Sie sind durch ihr wahnsinniges Hungern schon bestraft genug. Was die Entlassungen be- trifft, so wird die GPU nicht darauf dringen, aber ich kann den Unternehmern nicht befehlen, Sie zu behalten. Sie sind immerhin zehn Tage der Arbeit ferngeblieben." „Nein, so geht es denn doch nicht. Sie haben selber er- klärt, die GPU betrachte unseren Streik als eine rein persönliche Angelegenheit. Es gibt da also nichts zu überprüfen. Und was die Arbeit angeht, so würde kein Unter- nehmer ohne Absprache mit der GPU einen Deportierten entlassen. Außerdem hat jeder von uns vor Beginn des Hungerstreiks seiner Dienststelle mitgeteilt, daß er aus Gesundheitsgründen der Arbeit fernbleiben müsse." „Gut", sagte Denissow, „dann ist es also ein Krankheits-urlaub gewesen, und die GPU wird gegen die an dem Streik Beteiligten keine Strafmaßnahmen ergreifen. Ein- verstanden?"

„Ja, Bürger Denissow, unter diesen Umständen bin ich bevollmächtigt, Ihnen zu sagen, daß der Hungerstreik beendet ist."

Meine Genossen erwarteten mich schon ungeduldig. Ich berichtete ihnen von meiner Unterhaltung mit Denissow, und in dem Bewußtsein, gesiegt zu haben, tranken wir unsere erste Tasse Tee nach dem Hungerstreik. Die GPU schien dies eine Mal Wort halten zu wollen. Die versprochenen Lebensmittel wurden uns samt und sonders ausgehändigt, niemand verlor seine Stellung, und niemand wurde verhaftet. Drei oder vier Wochen verstrichen. Der Jenissei war mittlerweile schon zugefroren, was jeden Schiffsverkehr auf ihm unmöglich machte und einen Auf- schub der Deportiertentransporte in den Norden bedingte. Wir richteten uns so gut wie möglich auf den Winter ein.

Ich Heß mich regelmäßig bestrahlen und fühlte mich bereits besser. Man konnte endlich ein wenig aufatmen... Ein gut geheiztes Zimmer, ein Winter ohne Aufregung, Arbeit, die Möglichkeit, mit meinen Freunden in Rußland und im Ausland zu korrespondieren — kurz, alles ließ sich gut an. Ich ging oft in die Stadtbibliothek, lins Theater, ins Kino.

Der Deportierte denkt, die GPU lenkt. Sie liebt die Wechselbäder, bald heiß, bald kalt, und kaum ist ein Konflikt beendet, taucht schon ein anderer am Horizont auf. Eines Morgens begab ich mich zum Sekretär der politischen Abteilung der GPU, der unser aller Vorgesetzter war. Er rückte und rückte die Anweisung auf Brennholz, um die ich ihn gebeten hatte, weil man es nur so im Konsum kaufen konnte, wo es billiger war als anderswo, nicht heraus. Er war ein kultivierter junger Beamter, immer sehr liebenswürdig, aber auch immer ausweichend, wenn man ihn um etwas bat. So war es auch diesmal wieder. „Ich bedaure außerordentlich", sagte er, „aber heute geht es beim besten Willen nicht. Kommen Sie morgen wieder, und Sie erhalten Ihren Schein bestimmt. Ich gebe Ihnen mein Wort als Bolschewik. Kommen Sie also um 10 Uhr. Wir können uns dann bei der Gelegenheit noch ein wenig unterhalten. Sie wissen, ich habe einen großen Respekt vor Ihnen, weil Sie ausländischer Genosse sind und außerdem einer der Vertrauensmänner der Internationale. Die GPU weiß zwischen den Menschen zu unterscheiden." Es war nicht schwer für ihn, sein „Wort als Bolschewik" zu geben, denn er wußte bestimmt, daß ich am nächsten Tag nicht würde kommen können. In der Nacht erschienen nämlich zwei Tschekisten in meiner Wohnung, durchsuchten alles und nahmen mich mit. Wie gewöhnlich sagte man mir nicht, warum man mich verhaftete. Man brachte mich zur GPU, in den Warteraum. Dort befand sich bereits ein Dutzend Deportierter, Menschewiken, Anarchisten, Zionisten. Später stieß auch noch Wolkow zu uns. Einige der Deportierten waren schon dem Chef der Geheimpolizei vorgeführt worden. Die anderen warteten noch darauf. Allen sagte man das gleiche: Transport im Lastwagen nach Jenisseisk. Im Hof standen schon zwei Lastwagen für uns und das Begleitkommando bereit. Eine Beförderung im Lastwagen oder Schlitten kostet die GPU bedeutend mehr als ein Transport zu Schiff, und deshalb werden die Transporte bei Einstellung des Schiffsverkehrs immer unterbrochen. Diesmal jedoch ließ «ich die GPU diese Ausgabe nicht verdrießen, und das wohl nur darum, weil sie sich für den Hungerstreik rächen wollte.

Man hatte gleich noch eine ganze Schar anderer mit aufgegriffen, damit sich die Sache besser auszahlte. Ich saß wieder dem wie immer liebenswürdigen Sekretär gegen über.

„Ich bedaure sehr, Ihnen mitteilen zu müssen", sagte er, daß Sie laut Entscheid der GPU-Bezirkskommission sofort in Ihren Verbannungsort Jenisseisk gebracht werden."

„Sie wissen sehr wohl", erwiderte ich feierlich, „daß ich mich schon in Irkutsk prinzipiell mit der Verschickung nach Jenisseisk einverstanden erklärt habe. Ich bin bereit, mich dorthin zu begeben, sobald ich wieder ganz gesund

bin, und ich kann nur gesund werden, wenn ich mich weiterhin bestrahlen lasse, was in Jenisseisk unmöglich

ist. Denissow hat mir außerdem versprochen, daß keinerlei Strafmaßnahmen gegen die am Hungerstreik Beteilig

ten ergriffen würden."

„Es handelt sich nicht um Strafmaßnahmen. Es handelt sich nur um die Ausführung eines längst gefaßten Beschlusses. Ich bin selber sehr schmerzlich berührt davon, Anton Antonowitsch, aber die Befehle der höheren Dienststellen müssen befolgt werden."

„Rechnen Sie nicht damit. Ich erkläre Ihnen hiermit, daß ich es ablehne, abzureisen, und daß ich nicht abreisen

werde."

„Das wird man ja sehen", entgegnete er in einem schon bedeutend weniger liebenswürdigen Ton. „Das wird man sehen", wiederholte ich trotzig. Ich begab mich in das Nebenzimmer, wo ich warten mußte, bis man mich zwangsweise abtransportierte, da ich freiwillig den Wagen nicht besteigen würde. Es war sonnenklar, daß man mich für den Hungerstreik bestra fen wollte. Erst mich und dann die anderen. Ich mußte jetzt zu dem letzten Mittel greifen: mir die Pulsadern aufschneiden. Ich würde die Rasierklinge, die ich seit sechs Monaten bei mir trug, dazu benutzen. Mein Blut würde fließen, aber die GPU würde nicht Siegerin sein. Sie würde endlich erkennen, daß ihre Opfer nicht gehörsames Vieh sind. Ich ging in eine Ecke des Raums, nahm die Rasierklinge heimlich heraus und schnitt mir die linke Pulsader auf. Dann machte ich es mit der rechten ebenso.

Um die Entdeckung der Tat möglichst lange hinauszuzögern, hatte ich ein Taschentuch herausgezogen, um das Blut zu stillen. Als die kalte Klinge meine warme, ja I brennende Haut berührte, überlief mich ein eisiger Schauer. Ich hatte das Gefühl, daß das Leben mir ein letztes Leibewohl zurief. Aber als die ersten Blutstropfen herausspritzten, hörte der Schmerz sofort auf, und ich empfand nur noch eine wohlige Genugtuung, ja ein Gefühl des Triumphes. Einer meiner Kameraden blickte mich fragend an, denn er hatte gemerkt, daß sich da in meiner Ecke etwas Ungewöhnliches ereignete. Ich warf ihm jedoch einen so heftigen Blick zu, daß ihm die Worte auf den Lippen erstarben. Im selben Augenblick drehten sich aber die anderen alle, die hier auf den Bänken saßen und darauf warteten, daß man ihre Sachen auf die Lastwagen lud, zu mir um. Ihre stumme Erregung fiel den beiden Tschekisten auf, die den Eingang zu dem Raum bewachten.

„Was gilbt's da in der Ecke?" fragten sie. „Nichts, gar nichts", antwortete man ihnen sofort, aber mit solch verdächtigem Eifer, daß sie sich damit nicht zufrieden geben konnten.

Im Nu standen sie vor mir, und ein paar von den anderen kamen ebenfalls auf mich zugelaufen. Das Blut, das aus meinen Händen spritzte und die dunklen Flecke, die sich schon auf dem Fußboden gebildet hatten, sagten genug. Im selben Moment wurden mir das Taschentuch und die Klinge entrissen. Aber vergeblich versuchten die Tschekisten und der Krankenwärter von der GPU-Sanitätsstelle mir die Adern abzubinden, um ein Verbluten zu verhindern. Der Übergang vom moralischen zum physischen Kampf — das Aufschneiden der Adern und das Ringen mit den Tschekisten verzehnfachten meine Kräfte. Um meinen Widerstand zu brechen, warfen sie mich auf den Boden und stürzten sich auf mich. Der eine drückte mir die Brust ein, der andere packte mich an Armen und Füßen. Ein wilder Kampf entspann sich, der zehn Minuten währte. „Ihr wollt nicht, daß ich mich auskuriere", schrie ich, „ihr wollt unser aller Tod. Nun denn, es ist geschehen. Aber es wird weder ein leiser noch ein natürlicher Tod sein. Die ganze Welt wird von ihm erfahren, und ihr werdet schwer an ihm zu tragen halben. Ihr ladet die Kommunisten und ausländischen Arbeiter nach Rußland ein, ihr sagt ihnen, dies hier sei ein ‚Arbeiterstaat', und wenn sie zu sehen beginnen, wie die Arbeiter in Rußland behandelt werden, laßt ihr sie nicht zurückfahren. Aber ihr verbrüdert euch mit der ausländischen Bourgeoisie und den faschistischen Staaten. Elende Heuchler, die ihr seid."

Sie sagten kein Wort darauf, stürzten sich aber von neuem auf mich. Es war ein verzweifelter Kampf. Leben und Tod, Freiheit und Sklaverei, Ehre und Unehre rangen miteinander unter strenger Beobachtung der Spielregeln wie in einem sportlichen Wettstreit. Der Kampf gab mir eine moralische

Befriedigung, erschöpfte mich jedoch körperlich. Meine Arme sanken schlaff herunter, man verband mir die Hände und setzte mich in einen Wagen. Zu meinen beiden Seiten saß je ein Tschekist. Aber die Fahrt ging nicht nach Jenisseisk, sondern ins Lazarett des Krasnojarsker Gefängnisses. Der Arzt war schon da. Die GPU hatte ihn geweckt und ins Gefängnis geholt, damit er meine Wunden nähe. Ich wehrte mich noch, denn mich hatten noch nicht alle Kräfte verlassen; trotzdem hatten es die Tschekisten nicht mehr schwer, mich zu überwältigen und mich auf den Operationstisch zu legen, wo sie mich festhielten, während der Doktor die Wunden nähte. Man bettete mich dann in ein Einzelzimmer. Ein Polizist blieb als Wache da. Ich war am Ende meiner Kräfte. Ich schlief ein. Ich erwachte am Morgen. Man brachte mir das Frühstück, ein Glas Milch und Brot. Aber ich weigerte mich, zu essen. Wenn ich auch nicht mehr die Kraft hatte, mir die Verbände abzureißen und die Wunden wieder zu öffnen, die Nahrung zu verweigern, war ich dennoch stark genug. Ich mochte nicht mehr leben. Ich mußte sterben, damit meine Eltern, meine ausländischen Freunde, die Arbeiter aller Länder erführen, was Sowjetrußland in Wirklichkeit ist.

Eine halbe Stunde später brachte mir der Pfleger das Frühstück noch einmal. „Die GPU erkennt Ihren Hungerstreik nicht an... Wir haben eben mit ihr telefoniert. Also seien sie vernünftig, und essen Sie. Das andere führt doch zu nichts."

„Ich habe Sie nicht gebeten, die GPU anzurufen. Ich brauche weder ihre Erlaubnis noch sonst etwas." Ich nahm den ganzen Tag keine Nahrung zu mir, und man ließ mich so ziemlich in Frieden, denn der Polizist hatte es vorgezogen, sich in den Flur zu setzen, wo es etwas lebhafter zuging.

Am nächsten Morgen besuchte mich der Sekretär der politischen Abteilung, von zuckriger Liebenswürdigkeit wie immer. Ich nahm aber keinerlei Notiz von ihm. Am übernächsten Tag stellte sich Walajew, der Chef der politischen Abteilung, Denissows engster Mitarbeiter, ein. „Was machen Sie denn, Genosse Ciliga? Warum trachten Sie sich nach dem Leben? Sie wissen doch genau, daß weder die GPU noch die Partei Ihnen ans Leben will. Wenn wir manchmal Zwangsmaßnahmen ergreifen müssen, dann als Kommunisten und gegen Kommunisten. Wir wissen sehr wohl, daß die Oppositionellen ihre Meinung ändern und wieder nützliche Parteimitglieder werden können. Man braucht doch nicht gleich zu den äußersten Mitteln zu greifen und Verzweiflungsschritte zu unternehmen. Sagen Sie, was sind Ihre konkreten Bedingungen für eine Einstellung des Hungerstreiks?" „Keine, keine, Walajew", antwortete ich. „Es ist Ihnen alles längst bekannt, es ist alles gesagt, und ich sehe keine Notwendigkeit, es noch einmal zu wiederholen." Er erschien jedoch bald wieder.

„Ich komme auf Befehl von Denissow, um Ihnen mitzuteilen, daß die GPU angesichts Ihrer Verletzungen und Ihrer Krankheit beschlossen hat, Sie hier in Krasnojarsk zu lassen. Im übrigen wird Denissow wegen der Verschlechterung Ihres Gesundheitszustandes bei den höheren GPU-Stellen Ihr früheres Gesuch, in einen klimatisch besser gelegenen Ort verlegt zu werden, unterstützen. Inzwischen werden wir Ihnen' hier helfen, eine Arbeit zu finden, damit Sie sich besser verpflegen und ganz gesund werden können."

Sollte ich mich mit diesem Ergebnis zufrieden geben? Eine kurze Pause einlegen, bevor ich wieder um meine Rückreise ins Ausland einkam? Oder den Stier bei den Hörnern packen: Rückkehr nach Hause oder Tod? Wieder einmal neigte ich zum Zaudern. „Was Sie mir von Denissows Entscheidungen berichten, hat gewiß seine Bedeutung, aber ich kann mich erst dazu äußern, wenn ich wieder frei bin", antwortete ich Walajew.

„Sobald Sie wieder gehen können, können Sie in Ihre Wohnung zurückkehren."

„Gut, aber ich werde keine Nahrung zu mir nehmen, solange ich hier und nicht im Städtischen Hospital bin", sagte ich argwöhnisch.

Es war schon dunkel, als man mich tatsächlich ins Städtische Hospital brachte, wo ich jedoch in die ophthalmologische und nicht in die chirurgische Abteilung kam, in die ich eigentlich gehört hätte.

Aber wie ich später erfuhr, war das kein Zufall. Die GPU hatte mich dorthin legen lassen, weil diese Abteilung am

isoliertesten lag. Ich war dort praktisch gefangen. Aber ich hatte noch keine Ahnung davon. Ein Wachtposten

war vorm Eingang zu der Abteilung aufgestellt, um aufzupassen, daß niemand zu mir kam. Ich konnte nicht aufstehen, und ich dachte nicht einmal daran, die Nase hinauszustecken. Die GPU befahl dem Pflegepersonal, keinen Brief von mir zur Beförderung an meine Freunde in der Stadt entgegenzunehmen, richtiger gesagt, alles, was ich schrieb, ihr zu bringen. Kurz, die GPU trieb ein

grausames Spiel mit mir. Sie hatte die Absicht, mich einige

Tage im Hospital zu lassen, bis ich transportfähig wäre, und mich dann unverzüglich in einem Lastauto nach Jenisseisk zu befördern. Trotzdem sagte man mir, daß meine Kameraden von meiner Anwesenheit im Hospital unterrichtet seien und ich jeden Tag ihren Besuch erwarten könne. Ich verwunderte mich sehr darüber, daß ich in den ersten beiden Tagen nach meiner Einlieferang ins Hospital keinen Besuch empfangen hatte, aber ich hätte nie ver- mutet, daß die GPU in ihrer Doppelzüngigkeit so weit ginge.

Ihr Plan scheiterte dennoch. Sie kann noch so allmächtig sein, der Haß der Bevölkerung auf sie ist noch mächtiger.

Da ich schon einen Monat im Hospital verbracht hatte, freilich in einer anderen Abteilung, hatte ich hier viele Beziehungen und Freundschaften angeknüpft. Die Leute informierten meine Kameraden. Diese kamen also, um

mich zu besuchen, aber der Wachtposten am Eingang verweigerte ihnen den Zutritt. Sie beschwerten sich darauf

bei der GPU. Damit war deren Spiel verloren. Diesmal gab sie sich geschlagen. Meine Genossen erhielten die Genehmigung, mich zu besuchen, und vierzehn Tage später wurde ich aus dem Hospital in meine "Wohnung" entlassen.

Walajew half mir, Arbeit zu finden. Da der Coup nicht geglückt war, taten Walajew und Denissow ihr Bestes, um das Ganze bei mir in Vergessenheit zu bringen. Meine Genossen, die meinen Selbstmordversuch miterlebt hatten, waren nach Jenisseisk transportiert worden. Ihre Berichte bewirkten dort eine heftige Erregung. Viele der Deportierten in Jenlisseisk kannten mich persönlich aus unserer gemeinsamen Gefängniszeit in Werchni-Uralsk. Nach langen Diskussionen beschlossen sie, an den Staatsanwalt Akulow, dem die GPU unterstand, ein Protestschreiben zu schicken.

„Wir lenken Ihre Aufmerksamkeit", hieß es darin, „auf die Tatsache, daß das Leben des Genossen Ciliga in Gefahr ist. Wir fordern, daß die GPU die systematischen Quälereien der jugoslawischen Kommunisten Ciliga, Dewitsch und Draguitsch einstellt und man ihnen das Ausreisevisum erteilt, denn sie werden gegen jedes Gesetz in der UdSSR festgehalten."

Dreizehn Deportierte hatten diesen Brief unterschrieben. Dieser Akt internationaler Solidarität und Kameradschaft konnte ihnen schwere Repressalien einbringen. Aber sie sorgten sich nicht darum.

Die Antwort des GPU-Staatsanwalts ließ nicht auf sich warten. Man verhaftete nicht nur die Dreizehn, sondern dazu noch sechzig andere Deportierte, und nicht bloß oppositionelle Kommunisten, sondern auch Sozialisten und Anarchisten. Man beschuldigte sie erstens gegenrevolutionärer Agitation, illegaler Versammlungen und endlich drittens der Mittäterschaft bei der Abfassung des Protestschreibens der Dreizehn. Die konterrevolutionäre Agitation und die illegalen Versammlungen warten die Gespräche und die Zusammenkünfte der Deportierten untereinander. Da in jener Zeit die Komiintern in Europa sich zur Taktik der „Volksfront" bekannte, wurden die Sozialisten und Anarchisten nach einigen Monaten Vorbeugungshaft freigelassen. Die übrigen verurteilte man zu zusätzlichen Verbannungsjahren an einem anderen Ort...

Im Alltagstrott

Ich habe lange die Spuren jenes Selbstmordversuchs an mir getragen. In meiner fünfjährigen Gefängnis- und Verbannungszeit hat mich nichts so mitgenommen wie dieses Aufschneiden der Pulsadern. Im Vergleich dazu kamen mir die Hungerstreiks wie eine Spielerei vor. Die erste Freude nach dieser schweren Zeit brachte mir der Brief der Meinen, der die Erinnerung an die sonnenüberglänzte Adria und meine sorglose Kindheit wieder lebendig machte... Meine Mutter schrieb mir: „Lieber Junge, nun sind's schon sieben Jahre, daß ich keinen Brief von Dir bekommen habe... Wann wirst Du wiederkommen? Wann wird Dein Leben wieder zur Ruhe kom men? Oder wird's Dir ergehen wie den Wellen unseres Meeres, die niemals Ruhe finden?"

Alte Freunde schrieben mir ebenfalls. Wie schön ist das, einen Brief von jemand zu bekommen, mit dem man als Zwanzigjähriger schon befreundet war. Meine Eltern und meine Freunde schickten mir auch Geld. Als erstes erhielt ich eine Überweisung aus der Schweiz: dreißig Dollar! Wieviel konnte man sich dafür kaufen! In den Läden des staatlichen Handelstrusts „Torgsin" bezahlte man in Gold, Goldgegenständen oder ausländischen Devisen. Das ging so vor sich: man gab dieses oder diese

an der Kasse ab, die einem dafür ein Gutscheinheft in der Höhe des Wertes aushändigte. Man bekam dann die Ware gegen diese Bons. Ein Dollar hatte den Gegenwert von einem Gold- oder Torgsin-Rubel und elf Kopeken. Ein besonderes Büro wechselte die ausländischen Devisen in Torgsin-Rubel um oder schätzte das Gewicht der Gold- oder Silbergegenstände ab. Man nahm auch die Goldklumpen und den Goldstaub von den sibirischen Goldsuchern an.

Die „Torgsin-Bons" waren eine Art Wechsel. Vor der Wechselstube standen immer zwei Gruppen von Leuten: die, die ihr Gold oder ihre Devisen gegen Torgsin-Bons eintauschten, und jene, die gewöhnliche Rubel zum Tausch gegen diese Torgsin-Bons anboten. Der Kurs stieg oder fiel wie auf der Börse. In jener Zeit, d. h. im Winter 1933/34, betrug der Kurs des Torgsin-Rubels etwa 40 gewöhnliche Rubel. Im Winter vorher, während der Hungersnot, war er auf sechzig Rubel angestiegen. 1935, kurz vor der Schließung der Torgsins, sank er auf 30 Papierrubel.

Der Verkauf der Bons erfolgte durch Vermittlung berufsmäßiger Spekulanten. Ausländische Devisen wurden übrigens am hellen Tag gehandelt. Die Chinesen z. B. kauften immer Dollars. Und das nicht nur, um sie in ihr Heimatland zu verschieben, sondern auch, um mit ihnen Schmuggel, Opiumschmuggel vor allem, zu treiben. Es gab zahlreiche Opium-Rauchzimmer im „Land des Sozialismus". Ebenso wie Spielbanken mit Roulette und allem Zubehör. Ihre Klienten rekrutierten sich aus Fabrikleitern, Genossenschaftspräsidenten, Geschäftsführern, Kassierern und Buchhaltern. Ich habe mich immer darüber gewundert, daß diese Leute keine Angst vor der GPU hatte und noch mehr, daß die GPU all das duldete. Ich kannte selber ein Opium-Rauch-zimmer und einen Spielsalon, die während meines ganzen Aufenthaltes in Sibirien in Betrieb waren. Wenn man im Torgsin Stoff gekauft hatte, galt es einen Schneider ausfindig zu machen. Und das war in der UdSSR nicht einfach. Es gab nur noch sehr wenige gute Schneider aus der alten Zeit, und die neuen verstanden nichts von ihrem Handwerk.

Wohin sollte man sich also wenden? Ich hörte, daß die großen Staatsunternehmen (Eisenbahnwerkstätten) und die hohen Verwaltungsstellen (GPU, Generalstab usw.) Schneiderateliers hatten, die auch von Außenstehenden Aufträge entgegennahmen. Ich begab mich zu dem Militär-Schneider.

Das Militär-Maßatelier befand sich im zweiten Stock eines großen Hauses. Man nahm meine Bestellung an. Ich

mußte ungefähr 200 Rubel dafür bezahlen. In einem großen Saal sah man Riesenmengen schon fertiggestellter Kleidungsstücke und solche, die noch in Arbeit waren. Die Hälfte davon waren Mäntel und Röcke für die Offiziere der Roten Armee, das übrige für deren Frauen bestimmte Kleider usw. Man begegnete dort auch einigen Damen, die in Begleitung ihrer Männer zur Anprobe gekommen waren oder Stoff abgeben wollten.

Ich bemerkte einen großen Ballen schwarzes Tuch, in dessen Nähe zwei Männer in Lederwesten, schwarzen Hosen, Reitstiefeln und schwarzen Käppis standen. Es waren zwei Mitglieder der politischen Sektion der Eisen-bahn-, einer Art Parteipolizei. Sie wollten zwanzig präch-tige Uniformen für ihre Sektion bestellen. So beginnt die „Verbesserung der Lebensbedingungen des sozialistischen Transportpersonals".

Eine angenehme Atmosphäre ungestörter Intimität herrschte in diesem Schneideratelier, wo sich die neuen Privilegier-ten ein Stelldichein gaben. Sie fühlten sich hier ganz zu Hause, unter Leuten aus der gleichen Welt. Es bestand nicht die Gefahr, daß man in diesen Räumen Arbeiter oder Soldaten traf, die sich einen Anzug machen lassen oder ein Kleid für ihre Frau in Auftrag geben wollten. Die Schneider hier verdienten nicht sehr viel — ein Offi zier zahlte nur 50 Rubel, wo man mir 200 abverlangte — aber gerade die aus der alten Zeit arbeiteten in diesem Atelier äußerst gern. Sie genossen hier einen gewissen Schutz vor dem Fiskus und Verhaftungen und waren als Militärangestellte auch mit Lebensmitteln besser versorgt als die übrige Bevölkerung; schließlich durften sie auch noch für Privatkundschaft arbeiten und konnten sich da durch ihr Gehalt beträchtlich aufbessern. Außerdem mach ten sie auch gewisse illegale Geschäfte, an denen sie sich schadlos hielten. Hatte eine Offiziersfrau z. B. nicht ge nug Futter und auch nicht genug Gold, um sich Torgsin- Bons beschaffen zu können, sprang der Schneider als Ver mittler ein. Er kam dabei natürlich auf seine Rechnung, und der Gemahl der betreffenden Dame brauchte vor dieser Kleinigkeit nur die Augen zu schließen.

Es war Winter geworden, sibirischer Winter. Der Schnee deckte Straßen, Häuser, Zäune, Dächer, Bäume, Felder und auch die Täler und Berge vor der Stadt zu. Und das sollte sieben Monate

dauern. Alles war weiß und vereist, ein unbewegtes und unbewegliches Weiß, eine grenzenlose, das Herz bedrückende Monotonie. Man konnte den Jenissei zu (Fuß überqueren. Seine Eis- decke trug selbst die schwersten Lastwagen. In den Tagen des großen Frostes hat man das Gefühl, daß die Luft selber zu Eis gerinnt. Man bewegt sich ebenso mühselig vorwärts, als ob man durch den Dünensand stapfte.

Trotzdem, nur für kurze Augenblicke überfiel mich tiefe Verzweiflung. Der Winter war zwar endlos, aber für einen Südländer immer noch sehr erträglich. Wir befanden uns in Südsibirien, und das Thermometer fiel selten unter 20 Grad. Da die Luft trocken, kein Wind wehte und ich mit warmer Kleidung versorgt war, empfand ich die 15 Grad unter Null, die mittlere Temperatur Kras-nojarsks, fast als angenehme Kühle. (Die Luft ist rein, durchsichtig, gesund; der ganze Organismus scheint durch sie gestärkt zu werden und besser zu funktionieren. Außerdem sah es so aus, als ginge auch sonst alles nach meinen Wünschen. Die GPU, die den Deportierten warme Kleidung für den Winter gibt (eine aus der Zarenzeit übernommene alte Tradition), aber die alles immer nur halb tut, hatte mir, ohne die geringste Diskussion, alles gegeben, was ich für den Winter brauchte: einen Pelz, Filzstiefel, eine wattierte Hose, einen wattierten Rock, eine Pelzmütze und sogar Unterwäsche. Sie half mir auch, meine erste Stellung zu finden. Meine Eltern schickten mir eine zweite Geldanweisung über 30 Dollar. Die Menschen,, mit denen ich zusammenwohnte und mit denen ich am meisten zu tun hatte, kamen mir mit der größten Herzlichkeit entgegen. Die Freundlichkeit und schlichte, offene Gastlichkeit des russischen Volkes kennt keine Grenzen. Hoch und niedrig nehmen einen mit offenen Armen auf und werden nicht müde, einem Gutes zu tun. Diese Besonderheit des russischen Volkes beglückt einen immer wieder und nimmt einen immer von neuem gefangen.

Nach acht Uhr abends war es gefährlich, auf die Straße zu gehen, nicht wegen der Kälte, sondern wegen der sich herumtreibenden Banden. Nacht für Nacht kam ein Überfall, ja sogar ein Mord vor. Die Räuber stammten zumeist nicht aus dem Lande. Es waren Berufsverbrecher, die nach Sibirien deportiert worden oder aus eigenem Antrieb hierhergekommen waren, um hier ihrem finsteren Handwerk nachzugehen.

Eines Tages wurde ein hoher GPU-Funktionär das Opfer dieser Banditen. Er wurde in den Abendstunden, zwei Schritte vom GPU-Gebäude entfernt, ermordet, ehe er auch nur um Hilfe rufen konnte. Die GPU war darüber sehr ergrimmt und griff zu den üblichen Maßnahmen: hundert Verbrecher, die man sich unter den bereits Verurteilten oder gerade Verhafteten herausgriff, wurden erschossen. Man war im übrigen aber keineswegs ganz sicher, ob der Mord von Berufsverbrechern begangen worden war. Die GPU neigte sogar zu einer anderen Deutung der Tat: war hier nicht eine mit den Japanern in Verbindung stehende Untergrundbewegung am Werk gewesen, die damit eine Kraftprobe hatte ablegen wollen? Auf dieselbe Weise erklärte sich die GPU die riesigen Brände in der Taiga, südlich von Krasnojarsk, an der mongolischen Grenze.

Ich weiß nicht genau, wieweit diese Vermutungen begründet waren, aber ich habe mich von zweierlei überzeugen können: erstens, daß Rußland damals eine Periode diplomatischer Spannungen durchlebte; zweitens, daß die sehr unzufriedene Bevölkerung alle ihre Hoffnungen auf Deutschland und sogar auf Japan setzte. „Es mag sein wer will, wenn er uns nur von Stalin und den Komu-nisten befreit", dachte der größte Teil der Intelligenzia und fast die gesamte Bauernschaft. Die Arbeiter dagegen rechneten nicht mit einer ausländischen Intervention. Sie verfochten vielmehr folgende These: „Die Waffen, die man uns geben wird, um Krieg zu führen, werden wir so zu benutzen wissen, daß die Dinge sich zu unseren Gun-sten wenden und eine neue Regierung an die Macht kommt."

Man kann zusammenfassend sagen, daß im Laufe der Jahre 1933 bis 1935 — und ich habe es selber an Ort und Stelle feststellen können — alle Klassen Sowjetrußlands, mit Ausnahme der Kommunlisten, wünschten, daß Japan und Deutschland gegen Rußland zu Felde zögen, ein Krieg der damals unmittelbar zu drohen schien. Nach ihrer Meinung mußte dieser Krieg den Zusammenbruch des stalinistisch-kommunistischen Regimes herbeiführen, wie der vorhergegangene der Herrschaft des Zaren und Kerenskijs ein Ende gesetzt hatte. Ich habe folgende Taten sache erfahren: eine Gruppe von Soldaten der Roten Armee, sibirische Bauernsöhne, hatte sich verabredet gleich bei Beginn des Krieges zu den Japanern überzu-laufen. Einer von ihnen hat es mir selber berichtet. Ich war überrascht von der Sympathie, die die Vertreter der alten liberalen Intelligenzschicht für Hitler empfan-den. Ich bin auch überzeugten Faschisten unter den jün-geren Intelligenzlern begegnet. Da ist der Fall eines alten Partisanenführers, der der sibirischen Intelligenzia ange-hörte und gleich nach der Niederlage Koltschaks sehr hohe Funktionen im sowjetischen Staatsapparat bekleidet hatte ja sogar eine Zeitlang Mitglied der

kommunistischen Par-tei gewesen war. Er hatte nicht gezögert, aus der Partei und allen ihr angeschlossenen Organisationen auszutre-ten. Für ihn waren die Kommunisten nunmehr nur noch „Banditen". Er bekannte sich als politischen Anhänger des Faschismus und einer mystisch-idealistischen Philosophie (um sich dem dialektischen Materialismus der Marxisten zu widersetzen). Er war ein Mann mit zerstörtem Ner-vensystem. Er erkrankte an Typhus und starb an dieser Krankheit. Sehr charakteristisch für die geistige Haltung der parteilosen Intelligenzia war auch der Fall des Sän-gers S. Auf der Bühne sang er alles, was die Regierun von ihm verlangte, aber eines schönen Tages bekam er bei einem Besuch seiner Eltern in Krasnojarsk Typhus, und in seinen Fieberphantasien begann er laut zu sagen, was er vom sowjetischen Regime hielt. Das verschaffte ihn unverzüglich eine gewaltige Popularität, und die ganze Intelligenzia und alle nichtkommunistischen Beamten der Stadt folgten demonstrativ seinem Sarge. Meine Gesprächspartner hatten gern ihre Voraussagen von mir bestätigt gesehen. Aber ich mußte sie leider enttäuschen. Denn ich war nur allzu sehr davon überzeugt, daß niemand, weder Japan noch Deutschland, Rußland mit Krieg überziehen würde und daß Stalin außerdem viel zu gut über die Schwächen seines Systems im Falle eines Krieges Bescheid wüßte, um ihn nicht um jeden Preis verhindern zu wollen.

„Japan interessiert sich mehr für China als für Sibirien. Das Klima ist milder, man findet dort Rohstoffe im Überfluß. Die Naturschätze häufen sich dort seit Jahrtausenden, und Hunderte Millionen von Menschen sind ein gefundenes Fressen für den Export. Im übrigen wird ; Stalin, um jede Gefahr von Rußland abzuwenden, Japans Expansion in einer anderen Richtung mit aller Kraft unterstützen. Zu Beginn des chinesisch-japanischen Krieges hatte er sich unter Berufung auf seine ‚Neutralität' geweigert, chinesische Soldaten auf der Rußland gehörenden ostmandschurischen Eisenbahn zu befördern, aber er hat sich dann bereit erklärt, japanische Soldaten zu transportieren, wobei er nur die eine Bedingung stellte: daß der Beförderungspreis in Gold bezahlt wurde." „Aber Deutschland, Hitler?" fragte man mich dann mit letzter Hoffnung.

„Deutschlands und Rußlands Interessen ergänzen sich mehr, als sie sich entgegenstehen. Darum werden Deutschland und Rußland sich verständigen, um gegen Westeuropa Krieg zu führen. Ein solcher Krieg wird eine gewisse Anpassung der beiden Regime und Ideologien erfordern. Das braucht seine Zeit, und deshalb wird es nicht schon morgen zu einem europäischen, einem Weltkrieg kommen."

Den Krieg, der dann fünf oder sechs Jahre später ausbrach, hatte ich erst in fünfzehn Jahren erwartet. Deutschlands Kräfte unter- und die Frankreichs überschätzend, glaubte ich, daß Deutschland ganz allein, ohne Rußlands aktive Mithilfe, nicht das Risiko eines Krieges gegen Frankreich und England auf sich nehmen würde. Und daß Rußland, nach dem was ich sah, noch lange Zeit nicht in der Lage sein würde, einen Angriffskrieg zu führen (gar. nicht zu reden von dem Fehlen einer beiden Regimen ge-meinsamen Ideologie), kam ich zu dem Schluß, daß wir: von einem europäischen Krieg noch weit entfernt seien. Ich unterschätzte auch die Rivalität, die zwischen den beiden Regimen über dieser Frage entstehen konnte: „"Wer wird Europa organisieren und einigen, Deutschland oder Rußland, Hitler oder Stalin?"

Ich war, was Deutschland, Frankreich und England anbetraf, ein schlechter Prophet, aber nicht hinsichtlich Rußlands. Und dies gerade war das an der Frage, was meine Gesprächspartner meistens interessierte und sie am meisten bedrückte.

„Wenn die anderen Mächte nicht gegen Rußland Krieg führen wollen, sind wir verloren", sagten mir die Bauern. „Wenn die Welt nicht in zehn Jahren dem bolschewistischen Regime in Rußland ein Ende gemacht hat, wird es die Fünfjahrespläne erfolgreich durchführen und, da es in den Arbeiterorganisationen der ganzen Welt Verbündete hat, die Welt erobern", sagten die Intellektuellen voller Verzweiflung.

„Ja, in diesem Falle wird die ganze Welt die Beute des Bolschewismus werden", wiederholten sie erregt, als sie mein skeptisches Lächeln sahen.

Meine Meinung war, daß, wenn die Kräfte Rußlands mit den Fünfjahresplänen wuchsen, die Kräfte des Bolsche wismus immer mehr abnahmen. Rußland ging, so glaubte ich, einer nationalen Expansion nach außen und einer Liquidierung des Bolschewismus im Innern entgegen. Keine theoretische Voraussage kann den unvorhersehbaren Lauf des Lebens ändern. Und in diesem Augenblick war nicht nur die sibirische Bevölkerung, sondern auch die Moskauer Regierung von einer lähmenden Angst ergrif fen. Die japanische Invasion in der Mandschurei und Hitlers Machtergreifung schufen unbestreitbar eine neue internationale Atmosphäre, und man spürte den Beginn einer neuen und ernsten Phase im Schicksal der Welt. Man konnte aber in diesem Augenblick

auch nicht voraussehen, wie und wo der Kampf entbrennen würde. Die Verhand- hingen über den Abschluß eines Viererpakts (England- Frankreich-Italien-Deutschland) im Mai 1933 waren, schien es, der Kulminationspunkt der Gefahr einer Iso- lierung Rußlands. Aber der Viererpakt wurde niemals unterzeichnet. In Frankreich ebenso wie in England brachten ihn die antideutschen Tendenzen zu Fall, was dann konsequenterweise zu Annäherungsversuchen an die UdSSR führte. Durch die sowjetische Diplomatie ebenso wie durch die Komintern bemühte sich Stalin, die günstige Gelegenheit beim Schopf zu fassen, und legte den ganzen Akzent seiner Propaganda auf ein Bündnis mit den Demokratien und eine antifaschistische Front. Aber zugleich brachen Deutschland und Rußland ihre Beziehungen nicht völlig ab. Die Handelsverträge wurden erneuert und neue Kredite zur Verfügung gestellt. Ja, noch mehr: der große politische Prozeß in Leipzig gegen die Komintern, der vom September bis Dezember 1933 dauerte, endete mit einem Kompromiß zwischen Berlin und Moskau, mit der Freilassung Dimitrows und seiner Rückkehr nach Rußland. Am 15. Oktober 1933 trat Deutschland aus dem Völkerbund aus und am 15. September 1934 Rußland in ihn ein. Die Bevölkerung war von dieser neuen Wendung der sowjetischen Außenpolitik wie vor den Kopf geschlagen. Die einen waren voller Hoffnung, die anderen in tiefster Verzweiflung. Die Regierung verfolgte sehr aufmerksam die Reaktionen des Volkes, und die GPU interessierte sich sehr für die Ansicht der politischen Deportierten. „Was halten Sie von dem Eintritt der UdSSR in den Völkerbund?" fragte mich Walajew unvermittelt, als ich mich wie gewöhnlich bei der GPU registrieren ließ. Die Frage kam mir so unerwartet, daß ich eine Weile nachdenken mußte, bevor ich darauf antwortete: „Was ich davon halte? Es ist ein ganz natürliches, logisches Ereignis. In Ihrer Innenpolitik entfernen Sie sich jeden Tag mehr vom Sozialismus und vom Proletariat. Da müssen Sie's in der Außenpolitik natürlich ebenso tun. Man spricht erst vom friedlichen Zusammenleben der beiden Systeme, dann von einem Bündnis und schließlich von einem gemeinsamen Krieg. Sie werden die einen unterstützen und die anderen bekämpfen. Wenn's nicht mit diesen geht, dann eben mit jenen! Was wollen Sie, das Leben hat seine eigene Logik!"

„Sagen Sie, Anton Antonowitsch, was meinen Sie eigentlich mit Ihrer Logik und Ihren Naturgesetzen? Sie glauben doch wohl nicht, daß wir Verräter geworden sind. Nein, wir vergessen nicht einen Augenblick, was der Völkerbund ist, noch was Lenin über ihn gesagt hat. Uns für die Bourgeoisie schlagen? Niemals! Wir sind in den Völkerbund nicht eingetreten, um uns an einem imperiali-stischen Krieg zu beteiligen, sondern um uns diesen zu ersparen. Wir werden uns nicht von ihnen als Werkzeug benutzen lassen. Im Gegenteil: wir werden ihre Auseinandersetzungen im Interesse der proletarischen Politik benutzen."

Von Genf, von Krieg und Frieden in Europa, vom Leben und Tod des Westens zu sprechen, das hat in Sibirien, und besonders wenn man deportiert ist und das internationale Doppelspiel Stalins beobachten kann, etwas Phantastisches, Irreales, ist wie ohne jede Beziehung zur wirklichen Welt.

Schon das europäische Rußland liegt für die heutigen Sibirier in einer weiten Ferne. Wieviel mehr aber Westeuropa! Es liegt für sie geradezu auf einem anderen Planeten. Sibirien wendet sein Gesicht dem Norden und Osten zu, dem Hohen Norden und dem Fernen Osten, und dorthin zu gehen, lädt es das ferne Rußland ein.

9. EIN KAPITEL KOMMUNISTISCHER PSYCHOLOGIE IN DER UdSSR

Am 3. Juni überraschte mich Denissow mit der ach so beglückenden Nachricht, daß ich eins der ersten Schiffe nach Jenisseisk nehmen müsse. Die GPU sorgt dafür, daß es den Deportierten selbst in den fernsten und eintönigsten Gegenden nicht zu wohl wird.

„Schon wieder Jenisseisk! Im Winter haben Sie mir doch versprochen, daß das nicht mehr in Frage käme!" „Wir haben versprochen, Ihr Gesuch um Verlegung in einen klimatisch günstigeren Ort zu befürworten. Und das haben wir getan. Aber da noch keine Antwort darauf und keine neue Verfügung bezüglich Ihres Aufenthaltsortes eingegangen ist, müssen wir auf die alte zurückkommen."

Die GPU mußte sechs Monate warten, bis es so weit war. Erst Ende November 1934 beförderte man mich, übrigens auf dem Landweg, nach Jenisseisk. Der Kampf, den ich führte, enthüllte mir gewisse Spielarten des sowjetischen Mechanismus und gewisse Seiten der kommunistischen Psychologie in der UdSSR, die mir völlig neu waren.

Damit, daß die GPU mir am 3. Juni eröffnete, daß ich nach Jenisseisk verschickt würde, mich aber zugleich in Freiheit ließ, schien sie unterstreichen zu wollen, daß sie mir gegenüber nur normale gesetzliche Mittel anwandte. Das reizte mich, meinerseits ein legales, normales und in meinemKampf um die Ausreise aus der UdSSR noch nicht angewandtes Mittel zu benutzen. Es bestand darin, den ausländischen Paß, in dessen Besitz ich bei meiner Ankunft in der Sowjetunion gewesen war, zurückzufordern und, sobald ich ihn in Händen hätte, bei den Sowjetbehörden ein Ausreisevisum zu erbitten. Ich hatte einigen Grund, zu hoffen, daß die Sowjetorgane die juristischen Argumente des bürgerlichen Rechts mehr respektieren würden als die der Arbeiterrnoral und der internationalen sozialistischen Solidarität.

Einen Paß bei seiner Gesandtschaft anzufordern, das ist die einfachste Sache von der Welt. Tausende von Menschen in Dutzenden von Ländern tun das täglich, und ich hatte es im Ausland mehr als einmal getan. Aber unter meinen augenblicklichen Lebensumständen wurde das zu einer psychologischen, juristischen und politischen Aktion. Der kleinste falsche Schritt, und ich war verloren, psychisch und physisch.

Obwohl ich schon längst keinerlei Illusionen mehr über den „Arbeiterstaat" hatte und mein Bruch mit der Komintern ebenso längst vollzogen war, waren die alte Parteidisziplin, die alten Ideen, die alten Vorurteile doch noch so stark in mir, daß ich mich beklommen fragte, ob die Situation, in der ich mich befand, mich dazu berechtigte, mich an meine Gesandtschaft zu wenden. Logik und Psychologie sind wie Herz und Verstand. Sie gehen nicht immer Hand in Hand, und bald ist die eine, bald die andere die stärkere. Ich sagte mir, um mich vor mir selbst zu rechtfertigen: ich habe mich wegen eines Passes an die italienische Gesandtschaft gewandt (bevor ich nach Rußland kam arbeitete ich in der Balkansektion der Komintern in Wien), zu einer Zeit, als diese noch Mitglied der Komintern war und die Ansichten der Moskauer Regierung teilte, warum sollte ich darum jetzt nicht, da ich mit der Komintern gebrochen habe und nicht mehr mit Moskau übereinstimme, mich an die italienische Gesandtschaft in Moskau wenden? Und so entschloß ich mich schließlich, ein Telegramm folgenden Inhalts abzusenden: „Dr. Anton Ciliga italienischer Staatsangehöriger, bittet um Ausstellung eines Passes, um das Visum für die Ausreise aus der UdSSR zu erhalten. Adresse: Ciliga, Krasnoiarsk, Karl-Marx-Str. 41 (ich bin gebürtiger Jugoslawe, aber da mein Geburtsort in Istrien, zwischen Triest und Fiume liegt und seit 1919 italienisches Territorium ist, bin ich italienischer Staatsangehöriger geworden).

Das an die italienische Gesandtschaft gerichtete Telegramm sagte nichts davon, daß ich Deportierter war, und enthielt auch kein Wort des Vorwurfs gegen die GPU. Ich hoffte, daß die Frage der Deportation sich von selbst erledigen würde, sobald ich den Paß erhielt. Erregt und gespannt erwartete ich die Reaktion der GPU . auf mein Telegramm und die Antwort der Gesandtschaft.

"Wurde die GPU das Telegramm zurückhalten und mich verhaften, oder würden die Dinge sich normal und gesetzlich entwickeln? Würde die Gesandtschaft mir den Paß ohne weiteres ausstellen oder politische Bedingungen daran knüpfen, wie z. B. ein Bekenntnis zum Faschismus, das ich ablehnen mußte und womit ich dann fortan ganz in der Hand der GPU wäre...? Die Sache war nicht gerade einfach, aber wenn man sein Leben retten will, darf man den Tod nicht fürchten.

Jedenfalls ließ sich anfangs alles viel günstiger an, als es sich meine überreizte Phantasie ausgemalt hatte. Eine Woche später erhielt ich ein Telegramm der Gesandtschaft: „Wir werden wegen Ihres Passes die notwendigen Schritte unternehmen," Die GPU hatte also mein Telegramm passieren lassen. Man verhaftete mich nicht nur nicht, sondern es war auch mit keinem Wort mehr von Jenisseisk die Rede. Einige Wochen später sandte mir die Gesandtschaft ein Formular zu, mit der Bitte, es aus-zufüllen. Es enthielt nicht die kleinste politische Frage. Aber einen Monat danach kam eine telegraphische Anfrage: „Wohin wollen Sie sich begeben, nach Italien oder in ein anderes Land?" Ich hatte die Absicht, nach Paris zu fahren, wo ich mich ein wenig ausruhen und ein Buch über Rußland schreiben wollte, so wie ich es in den zehn Jahren, die ich dort war, erlebt hatte. Von Paris wollte ich dann in meine Heimat an der Adria zu reisen versuchen. Aber ich war bereit, auch dieses Risiko auf mich zu nehmen: mich zuerst nach Italien zu begeben, von wo ich, wie ich heimlich hoffte, leichter nach Paris gelangen könnte als von Sibirien.

Ich entschloß mich also, der Gesandtschaft diplomatisch zu antworten: „Ich beabsichtige, meine Verwandten in Italien und Jugoslawien zu besuchen. Ich bitte Sie um einen Paß wie den, den ich vorher hatte und mit dem ich in alle Länder reisen konnte."

Die Gesandtschaft ließ sich diesmal mit der Antwort Zeit. Aber Ende September oder Anfang Oktober traf dann endlich das so lange ersehnte Telegramm ein: „Ihr Paß liegt bereit. Wollen Sie ihn nach Krasnojarsk geschickt bekommen, oder wollen Sie ihn persönlich in Moskau abholen?" Ich telegraphierte zurück: „Ich hole den Paß in Moskau ab."

Mit dem Telegramm der Gesandtschaft begab ich mich zu Denissow. Dieser erklärte mir, daß er mir kein Ausreisevisum ausstellen könne, sofern er nicht von Moskau dazu ermächtigt werde. Ich schickte darauf ein Telegramm an das Zentralexekutivkomitee mit einer zweiten Ausfertigung für die GPU. Ich forderte, daß man mich nicht länger in Sibirien ungesetzlich festhalte, denn ich sei Ausländer und im Besitz eines Passes. Man müsse mich ihn in Moskau abholen lassen, damit ich ein Ausreisevisum erhalten und die UdSSR verlassen könne. Bin paar Tage später, an einem Sonntagmorgen, erhielt ich den Besuch eines GPU-Mannes, der den Auftrag hatte, mich sofort zur Geheimpolizei zu bringen. „Was erwartet mich dort?" fragte ich mich erregt, „Freiheit oder Verhaftung?" Ich wurde von Denissow empfangen. „Sagen Sie, Ciliga, was soll diese Erklärung, die Sie nach Moskau geschickt haben?"

Die Frage war nicht ganz klar, und ich blieb deshalb auf der Hut.

„Welche? Ich habe viele nach Moskau geschickt, um mein Visum zu erbitten." — „Ja, ich weiß, aber ich meine die, in der Sie ihren Gesinnungswechsel bekennen." „Es ist nicht das erste Mal, daß ich erkläre, daß ich mit Ihnen nicht übereinstimme. Deswegen will ich ja auch die UdSSR verlassen."

„Sie haben keine andere Erklärung abgesandt? Sehen Sie hier, ich halbe eben dieses Telegramm erhalten: ‚Warum halten Sie den ausländischen Kommunisten Ciliga trotz seines Gesinnungswandels in Krasnojarsk fest?'" „Gut, sehr gut. Es bleibt Ihnen also nichts weiter übrig, als mich fahren zu lassen, da Moskau mich anfordert. Moskau weiß, was es zu tun hat."

„Nein, wir verstehen uns falsch. Ich kann Sie nur fahren lassen, wenn Sie eine Erklärung unterzeichnen, daß Sie die vom Genossen Stalin festgelegte Parteilinie billigen." Das war also die geschickte Form, mich zur Unterzeichnung einer Kapitulationserklärung zu veranlassen. Tat ich das, so verlor ich Ehre und Freiheit. Wer seine ideologische Position verläßt und sich auf Gedeih und Verderb Stalin in die Hände gibt, hat nichts zu erwarten und wird das wehrlose Spielzeug des stalinistischen Macchiavellis-mus. Ich lehnte das selbstverständlich ab. „Alle, die kapitulieren, werden von Ihnen des Doppelspiels, der Lüge und des versuchten Parteiverrats bezichtigt, und da möchten Sie, daß ich sage, ich stimme mit Stalin überein und beuge mich seinen Entscheidungen?... "

„Bei Ihnen liegt die Sache anders. Wir haben Vertrauen zu Ihnen, und wir wissen, wenn Ciliga erklärt, daß er die Beschlüsse der Partei billigt, dann bedeutet das, daß er sie auch wirklich gut heißt."

„Das ehrt mich sehr, Denissow. Und ich will Ihnen beweisen, daß Sie das mit Recht glauben. Da ich mit Stalins Politik nicht einverstanden bin, will ich Ihnen nicht erklären, daß ich sie billige."

Die Sache zog sich in die Länge. Denissow sagte nichts mehr. Ich schickte neue Telegramme nach Moskau, ohne eine Antwort zu erhalten.

Ich telegraphierte dann an die Gesandtschaft: „Die sowjetischen Ortsbehörden halten mich ungesetzlich in Sibirien fest und hindern mich an der Reise nach Moskau." Die Antwort war ermutigend: „Haben beim Außenmini-sterium interveniert. Man hat uns schnelle Regelung der Visumangelegenheit zugesagt." Zugleich fragte mich die Gesandtschaft zum drittenmal, ob sie mir den

Paß nach Krasnojarsk schicken solle. Ich hatte von neuem Gespräche mit Denissow und anderen GPU-Vertretern, aber all diese Unterhaltungen waren ebenso unfruchtbar wie die vorherigen. Die Gesandtschaft wünschte offensichtlich, mir den Paß nach Krasnojarsk zu übersenden. Ich erbat ihn deshalb telegraphisch und erhielt ihn mit eingeschriebenem Brief am 1. November. In dem beigefügten Schreiben teilte mir die Gesandtschaft mit, daß ich mich, gemäß den sowjetischen Bestimmungen, zur Fremdenpolizei in Krasnojarsk begeben und dort das Ausreisevisum beantragen müsse.

Ich telegraphierte darauf an meine Angehörigen und meine russischen Freunde, daß ich bald zu Hause sein würde. Aber ich sollte noch erfahren, daß die GPU noch nicht all ihre Trümpfe ausgespielt hatte... Die Fremdenpolizei verweigerte die Annahme meines Gesuches, da ich bei ihr nicht eingetragen sei. Völlig außer mir über diese Antwort, lief ich zur GPU. „Hören Sie, Denissow, was ist das wieder für ein Scherz? Ihr Anhängsel, die Fremdenpolizei, will mein Gesuch nicht annehmen."

„Sie werden gewiß einen Grund dafür haben. Wir wer»-den's sehen. Regen Sie sich doch nicht auf, Cliliga!" Als ob man sich da nicht hätte aufregen müssen! Ich gab sofort auf der Post ein Telegramm an Kalinin auf, den Präsidenten des Zentralexekutivkomitees der Sowjets, in dem ich mich über das „unqualifizierbare Vorgehen" der sowjetischen Dienststellen beschwerte. Der Mann am Schalter war so entsetzt über diesen Text, daß er das Telegramm zuerst nicht annehmen wollte. Ich beruhigte ihn: „Es trägt den genauen Absender. Und ich übernehme die volle Verantwortung dafür. Ich bin Ausländer und habe ein Recht, das zu sagen."

Einige Tage später gab der „Ortssowjet" nach. Dennoch mußte ich nicht nur eine, sondern zwei Erklärungen aus- füllen. Die erste, um ein Ausreisevisum zu beantragen, die zweite, in der ich meinen Verzicht auf die sowjetische Staatsangehörigkeit zugunsten der italienischen zu erklä- ren hatte.

»Sind Sie wahnsinnig geworden? Ich habe niemals die italienische Staatsbürgerschaft aufgegeben. Ich bin nie- mals Sowjetbürger geworden. Ich habe niemals ein dies- bezügliches Gesuch gestellt."

Es war klar, daß, nachdem man mich vergeblich zur Kapitulation hatte veranlassen wollen, man mir jetzt eine neue Falle stellte: sie brauchten, so oder so, aber mit meiner Unterschrift, ein Dokument, aus dem hervorging, daß ich sowjetischer Staatsbürger war. Ich wußte nicht, vorüber ich mich mehr ärgern sollte, über ihre Frechheit oder Dummheit.

Die GPU verteidigte die Fremdenpolizei: „Sie hält sich an das Gesetz, wie es ihre Pflicht ist. Vor zwei Jahren hat der Krasnojarsker Sowjet alle Ausländer aufgefordert, sich unter Vorlage ihres Passes bei der Fremdenpolizei registrieren zu lassen. Wer das nicht ge tan hat, hat seine Staatsangehörigkeit verloren und auto matisch die sowjetische erworben. Sie haben es nicht ge tan; also sind Sie sowjetischer Bürger geworden." „Seit wann, Denissow, wird eine Frage des internatio nalen Rechts durch die einseitige Entscheidung einer Orts behörde geregelt?" „In unserer Sowjetdemokratie haben die Ortsbehörden größte Vollmachten..."

„Hm... Das mag sein... Aber jedenfalls war ich vor zwei Jahren noch nicht in Krasnojarsk."

„Sie haben sich bei Ihrer Ankunft nicht registrieren lassen, und Sie sind jetzt bereits ein Jahr in der Stadt." „Als ich mich bei dem für mich zuständigen Polizeirevier anmeldete, habe ich meine italienische Staatsangehörigkeit angegeben, und niemand hat mir etwas davon gesagt, daß ich mich bei der Fremdenpolizei registrieren lassen müßte."

„Das kann jeder halten wie er will. Was hindert mich, Denissow, morgen nach Kislowodsk zu fahren (ich müßte schon lange dort eine Kur machen, aber meine Arbeit hier läßt es nicht zu) und mich als chinesischer Staatsbürger registrieren zu lassen?"

„Das stimmt, aber es würde Sie teuer zu stehen kommen, da Sie nicht chinesischer Staatsbürger sind. Ich dagegen bin italienischer Staatsbürger. Und das steht nicht nur im Melderegister meines Polizeireviers, sondern auch in Ihrer Kartei. Und auch im Gefängnis Werchni-Uralsk wurde ich als italienischer Staatsbürger geführt. Es ist also lächerlich von den Sowjetbehörden, wenn sie heute mir meine italienische Staatsangehörigkeit zu bestreiten versuchen."

Ich fühlte mich schon sicherer, und Denissow ging zur Defensive über. „Gut, aber in Moskau sind Sie als Sowjetbürger und nicht als Ausländer registiert." „Allerdings. Wie alle Mitarbeiter der Komintern aus den Ländern, wo die kommunistische Partei illegal ist, lebte ich mit falschem Paß, unter falschem Namen und als Sowjetbürger in Moskau. Aber damit habe ich nicht meinen richtigen Namen und meine richtige Nationalität verloren. Die Sowjetbehörden haben mir selber sowjetische Papiere ausgestellt, und sie wußten dabei genau, daß ich einen italienischen Paß hatte. Wie können

Sie nun also behaupten, daß ich sowjetischer Staatsbürger sei? Wollen Sie denn durchaus, daß es darüber zu einer Auseinandersetzung zwischen der Gesandtschaft und dem Außenministerium kommt? Wollen Sie mich durchaus zwingen, der Gesandtschaft zu erzählen, warum ich mit falschen Papieren in Moskau gelebt habe? Sie werden dann die politischen Konsequenzen zu tragen haben. Um aus der UdSSR herauszukommen, will ich mich keiner Mittel bedienen, die Sie kompromittieren, aber ich werde alle juristischen und legalen Mittel und Möglichkeiten, über die ich als Ausländer verfüge, anwenden."

Diese Unterhaltung war nicht nutzlos. Die Fremdenpolizei nahm mein Gesuch um Ausstellung eines Ausreisevisums an, ohne auf meiner „Wiedererwerbung" der italienischen Staatsangehörigkeit zu beharren. Man bat mich um meinen Paß, weil man ihn, wie man mir sagte, mit dem Gesuch an das Bezirks Exekutivkomitee in Irtusk schicken müsse. Die Vollmachten der Ortsbehörden schienen also doch nicht so groß zu sein... In vierzehn Tage sollte ich Antwort bekommen.

In der Zwischenzeit hatte ich mehrere Unterredungen mit der GPU, denen ich aber keine besondere Bedeutung beimaß. Ich zog innerlich schon die Bilanz meines Rußlandaufenthalts und sprach mit den Kommunisten der GPU, als ob wir uns gleichsam auf neutralem Boden befänden. „Warum wollen Sie durchaus ins Ausland zurück?" fragte man mich eines Tages.

„Was für eine seltsame Frage! Ich bin nicht in die UdSSR gekommen, um mich hier für immer niederzulassen. Ich habe Sie nicht als Flüchtling um Asyl gebeten. Ich bin für eine begrenzte Zeit und für eine bestimmte politische Arbeit hergekommen."

„Ja. Aber jetzt haben Sie mit der Partei und der Komintern gebrochen."

„Es ist sehr traurig, daß die russischen Verhältnisse nicht dem Bilde entsprochen haben, das ich mir von ihnen gemacht hatte. Ich würde für mein Teil viel lieber stolz auf Sie sein, als mich Ihrer schämen zu müssen. Ich habe Sie jahrelang im Ausland verteidigt. Aber ich habe nie die Verpflichtung übernommen, um jeden Preis, was ich auch immer hier sehen und erleben mochte, Ihr Lob zu singen. Und wenn leider — es ist mir selbst bitter, glauben Sie's mir — mein Urteil über Sie nicht günstig ist, so habe ich keineswegs damit das Recht verloren, nach Hause zurückzukehren, ebensowenig wie das Ihnen das Recht gibt, mich gegen meinen Willen hier festzuhalten." „Und wohin wollen Sie sich begeben?" „Nach Paris", sagte ich nach kurzem Zögern. „Nach Paris! Aber das ist doch das Zentrum der antisowjetischen Propaganda! Und da wollen Sie, daß wir Sie fahren lassen..."

„Erlauben Sie, Politiker können sich genau so trennen wie Eheleute. Die Trennung ist weder für Sie noch für mich angenehm. Aber sie ist nun einmal eine Tatsache. Ob es Ihnen paßt oder nicht, ich werde mein Visum bekommen. Es sei denn, daß Sie mich umbringen..." „Aber, aber, Ciliga. Sie wissen doch genau, daß wir keinen Kommunisten töten." (Das war ein Jahr vor den Moskauer Prozessen und anderthalb Jahre, bevor Stalin die oppositionellen Kommunisten erschießen ließ.)

„Warum wollen Sie denn", fragte man mich ein anderes Mal, „durchaus jetzt fahren?"

„Sie haben mir drei Jahre Gefängnis aufgebrummt, und Sie haben selber gefunden, daß sie zur Sühne meines ‚Verbrechens' ausreichten. Ich habe sie abgesessen. Jetzt sind wir quitt. Ich beteilige mich an keiner politischen Organisation mehr, und Sie sind so auch nicht mehr zu Polizeimaßnahmen gegen mich befugt." „Hören Sie, Ciliga, Sie wissen sehr gut, daß die Sowjetunion augenblicklich isoliert, daß sie eine vom Kapitalismus belagerte Insel ist. Unsere Verantwortung ist schwer., Wir können uns nicht den Luxus dieser großzügigen Demokratie leisten, von der Sie träumen. Ihre Kritik am Sowjetregime wird den Interessen der Bourgeoisie und der faschistischen Konterrevolution dienen und nicht denen des Proletariats. Hätte 1918 auch in Deutschland und im übrigen Europa die Revolution gesiegt, wäre unser Regime sicherlich unter dem Einfluß der fortgeschritteneren westlichen Länder besser geworden und unserem Ideal näher gekommen. Das Leben wäre leichter, Kritik zugelassen, die Demokratie weniger begrenzt gewesen. Aber wir' haben inmitten ernstester Schwierigkeiten allein gestanden."

„Ich verstehe Sie vollkommen, Denissow: Sie sind allein geblieben, und Sie sind Nationalisten geworden. Die Interessen des Staates, den Sie kontrollieren, sind Ihnen mehr ans Herz gewachsen als die der Arbeiterklasse und der internationalen Arbeiterbewegung. Sie betrachten sich nicht mehr als Angehörige der Arbeiterklasse, sondern als deren Herren. Sie dienen ihr nicht mehr, sondern sie muß Ihnen dienen. Ich verstehe Sie sehr gut: Sie sind allein geblieben, und Sie haben aufgehört, Sozialisten zu sein. Und im Verlauf Ihrer Kämpfe und ‚Manöver' haben Sie sich selbst gewandelt. Denn man kann nicht ein reaktionäres Werk durchführen, ohne selber reaktionär zu werden. Sie sind Reaktionäre, lim Vergleich zum Sozialismus, zur Oktoberrevolution, zum Jahre 1919. Aber Sie sind Fortschrittler im Vergleich zum Zarismus und zur Februarrevolution. Heute noch bringen Sie mit Ihrer Kol-

lektivierung ein Werk von großer nationaler, ja von Weltbedeutung zuwege."

„Nun sehen Sie, Sie erkennen selber an, daß wir recht haben.. Der vollkommene Sozialismus und die Demokratie werden mit der nächsten Etappe kommen."

„Ja, sie werden mit der nächsten Etappe kommen. Aber das wird nicht auf Ihre Initiative und mit Ihrer Zustimmung geschehen. Es wird das Ergebnis eines gegen Sie geführten Kampfes sein. Nicht von einem Scheitern des Fünfjahresplanes erwarte ich eine bessere Zukunft für Rußland, sondern von dem Kampf der Arbeiter und Kolchosenbauern geigen Sie, die neuen Herren. Ich spreche in diesem Augenblick gleichsam in ihrem Namen, im Namen der künftigen Kämpfer, die aus den enterbten Klassen der UdSSR hervorgehen werden. Dennoch, Sie haben eine Entschuldigung vor der Geschichte: Sie haben in der großen Revolution Ihre Kräfte erschöpft, und die anderen Länder haben Ihnen nicht genug geholfen." Wieder ein anderes Mal sagte mir einer der hohen GPU-Funktionäre in einem Ton vollster Aufrichtigkeit (wobei hier ununtersucht bleiben soll, ob das nur „Taktik" war): „Wir wissen genau, daß Sie, die Oppositionellen, nicht Konterrevolutionäre sind, und daß Sie uns nicht mehr als ‚rote Gendarmen' ansehen, obwohl wir von unseren Gegnern gewöhnlich so bezeichnet werden. Sie wissen genau, daß die Partei nicht ein so kurzes Gedächtnis hat, um Trotzkis Verdienste im Bürgerkrieg — um bloß ein Beispiel zu nennen — vergessen zu können. Die revolutionäre Opportunität des Augenblicks kann die Negierung aller Verdienste fordern, aber die Partei vergißt sie trotzdem nicht... In Moskau erinnert man sich genau Ihrer und Ihrer langen Tätigkeit im Dienst der Partei, dessen können Sie gewiß sein. Ich bin überzeugt, daß man nichts Erniedrigendes von Ihnen verlangen und Sie ins Ausland zurückfahren lassen wird. Aber man möchte, glaube ich, unbedingt Garantien hinsichtlich Ihrer künftigen Haltung haben."

„Was für Garantien? Meine Haltung in der Vergangenheit und heute ist die eines anständigen Menschen und Revolutionärs nicht nur politischen Freunden, sondern auch den politischen Gegnern gegenüber. Und ich werde mich im Ausland nicht anders verhalten." Er versuchte plötzlich nicht mehr, die von Moskau geforderten Garantien zu präzisieren, sondern wandte sich einem anderen Thema zu.

All diese Gespräche bestärkten mich in der Überzeugung, daß meine Abreise ins Ausland nur eine Frage von Tagen, wenn nicht Stunden sei. Ein paar Tage später wurde ich zum Ortssowjet gerufen.

„Ihr Ausreisevisum ist abgelehnt worden, denn die sowjetischen Behörden betrachten Sie als sowjetischen Staatsangehörigen."

„Das werden wir ja sehen. Geben Sie mir den Brief mit dem abschlägigen Bescheid, damit ich ihn nach Moskau schicken kann."

„Ich kann Ihnen nichts Schriftliches geben." „Ach so, Sie haben Angst, mir Ihre Ablehnung schwarz auf weiß zu geben, weil Sie selber genau wissen, daß sie unigesetzlich und unhaltbar ist. Nun gut, ich kann sie entbehren. Wo ist mein Paß?"

„Er kann Ihnen nicht ausgehändigt werden, weil Sie sowjetischer Staatsbürger sind."

„Das wird ja immer besser. Geben Sie mir den Paß sofort heraus, oder geben Sie mir eine Bescheinigung darüber, daß Sie ihn behalten haben."

„Wir können Ihnen keine schriftliche Bescheinigung geben. Weder über die Ablehnung des Visums, noch über die Einbehaltung des Passes. Wir sind nur zu einer mündlichen Erklärung ermächtigt."

„Ach, wie mutig Sie sind! Sie kommen mir wie kleine Diebe vor, die man auf frischer Tat ertappt und die dann schreien: ‚Ich bin es nicht.' Sie sind nur jämmerliche Krämer, aber Sie nennen sich eine große Macht," „Bürger, mäßigen Sie Ihren Ton. Hier wird nicht geschrien! Sonst werde ich mich mal mit Ihnen beschäftigen", fiel ein junger Mann im Ledermantel ein. Wahrscheinlich ein Tschekist in Zivil.

„Wie soll man nicht schreien, wenn man am hellen Tage bestohlen wird!" antwortete ich etwas weniger laut. In den folgenden Tagen wurden meine Unterhaltungen mit der GPU gespannter. Nachdem alle alten Argumente erschöpft waren, fand ich ein neues.

„Die Fortnahme meines Passes, Denissow, ist ungesetzlich. Es geht dabei nicht nur um mich, sondern um die italienische Gesandtschaft. Der Paß gehört der Gesandtschaft, die ihn mir ausgestellt hat. Paßdiebstahl wird, wenn ihn ein einzelner begeht, als Vergehen geahndet. Wird er aber von einer amtlichen Stelle begangen, wie das hier der Fall ist, stellt er einen schweren Angriff auf das internationale Recht und die Prärogativen einer fremden Macht dar, mit der die UdSSR diplomatische

Beziehungen unterhält." Denissow unterbrach mich scharf und fast brutal:

„Ihr Paß wird der italienischen Gesandtschaft ausgehän-digt werden, die unseren Standpunkt akzeptiert." Das war ein harter Schlag. Das Einverständnis zwischen der italienischen Gesandtschaft und der Sowjetregierung hätte mich der GPU mit Haut und Haaren ausgeliefert. Dennoch, ich glaubte nicht an dieses Einverständnis. Ich hatte es schon, bevor man mir den Paß schickte, für wenig wahrscheinlich gehalten, aber jetzt erschien es mir vollkommen unmöglich. Denissow seinerseits lenkte ein wenig ein und machte mir einen neuen Vorschlag: „Hören Sie, Ciliga. Sie brauchen sich nicht aufzuregen. In sechs Monaten ist Ihre Verbannungszeit abgelaufen, und dann wird man Sie bestimmt wieder in Freiheit setzen. Sie werden nicht nochmals verurteilt werden und ruhig hingehen können, wohin Sie wollen, ins europäische Rußland oder ins Ausland. Aber lassen Sie sich einen freundschaftlichen Rat von mir geben. Lassen Sie die Gesandtschaft in Frieden."

„Lassen Sie die Gesandtschaft in Frieden." Mit anderen Worten: es bestand kein Einverständnis zwischen ihnen und der Gesandtschaft... Vielleicht sollte mit dem allem nur das Prestige der GPU gewahrt werden. Oder war es am Ende eine neue Falle?

„Ich habe an sich gar kein Interesse, mich an die Gesandtschaft zu wenden. Und es wäre überhaupt nicht nötig gewesen, wenn Sie mich ganz aus sich hätten fahren lassen..."

„Ciliga, man muß Ihre Abreise nicht nur unter dem individuellen, sondern dem politischen Gesichtspunkt betrachten..."

„So also ist das:,zehn Jahre haben wir im Ausland und in Moskau zusammengearbeitet, und jetzt, da wir politisch nicht mehr übereinstimmen, ist in Ihren Augen der leiseste Respekt vor meiner Haltung und meinen Rechten ‚unpolitisch', während Sie Ihr unerhörtes Verhalten mir gegenüber als eine Tat von höchster politischer Tragweite ansehen!"

„Sie sind doch ein merkwürdiger Mensch, Ciliga. Warum wollen Sie denn nicht die harte Wirklichkeit, die traurige Wahrheit verstehen: man kann den Sozialismus nicht mit Glacéhandschuhen verwirklichen..." „Aber ebensowenig mit Diebstahl und Lügen... Das Schlimmste, Denissow, ist, daß niemand mehr Vertrauen zu Ihnen haben kann, denn Sie wissen nicht, was Ehre ist.

Sie haben die bürgerlichen Ehrbegriffe kritisiert und yer urteilt, aber nicht, um sie durch proletarische Ehrbegriffe zu ersetzen, sondern um die Ehre überhaupt auf den Kehr- richt zu werfen. Sie haben die bürgerliche Moral gegen eine völlige Amoralität eingetauscht. Aber kommen wir wieder auf den Anfang unseres Gesprächs zurück. Sie sagen mir, ich solle mich nicht an die Gesandtschaft wenden, und versprechen mir, daß ich unter dieser Bedingung nach Beendigung meiner Strafe ungehindert ins Ausland fahren könne. Grundsätzlich bin ich bereit, darauf einzugehen. Aber erst hat es geheißen, ich sei zu drei Jahren Deportation verurteilt, und damit hätte ich nicht nur sechs, sondern noch achtzehn Monate zu bleiben..." „Keineswegs, Ciliga. Ihre Verbannungszeit beläuft sich nur auf zwei Jahre." Denissow ließ sofort den Beamten kommen, der die Gefangenenkartei führte, und bat ihn, festzustellen, welche Strafzeit auf meiner Karte vermerkt sei. Man sah nach: drei Jahre.

„Das ist ein Irrtum", erklärte Denissow. Er suchte in - seinen Akten und fand schließlich ein Papier, aus dem eindeutig hervorging, daß das Sondergericht der GPU mich zu zwei Jahren Verbannung nach Ostsibirien verurteilt hatte.

Was war hier Wahrheit, was Theater, was Irrtum — ich konnte es nicht erkennen. Immerhin hatte ich ein Jahr gewonnen, da ein amtliches Dokument bestätigte, daß meine Verbannungszeit nur zwei Jahre betrug. „Gut", sagte ich. „Ich werde sechs Monate warten. Aber wer garantiert mir, daß Sie meine Verbannungszeit dann nicht automatisch verlängern? Das kostet Sie nur eine Unterschrift. Man läßt wohl einen Teil der Deportierten frei, jedoch nicht alle. Welche Garantie habe ich, daß ich zur ersten und nicht zur zweiten Gruppe gehören.werde? Ich sehe nur eine: geben Sie mir meinen Paß wieder. Da er ein Jahr gilt, kann ich sechs Monate warten. Wenn Sie dann Ihr Wort nicht halten, werde ich mich an die Gesandtschaft wenden. Wenn Sie mir meinen Paß nicht herausgeben, so bedeutet das, daß Sie mich nur täuschen wollen. In diesem Fall bleibt mir nichts anderes übrig, als sofort die Gesandtschaft zu informieren." Denissow und Walajew übermittelten der Moskauer GPU meine Antwort auf die mir gemachten Vorschläge. Am Morgen des 26. November fand ich mich im GPU-Ge- bäude ein, um mir die Gegenantwort zu holen. Ich wurde von Walajews Vertreter, Smirnow, empfangen. Das schien mir schon nichts Gutes zu verheißen.

Kaum, daß ich das Zimmer betreten hatte, füllte es sich mit Polizisten, und ich hatte sehr schnell das Gefühl, daß man mich nicht aus den Augen ließ und jede meiner Bewegungen überwachte.

„Bürger Ciliga", sagte Smirnow, „Sie reisen nach Jenisseisk ab, das Ihnen als Verbannungsort angewiesen ist..." Er unterbrach sich einen Augenblick. Die Hände der um mich herumstehenden Polizisten hoben sich sofort, als ob sie mich festhalten wollten, um mich an Gott weiß was, •vielleicht am Öffnen der Pulsadern zu hindern... Ich sah sie an und lächelte bitter, wie um zu sagen: „Nein, heute nicht..." Smirnow fuhr fort:

„Ich werde Sie persönlich begleiten. Wir werden gleich in einem bequemen Auto abfahren. Sie erhalten eine völlig neue Winterausrüstung, Filzstiefel, einen warmen Anzug, eine Pelzweste, sowie einen pelzgefütterten Mantel und einen Pelz für die Fahrt. Sie werden bestimmt nicht frieren. Ich kann Ihnen nicht gestatten, nochmal nach Hause zu gehen. Unsere Polizisten sind schon dort. Sie packen Ihre Sachen und bringen sie hierher. Ihr Gepäck kommt mit Ihnen mit. Sie werden hier in diesem Zimmer zu Mittag essen. Das Essen kommt aus dem GPU-Restau-rant."

Und so geschah dann alles auch. Vor der Abfahrt übergab ich einem der Wachtposten ein Telegramm an die Gesandtschaft in Moskau: „Heute von der GPU verhaftet. . Man schickt mich ungesetzlich und unter Zwang in die Verbannung nach Jenisseisk. Ich bitte Sie, meine Mutter in Chegotitsch, Bezirk Dignano, Istrien, zu benachrichtigen, daß alles, was mir zustoßen kann, der Sowjetregierung zur Last fällt."

Ein paar Minuten späte« kam Walajew, völlig außer sich, mit dem Telegramm in der Hand ins Zimmer. „Anton Antonowitsch, warum schicken Sie dieses Telegramm ab? Wollen Sie damit sagen, daß wir die Absicht haben, sie zu töten?" fragte er in beleidigtem Ton. „Das sage ich nicht. Aber ich weiß, daß bei Ihnen alles geschehen kann und daß Sie zu allem fähig sind. Deshalb benachrichtige ich die Meinen."

Das Telegramm ging ab, ich bezahlte die Gebühren, und der Wachtposten brachte mir die Empfangsbescheinigung von der Post. Ich bin nicht sicher, ob dieses Telegramm jemals seinen Bestimmungsort erreicht hat. Aber das Benehmen der GPU verriet mir, daß sie sich trotz der Einbehaltung meines Passes und meiner Verschickung nach Jenisseisk nicht ganz Herr der Lage fühlte. Es war also noch nicht alles verloren. Jenlisseisk würde nur eine Etappe sein und nicht die Endstation in dem Kampf, den ich führte.

10.DIE STRASSE DER „6001 GRÄBER”

„Bis Jenisseisk in einer Reihe sechstausendeins Gräber...”

Essenin

Es war halb drei Uhr nachmittags, als unser Auto aus dem Hof hinausfuhr. Auf einen Pfiff hin öffneten die Wacht posten das Tor, und die Reise ging los. Wir hatten vier hundert Kilometer bis Jenisseisk zurückzulegen. Und es waren nicht nur die 6001 Gräber Essenins, des stolzen Dichters, der 1924 seinem Leben selber ein Ende setzte, die den Rand dieser Straße säumten, es waren auch die zahllosen Gräber der Bauern aus der großen Ernte des Todes in den Jahren 1929 bis 1933. Der Schnee deckte die Gräber zu. Nichts war mehr von den Toten zu sehen, aber ihre verlassenen Häuser standen dort noch, und in der vom Blut des Volkes getränkten Erde sprossen die Keime eines neuen Lebens.

Das Auto kam nur langsam vorwärts. Eine dicke Schnee- schicht lag auf der Straße, so daß man nicht erkennen konnte, wo die Felder begannen, und der Wagen bald gegen einen Meilenstein stieß, bald in einen Graben hinein- fuhr. Nach zehn Kilometer Fahrt begannen die beiden) mich begleitenden Tschekisten, die ängstlich darüber wach- ten, daß ich nicht eine Verzweiflungstat beginge, sich zu beruhigen und von ihren eigenen Angelegenheiten zu] sprechen, ohne sich noch um mich zu kümmern. Ich war völlig niedergeschlagen, aber ich machte mir noch keine Gedanken über das, was mich erwartete. Ich saß stumm in meiner Ecke.

Die Straße wurde immer schlechter und der Schnee immer höher.

„Wir werden das Auto lim nächsten Dorf unterstellen und im Schlitten weiterfahren”, sagte einer der Tschekisten. Wir hatten eigentlich die Hälfte der Strecke im Auto zurücklegen wollen. Aber es war unmöglich.

Das Schlimmste war, daß es dunkel wurde. Der Wagen fuhr sich fest, und der Chauffeur konnte ihn nicht wieder in Gang bringen. Wir stiegen alle aus, und die Tsche-kisten versuchten, den Wagen weiterzuschieben. Aber es war alles vergeblich. „Das geschieht ihnen recht”, murmelte ich vor mich hin, während ich zusah, wie sie sich verzweifelt abmühten.

Der eine meiner Begleiter war Hauptmann, der andere. Major. Smirnow, ein ehemaliger Student, glaube ich, hatte den Bürgerkrieg als politischer Kommissar mitgemacht. Der andere, Cliebnikow, war Metallarbeiter in Krasno-jarsk

gewesen, hatte gegen Koltschak gekämpft und leitete jetzt das GPU-Gefängnis von Krasnojarsk. „In Europa”, ging es mir durch den Kopf, „würden Offiziere sich bestimmt nicht solche Mühe gelben. Die Arbeit ist nicht ihre starke Seite, während die hier trotz ihres Aufstiegs nicht vergessen haben, daß sie Arbeiter gewesen sind.”

Es war nicht sehr angenehm, so untätig dabei zu stehen, und so entschloß ich mich schließlich, ihnen ein wenig zur Hand zu gehen. Aber all unseren Anstrengungen blieb der Erfolg versagt. Die Tschekisten (entschieden darum, daß wir in das letzte Dorf, durch das wir gekommen waren, zurückkehrten. Der Chauffeur sollte dann den Wagen nach Krasnojarsk zurückbringen, und wir würden die Fahrt im Schlitten fortsetzen. In einem Sowjetdorf kann man nicht Pferde direkt bei den Bauern mieten: man muß sich erst an die neuen Autoritäten, die Kolchosenleitung und den Ortssowjet wenden. Man erklärte uns, daß wir vor Mitternacht keine Pferde bekommen könnten. Wir ließen uns darum erst einmal in der Holzhütte des Ortssowjet nieder, legten uns dort auf die längs der Wände stehenden breiten Bänke und deckten uns mit unseren Pelzen zu. In einer von einer Petroleumlampe erhellten Ecke tagten und diskutierten rings um einen Tisch die Mitglieder der Kolchosenleitung und der Buchhalter der Organisation. Sie teilten das dem Dorf auferlegte Kartoffellieferungssoll zwischen die Kolchose und die Privatbauern auf, dann schritten sie zur Verteilung der Petroleum- und Salzbezugsscheine. Und schließlich zählten sie die „Arbeitsstunden” zusammen.

Dies geschah auf die primitivste Weise, sozusagen mit dem Daumen gepeilt. Und das sollte nun die Kolchose, das Fortschrittlichste in der Welt sein! Was für eine Groteske!

Als man uns mitten in der Nacht weckte, war niemand vom Dorfsowjet mehr anwesend. Wir setzten uns in die Schlitten, mummelten uns in unsere Pelze ein und schliefen gleich wieder weiter.

Im nächsten Dorf hielten wir vor der Poststelle. Es war noch tiefe Nacht, und alle schliefen, aber die Tschekisten weckten ohne jedes Zögern die ganze Familie. Halb an gekleidet erhoben sich

alle, alt und jung, von ihren Ma tratzen, die sich überall, in den Ecken, auf dem Boden, auf dem Ofen befanden. Man glaubte, in ein Lager und nicht in ein Wohnhaus gekommen zu sein. Dann wurde der Samowar in Gang gebracht, und nachdem wir heißen Tee zu uns genommen hatten, streckten wir uns auf den Ma- tratzen aus, die man für uns frei gemacht hatte. Am Morgen bedurfte es zweistündiger Verhandlungen, bis wir endlich Pferde bekamen. Der Dorfsowjet weigerte sich, sie herauszugeben. Durch die Zwangskollektivierung hatte sich der Pferdebestand um 80°/o vermindert. Außerdem mußte man gerade an diesem Tage einen drin genden Transport im Staatsauftrag durchführen, der keinen Aufschub duldete.

„Erst müssen wir unsere Kolchosen Verpflichtungen erfül- len. Später werden wir uns dann um Sie kümmern, wenn wir können..."

Ich war äußerst verblüfft über die respektlose Haltung des Dorf Sowjets den Tschekisten gegenüber. Ich hatte dann noch mehrmals auf der Fahrt Gelegenheit, festzustellen, daß dies kein Einzelfall war. Niemals hätte ich zudem vermutet, daß die Tschekisten genau wie jeder andere für die gemieteten Pferde der Kolchose etwas bezahlen mußten.

Die Tschekisten erführen schließlich, daß sich in der Kolchose ein krankes Pferd befand, das auf ausdrückliches Geheiß des Tierarztes nicht zu schwerer Arbeit benutzt werden durfte. „Nun, das ist keine schwere Arbeit, uns bis zum nächsten Dorf zu ziehen." Das kranke Pferd hatte jedoch eine besondere Funktion. Es mußte die Kolchosenkinder zur Schule bringen. Ein neues Hindernis. Aber endlich fiel einem ein, daß aus irgendeinem Grunde an diesem Tage keine Schule war. So lieh man uns also das kranke Pferd aus.

Es war ein sehr sonniger Morgen. Die ganze Natur glitzerte und funkelte im Sonnenlicht. Aber es war nur eine optische Täuschung, hervorgerufen durch die Durchsichtigkeit der Luft und das Weiß der verschneiten Weiten. Die Sonne wärmte jedoch kaum. Der Schnee blieb hart und fest wie eine Mauer. Bald verschwand die Sonne und es wurde genau so ein kalter und grauer Tag wie gestern, als wir aus Krasnojarsk abgefahren waren. Gegen Mittag kamen wir in ein großes Dorf. Zu beiden Seiten der Straße sah man eine lange Reihe von Holzhäusern. Aber viele von ihnen waren verlassen, die Türen und Fenster vernagelt. An einigen standen die Türen offen, doch innen war alles wüst und leer. Bin trauriger Anblick, der uns noch oft auf dieser Fahrt begegnen sollte. Die Bauern in den verschiedenen Dörfern berichteten mir, daß zehn und bisweilen sogar zwanzig Prozent der Häuser geplündert, ihre Bewohner deportiert oder tot seien...

Am Ende des Dorfes wurde es lebendiger. Man bemerkte dort Menschen, Maschinen, Gebäude. Auf der einen Straßenseite lag ein großer Hof mit zahlreichen Häusern. Ein fester Holzzaun zog sich um das Ganze. „MTS" (Maschinen-Traktoren-Station) stand an dem Tor, das wir durchschritten. Wir überquerten den Hof und gelangten zu einem kleinen, neuen Gebäude: dem „Polit-Otdjel" der Station, d. h. dem Polit-Polizeibüro. Wir wurden von dem Chef des Polit-Otdjel empfangen, der ebenso wie meine beiden Begleiter der GPU angehörte. Die Tschekisten begaben sich dann in das Direktions-Restaurant, das sich außerhalb des Hofes, jenseits der Straße befand, während man mich in das Restaurant Nr. 2 schickte, das für die Traktorenführer und Mechaniker bestimmt war. Daneben gab es noch ein drittes für die ungelernten Arbeiter, in dem das Essen ziemlich mäßig war. Im Restaurant Nr. 2 konnte es sich immerhin sehen lassen: Kohlsuppe, Hammelfleisch, Kohl und Kartoffeln. Für jene Zeit war das geradezu glänzend! Ich aß am Tisch der Mechanikerlehrlinge, jungen Leuten vom Lande, denen man sofort ansah, daß sie aus dem Volk kamen. Sie waren gut gewachsen und wirkten kräftig und widerstandsfähig. Für ihr Alter erschienen sie mir jedoch zu zurückhaltend, zu umsichtig, zu ernst. Sie waren einfach gekleidet, gingen aber nicht in Lumpen wie die anderen Dorfbewohner. Ich begann kein Gespräch mit ihnen, hörte ihnen aber aufmerksam zu, wobei ich sie unverwandt ansah. Und ich las in ihren Augen und Gesichtern das, was ich erst bei einer anderen Gelegenheit erfahren sollte, was ich jedoch schon hier berichten will. Es handelt sich um zwei Brüder, alle beide Mitglieder derselben Kolchose, aber mit dennoch völlig verschiedenen Schicksalen. Der jüngere, der kinderlos verheiratet war, hatte die erste beste Gelegenheit benutzt, um die Kolchose zu verlassen und mit seiner Frau in die Stadt zu ziehen. Da er ein guter Tischler war, hatte er schnell eine ent- sprechende Stellung gefunden und war Meister geworden. Er pries den Tag, da er der Kolchosen-Hölle hatte ent- fliehen können. Sein älterer Bruder, der mit einer großen Familie gesegnet war, hatte nicht den gleichen Mut aufgebracht und war in der Kolchose geblieben. Er war auf Besuch bei seinem Bruder und scheute sich nicht, trotz meiner Anwesenheit, das Kolchosenleben in den düstersten Farben zu schildern: ungenügendes Essen, Sklaverei, büro- kratisches Chaos vor allem. Seine Tochter, eine echte

Landschönheit von sechzehn Jahren, hörte dem Gespräch zu und schien offensichtlich in allem der Meinung des Vaters zu sein. Aber man spürte zugleich auch, daß sie das alles im Grunde gleichgültig ließ. Sie ging jeden Tag in der Kolchose von Haus zu Haus, um die Milch einzu- sammeln, die an eine Milchgenossenschaft in der Stadt abgeliefert werden mußte. Aber jetzt fuhr sie gerade zu einem Buchhaltungskursus, zu dem sie die Kolchose für sechs Monate entsandt hatte. Der Unterricht war kostenlos, sie mußte sich jedoch selber kleiden und sich einige Lebensmittel mitnehmen. Die beiden (Familien legten zusammen und taten so ihr Bestes, um dem jungen Mädchen den Start ins Leben zu erleichtern. Der Onkel schenkte ihr ein Paar ganz neue Filzstiefel, weil in ihrer eigenen Familie keine einigermaßen annehmbaren vorhanden waren. Sie strahlte, denn nach ihrer Meinung würde sie eine sehr gebildete Person werden. Sie mußte natürlich zwei Jahre als Buchhalterin in der Kolchose bleiben, alber dann konnte sie in die Stadt ziehen, im Büro einer Fabrik arbeiten und es vielleicht sogar zur Hauptbuchhalterin oder zu noch mehr bringen. Sie würde unabhängig sein. Das Leben lag offen vor ihr, und sie war überglücklich über diese Aussicht und hätte sich stundenlang darüber auslassen können. Was indessen ihr Onkel und ihr Vater erzählten... Sicherlich, es stimmte, aber was bedeutete es schon? Man mußte die Möglichkeiten nutzen, die sich einem boten, statt über die zu jammern, die man hatte verstreichen lassen.

Genau so, schien es mir, dachten die beiden MTS-Lehr-linge, mit denen ich dort beim Essen zusammensaß. Nach dem Essen begab ich mich zum Polit-Otdjel. Meine Begleiter waren noch nicht zurück. Ich war also allein und frei. (In so weltverlorenen Winkeln ist kein Fluchtversuch von Gefangenen zu befürchten, zu dessen Gelingen es sorgfältigster Vorbereitung bedarf.) Ich machte mich auf einen Entdeckungsgang durch den Hof. Der gesamte Komplex erinnerte mich an die Herrensitze der einstigen Bojaren oder des mittelalterlichen Englands. Aber das Moderne mischte sich mit dem Alten. Es gab hier sogar eine Post mit Telephon und Telegraph, ein Klubhaus und eine Bibliothek.

Ich betrat eine der Werkstätten, die Schmiede. Es war ein kümmerlicher Raum, neben dem das niedrige und dunkle Zimmer der Gesellen lag, in dem ein paar Betten, ein Tisch und Koffer standen. Da noch Mittagspause war, saßen die Gesellen noch dort, und ich setzte mich zu ihnen, um mich ein wenig mit ihnen zu unterhalten. Als sie erfuhren, daß ich politischer Deportierter war und außerdem noch Ausländer, begannen sie äußerst freimütig zu sprechen.

„Wir glaubten erst, Sie wären einer von ‚ihnen' wegen Ihrer Brille und weil Sie einen Schlitten für sich allein hatten und einen üppigen Pelz trugen. Aber als sie ihn dann auszogen und ausstiegen, haben wir gesehen, daß Sie einen Strick statt eines Gürtels umgebunden hatten. (Tatsächlich hatte ich in der Hast des Aufbruchs in Krasno-jarsk meinen Gürtel nicht gefunden und mir deshalb um die eben von der GPU empfangene Lederjacke ein Stück Strick geschlungen.) Und da haben wir uns gesagt: ‚Nein, das ist bestimmt keiner von ‚ihnen'." Sie antworteten auf meine Fragen ohne die geringste Scheu, wenn sie auch manches ein wenig umschrieben. Man befand sich immerhin in der MTS, und jeden Augenblick konnten meine Tschekisten auftauchen. Aber ich verstand genau, was sie sagen wollten: „Unser Leben ist hart und schwer. Die Herren haben gewechselt, sonst nichts." Dann fragten sie mich:

„Sagen Sie, wie leben die Arbeiter im Ausland? Schlechter oder besser?" Die Frage selber bewies schon deutlich genug, daß es für sie feststand, daß die Arbeiter im Ausland besser lebten und daß man es nirgends in der Welt schlechter haben konnte als hier... Ich erinnerte mich der falschen Vorstellungen, die sich das Proletariat im Ausland vom Leben des russischen Arbeiters macht, und antwortete:

„Die ausländischen Arbeiter sagen sich: ‚Wie haben's die Arbeiter in Rußland gut!' und hier denkt man umgekehrt das gleiche von ihnen... Wo ist die Wahrheit?... Nun, das Leben des Arbeiters ist hart, hier wie dort." „Das stimmt, und so wird es immer sein", erwiderten sie mir im Chor und mit einem Elan, der mehr Kampfgeist als Resignation verriet.

Bald darauf fuhren wir mit den Pferden der MTS zum nächsten Dorf weiter, wo wieder dasselbe Spiel begann: der Dorfsowjet wollte uns keine Pferde geben, weil man nicht genug hatte und die anderen gerade gebraucht wurden. Die Verhandlungen dauerten eine Stunde, und es regnete Flüche. Vor noch nicht langer Zeit hatten Bauern hier am Giebel des Sowjethauses ein Huhn aufgehängt, das am Halse eine Tafel mit folgender Inschrift trug: „Ich hänge mich auf, weil ich nicht stark genug bin, die amtlichen Vorschriften zu erfüllen." Es ist hier zu erwähnen, daß das jährliche Ablieferungssoll dreißig Eier pro Huhn betrug. Die Stalinsche Regierung zeigte sich offensichtlich für die Geisteshaltung des Dorfes nicht sehr empfänglich. Es hatte zwei Drittel seines Rinderbestandes, vier Fünftel seiner Ziegenherden und neun Zehntel seiner Schweine verloren. Von fünfhundert

Häusern waren mehr als fünfzig verrammelt und leer.

Am Abend waren endlich zwei Pferdegespanne bereit. Die Tschekisten setzten sich in den ersten Schlitten, und ich stieg mit meinem Gepäck in den zweiten. Wir fuhren die ganze Nacht. Das Wetter war angenehm und die Temperatur nur wenig unter dem Gefrierpunkt. So war es eine sehr schöne Fahrt auf der weißen Straße, die in Serpentinen zwischen dem schwarzen Saum der Wälder nach Norden führte.

Um vier morgens kamen wir in Bolchaia Murta an. Wir logierten dort in der GPU-Dienststeile, in der ein unterer Beamter mit seiner Familie wohnte. Er war ein ehemaliger Krasnojarsker Arbeiter und persönlicher Freund des einen meiner Begleiter. So ließen wir uns häuslich nieder. Man tischte uns ein erlesenes Essen auf: Huhn, Buchweizenpfannkuchen und Alkohol. Diesmal durfte ich am gleichen Tisch wie die anderen sitzen.

Am Morgen fuhren wir weiter bis zum nächsten Dorf, wo wir ein besser aussehendes und geräumiges, aber armselig möbliertes Bauernhaus betraten. Der Hausherr war Brigadeführer bei der Kolchose. Seine Frau servierte uns ein ziemlich mageres Mahl: Tee, Brot, Kohlsalat und Kartoffeln. Unseren Zucker und unser Brot steuerten wir selber bei, denn die Brot- und Zuckerverteilung ist auf dem Lande sehr gering und sehr unregelmäßig. Und dann ging es wieder weiter. Unterwegs überholten wir Reisende, die auf ihren Gefährten eine größere Last mit sich führten als wir, Familien von Goldsuchern oder Arbeitern, die mit Sack und Pack die Taiga durchstreiften. Diese Nomaden sind ein ganz besonderes Völkchen: sie ziehen mit ihrer „Kibitka" zwei oder drei Wochen durchs Land, bis sie endlich am Ziel sind. Unterwegs kochen und schlafen sie in ihrem Wagen... Von Zeit zu Zeit begegneten uns auch Reisende, die in umgekehrter Richtung, nach Krasnojarsk, fuhren. Am Abend erreichten wir ein tief in einem Tal ver- steckt liegendes Dorf. Die Luft war hier außerordentlich rein, und man hatte das Gefühl, sich an den Grenzen der Welt zu befinden. Wir übernachteten in einem großen Hause, einer alten Herberge, die aber jetzt nicht mehr Privatbesitz war, sondern von der Kolchose verwaltet wurde. Jeder Reisende mußte dort einen Betrag in Höhe eines Kolchosen-Tagesverdienstes entrichten. Dafür erhielt man eine Ecke, in der man sich niederlassen konnte, und heißes Wasser für den Tee. Alles übrige mußte man sich selber mitbringen. Verpflegung gab die Kolchose nicht. Die beiden Tschekisten machten sich mit mir in das Dorf auf, um nach Lebensmitteln zu fahnden. Auf dem Rückweg konnte ich zu meiner Genugtuung feststellen, daß die Tschekisten nichts bekommen hatten, während ich ein Dutzend Eier ergattert hatte. Wir ver-zehrten sie natürlich gemeinsam.

Die nächste Nacht verbrachten wir bei einem Kolchosen-Brigadeführer. Er bewohnte ein schönes, großes, gut ein-gerichtetes Haus — sogar Palmen gab es in den Zim-mern —, das schönste und reichste Bauernhaus, das mir bis dahin auf der Fahrt begegnet war. Die zahlreiche Familie war anständig gekleidet und schlief in prächtigen Stuben und bequemen Betten. Es war klar, daß wir uns hier bei einem „Kulaken" befanden. Wie hatte er nur die „Entkulakisierung" überstehen können? Nun jedenfalls, es war ihm geglückt.

Er war einer der Leiter der Kolchose. Ihm unterstanden die landwirtschaftlichen Arbeiter, und außerdem war er ein leidenschaftlicher Bienenzüchter. Er kümmerte sich nicht nur um die Bienenstöcke dieser Kolchose, sondern nahm sich sogar derer in den Nachbarkolchosen an und unterrichtete die Jugend in der Bienenzucht. Er war nicht Parteimitglied, schien sich aber dem Kolchosensystem völlig angepaßt zu haben. Es zog ihn wohl vor allem wegen der reichen Betätigungsmöglichkeiten an, die es bot. Man hatte ihm und seiner Familie das große Haus ganz gelassen, der Hof jedoch und die übrigen Gebäude gehörten ihm nur noch zum kleineren Teil. Das andere war Kolchoseneigentum geworden.

Unterwegs begegnete ich einem Bauern, der voller Animosität zu mir sagte: „Sie, ein Gefangener? Ein Depor- tierter? Und da fahren Sie hier wie ein Herr...! Sie' frieren nicht in Ihrem Pelz. Sie lassen sich's wohl sein. Die ukrainischen Bauern, die noch vor gar nicht langer Zeit hier entlanggekommen sind, wurden weniger zuvor- kommend behandelt: man lud sie wie Vieh auf die Schiit- ten, und sie waren halb nackt und verhungert. Sie kamen in riesigen Zügen; sie fuhren in die Taiga nach Jenisseisk, angeblich um Holz zu fällen, in Wirklichkeit um dort zu verrecken. Schon auf dem Wege dorthin ist mehr als einer von ihnen umgekommen." Und er erzählte mir einen Einzelfall: Eine Frau mit ihren Kindern war darunter (der Mann war anderswohin in irgendein Konzentrationslager verschleppt worden). Man hatte sie nur mitnehmen lassen, was sie tragen konnte. Aber was kann eine Frau mit vier oder fünf Kindern schon tragen! Unterwegs merkte die Frau, daß all

ihre Kinder erfrieren würden. Da ergriff die das älteste, zog es aus, warf es selber aus dem Schlitten und deckte mit seinen Kleidungsstücken die kleineren zu. So tat sie es noch zweimal während der Fahrt, und als sie ankam, hatte sie nur noch die beiden kleinsten... Aber es wäre falsch zu glauben, so etwas sei nur einmal vorgekommen. Nein, auf Schritt und Tritt hörte man ähnliche Berichte. In Jenisseisk habe ich in der Bade- anstalt einen deportierten Bauern getroffen, der auf der Fahrt zwei Kinder verloren hatte und dessen drittes fürs ganze Leben zum Krüppel geworden war. Nicht Tausende, nicht Hunderttausende, nein Millionen von Gräbern bedecken die Via triumphalis des Fünfjahresplans, der Industrialisierung und Kollektivierung. Welche positiven Ergebnisse es auch zustande gebracht haben mag, nie wird das Regime das Meer von Blut vergessen machen können, durch das es das Volk hat waten lassen. In ihrer weitaus großen Mehrzahl kommen die Opfer aus dem Volk und den werktätigen Klassen. Eine Regierung, die aus einer Volksrevolution hervorgegangen ist und sich ständig auf sie beruft, kann ohne Schaden für sich das Blut der vormals herrschenden Klassen vergießen, aber nicht das des Volkes, nicht das der Menschen, ohne die sie nicht sein würde.

11.IM KÖNIGREICH DER TRUSTS

Ich habe nur noch eine ganz verschwommene Erinnerung an den fünften Tag unserer Fahrt, wohl weil ich damals einfach zu müde war, um noch neue Eindrücke in mich aufnehmen zu können. Ich weiß nur noch wie wir am Ufer des Jenissei entlangfuhren. Der zugefrorene Fluß glich einer großen, mehr als ein Kilometer breiten Straße und seine mit langen Reihen von Kastanien und Platanen bepflanzten Ufer stellten gleichsam die Gehsteige dar. „Wir kommen noch heute nach Jenisseisk", verkündeten die Tschekisten.

Eine bleiche Sonne tauchte einen Augenblick auf und gab mir wieder ein wenig Kraft.

Endlich erschien die Stadt am Horizont. Der Schnee lag hier nicht mehr so hoch. Wir kamen an den ersten Hau- sern vorüber, einstöckigen, von Bretterzäunen umgebenen Holzhäusern, und überquerten dann auf einer kleinen hölzernen Brücke einen Nebenfluß des Jenissei. Bald darauf wurden die Häuser schöner. Wir erreichten das Stadtzentrum. Im ehemaligen Gouverneurspalais residierte jetzt unsere alte Bekannte, die GPU. Nachdem man mir dort meine Pelze wieder abgenommen hatte, wurde ich sofort in Freiheit gesetzt. Ich sollte mich am nächsten Morgen zur Ausfüllung meiner Karteikarte und zum Kleiderempfang wieder einfinden. Ich hatte die Adresse eines deportierten Genossen, eines alten Freundes, und begab mich unverzüglich zu ihm.„Wie freu ich mich, dich wiederzusehen!" sagte er. „Sicherlich, es ist traurig, daß du nicht nach Hause zurück-fahren konntest, aber mach dir nichts draus. Du wirst hier sofort beim Trust eingestellt werden. Wir arbeiten hier alle für den ‚Polarholz'-Trust. Vorläufig kannst du bei nur wohnen." Dann brachte er mir, ehe er wieder zur Arbeit ging, ein gutes Mahl mit Tee und Konfitüren. So verstrichen vierzehn Tage, einer wie der andere, und ich glaubte schon, daß das ewig so weitergehen würde. Aber das Schicksal hatte es anders bestimmt. Am Tag nach meiner Ankunft in Jenisseisk, dem 1. Dezember 1934, wurde in Leningrad Kirow ermordet, Mitglied des Politbüros und einer der ersten zehn Männer des Stalinregimes. Wir erfuhren es erst zwei Tage später durch den Moskauer Rundfunk. Es war das erste politische Attentat innerhalb der Partei, begangen von einem Parteimitglied im siebzehnten Jahr der Revolution. Ein Ereignis, das seinesgleichen suchte und dessen Rückwirkungen ich das ganze Jahr, das ich in Jenisseisk verbringen mußte, verspüren sollte, obwohl ich mich instinktiv sträubte, es zu glauben.

Was konnte denn auch für eine Verbindung zwischen einem Mord in Leningrad und einem so verlorenen Winkel im tiefsten Sibirien, wie Jenisseisk, bestehen! Und was für Folgen hätte das für einen Menschen haben sollen, der nie in seinem Leben den Mörder Nikolajew gekannt hatte? Absolut keine, dachte ich ebenso wie alle anderen Deportierten.

Aber kaum hatte sich die erste Woge der durch diesen Mord bewirkten Verfolgungen beruhigt, als eine zweite sich erhob.

„Was können angesichts der erreichten Jahresproduktion von 10 Millionen Stahl die Reste der Oppositionsgruppen bedeuten!" erklärte Radek in der Iswestija vom 21. De- zember. Und dennoch, die Ermordung Kirows wirkte sich immer weiter aus. Die Verfolgungswelle riß auch Radek und mit ihm fast die ganze bolschewistische Garde in den Abgrund des Todes. Dezember und Januar waren für mich sehr schwere Monate. Nicht so sehr in materieller Hinsicht. Obwohl nach der Ermordung Kirows der Trust keinen Deportierten mehr engagierte, bekam ich doch eine nach Akkord be-: zahlte Heimarbeit. Wir waren am Ende des Jahres, und der Trust hatte eine Riesenmenge von Jahresberichten - und Plänen fertigzustellen. Die fest bei ihm Angestellten konnten mit den Papierbergen allein nicht mehr fertig werden. Und außerdem wollten auch diejenigen, die Ar- beit hatten, die Arbeitslosen unterstützen. So wurde eine Gruppe von sechs Deportierten, zu der auch ich gehörte, mit einem Teil dieser Arbeit betraut. Wir bewältigten sie in drei Wochen, und ich erhielt dafür sechs- oder sieben- hundert Rubel, womit man zwei oder drei oder, wenn man sparsam war, sogar vier Monate in Jenisseisk leben konnte. Ich fand auch ein Zimmer. In geistiger Beziehung war diese Periode meines Lebens nicht ganz uninteressant. In der Stadt lebten gewöhnlich zwei- bis dreihundert politische Deportierte aller Parteien und Gruppen, eine Zahl, die bisweilen sogar auf 1500 bis 2000 anstieg. Man fand dort ausgezeichnete Kameraden und ausgesprochen interessante Menschen. Wir trafen uns abends bei dem einen oder anderen, vor allem natürlich bei denen, die Familie hatten. Und es wurden dann nicht nur leere Worte gewechselt. Was die einzelnen zu sagen hatten, zeichnete sich durch großen Gedankenreichtum und eine klare Erkenntnis der Lage aus. Man

hatte dadurch immer das Gefühl, hier nicht fern von der Welt, sondern im Zentrum der Ereignisse zu leben. So nahm ich an Gespächen teil, in denen man sich sachverständig über Verhaeren, Stendhal, Sinclair, James Joyce, Demokratie, Faschismus, Kommunismus, Anarchie, Totalitarlismus, Entwicklung der Weltwirtschaft und die Probleme der zeitgenössischen Philosophie unterhielt... Was man da äußerte, hätte sich in jeder Weltstadt und vor den gebildetsten Menschen hören lassen können. (Es wäre natürlich absurd, behaupten zu wollen, daß es in den großen russischen Städten keine interessanten Persönlichkeiten mehr gäbe, aber es ist wahr, daß viele der begabtesten und fähigsten Menschen Rußlands sich in den verlassensten Winkeln des fernen Sibiriens befinden.) Doch so interessant das alles war und soviel Nutzen ich daraus zog, es konnte nicht hindern, daß ich mich innerlich mehr und mehr am Ende fühlte. Der Dezember und Januar waren Monate einer furchtbaren Prüfung für mich. Der Alptraum des arktischen Winters lastete auf mir. Wenn die Temperatur auf mehr als 40 Grad unter Null fiel — und das währte Wochen .—, hörten meine inneren Organe fast auf, zu funktionieren. Da ich geistig völlig klar blieb, konnte ich an mir alle Phänomene des Erfrierungstodes beobachten, als hätte ich in einem Laboratorium die experimentellen Veränderungen biologischer Gewebe studiert. Der vorherrschende Eindruck war der einer zunehmenden Erstarrung des ganzen Körpers. Als das Thermometer bis auf 56 Grad unter Null fiel (ich werde nie die beiden langen Wochen vergessen, in denen es zwischen 45 und 56 Grad schwankte), litt ich nicht so sehr unter der Kälte selbst wie unter ihren Folgen. Gleich nach meiner Ankunft in Jenisseisk hatte ich mich mit Kleidung zum Schutz gegen die sibirische Kälte versorgt. Hier konnte man sich nicht mittelsibirisch, mitteleuropäisch anziehen wie in Krasnojarsk. Die Häuser waren hier mit allen raffinierten Vorsichtsmaßregeln geheizt, damit man sich nie erkältete, wenn man lüftete. Kam man von draußen in ein Zimmer, mußte man durch vier Türen hindurch, von denen mehrere mit dickem Filz bespannt waren.

Ging man hinaus, mußte man eine besondere Kopfbedeckung aufsetzen, die, aus vier oder fünf Teilen bestehend, Kopf, Gesicht und Hals vor Kälte schützte. Kopf und Körper bildeten eine Einheit im Kampf gegen den Frost. Unter dem dicken Pelzpanzer sah man nur die Augen, die Nasenspitze und den Mund. Die Füße steckten in sibirischen Filzstiefeln, und so war man sozusagen hermetisch gegen die Kälte abgeschlossen. Man fror zwar nicht, konnte aber infolge der Vermummung nicht atmen. Man hatte draußen immer einen schweren Kopf und das Gefühl, daß der ganze Organismus im nächsten Augenblick stillstehen würde. Man fühlte sich wie in einem luftleeren Raum gestoßen, wie halluziniert von dem nahen Ende und hatte nur den einen Gedanken: daß es nur rasch, rasch zu Ende gehe! Es war nicht mehr der Tod, vor dem einem graute, sondern das Leben. So nahm man, ehe man hinausging, alle Kräfte zusammen und lief dann in aller Hast durch die Straßen, um sich so schnell wie möglich in das Haus eines Freundes oder in ein Büro flüchten zu können.

Dieser graue und trübe Alptraum währte zwei Monate, Dezember und Januar. Nicht einmal für eine Sekunde schien die Sonne. Und dennoch war das nicht die Polarnacht, weil Jenisseisk nicht in ihrem Bereich liegt. Es war nur ein bleierner, erloschener, undurchdringlicher Himmel. Und immer der gleiche Schnee, immer die gleichen Biszapfen auf den Dächern, den Gartentoren, an den Fenstern und Haustüren.

Ich brauchte nur zwei oder drei Minuten draußen zu sein, und schon war ich den ganzen Tag krank. Die milde, angenehme Temperatur im Inneren der Häuser war schon gar kein Heilmittel dagegen. Und zwei Monate solchen Lebens genügten, um die Gesundheit für das ganze Jahr zu erschüttern. Die Wärme des Sommers vermochte weder den Organismus wieder gesund noch die entsetzlichen Folgen des Winters wirkungslos zu machen. Es war mir völlig klar, nach einem oder zwei Wintern dieser Art würde man mich auf den Friedhof tragen müssen — und nicht nur symbolisch. Lieber den Tod als solch ein Leben. Der Schnee wich und wich nicht. Ich erinnere mich, daß noch am 1. Mai alles mit Schnee bedeckt war und nur auf der Hauptstraße zwei schwarze Spuren von Erde, Sand und Schmutz die endlos weiße Fläche durchbrachen. Wie füllte sich bei ihrem Anblick mein Herz mit Freude und Hoffnung! Das Leben kommt wieder, durchfuhr es mich, und ich hätte mich fast vor diesem trüben Schmutz auf die Knie geworfen, der mir nach sieben Monaten des Verlorenseins im Schnee die Rettung zu verheißen schien, Das Verschwinden des Schnees bedeutete das Ende des Winters. Aber schon die ersten Sonnenstrahlen (Ende Februar, Anfang März) gaben mir neuen Lebensmut und ließen mich wieder hoffen. Dennoch, die Sonnenscheibe, die da am düsteren Himmel erschien, war trübe, glanzlos und dunkel. Ab März wurden die Tage ein wenig wär mer. Ich hatte im März und April sogar den kühnen Plan, Wintersport zu treiben. Welch berauschender Ge-

danke, endlich, all meiner Ungeschicklichkeit zum Trotz, auf Skiern durch den Schnee gleiten und die nun nicht mehr schädliche frische Luft atmen zu können!

Erst im Juni wurde der Jenissei wieder eisfrei. „Das Eis bricht." Mit Blitzesschnelle verbreitete sich diese Kunde und versetzte die ganze Stadt in freudige Erregung. Man hatte es schon seit Tagen erwartet. Nun war es endlich so weit! Der Fluß regte sich wieder. Die Verbindung mit der Welt war wiederhergestellt, der Winterschlaf endlich beendet. Die ganze Bevölkerung strömte zu den Flußufern, um die gewaltigen, krachenden, mit dumpfem Donnern gegeneinanderstoßenden Eisblöcke zu bestaunen. Die eben noch eintönig weiße, stille Oberfläche des Flusses belebte sich, war plötzlich mit schmalen Spalten und Rissen bedeckt, und Eisschollen, ja Eisberge setzten sich in Bewegung und trieben auf dem Strom dahin. Die ganze Stadt war in Festesstimmung; der Sommer und das Leben kehrten wieder. Von Tag zu Tag wurden neue große Strecken auf dem Fluß eisfrei. Von einer Woche zur anderen rückten die Städte wieder näher aneinander. Der Schiffsverkehr kam wieder in Gang. Die von Minussinsk und Krasnojarsk zur Arktis, nach Igarka und Dickson» fahrenden Schiffe machten in Jenisseisk Zwischenlandung. Es war der Anfang dieser so kurzen, aber im Norden doppelt intensiv erlebten Periode: des Sommers.

Man weiß, daß die russische Herrschaft über Sibirien kaum mehr als dreihundert Jahre alt ist. 1581 überquerte Ermak den Ural, 1647 erreichte Lejnew die Nordspitze Sibiriens, am Stillen Ozean, Alaska gegenüber. Die Russen waren dennoch nicht die ersten Eroberer Si- biriens. Schon viele Jahrhunderte vorher war es der Vasall seiner südlichen Nachbarn geworden: der Mongolen in der Mitte, der Tataren im Westen und der Chinesen im Osten.

Tataren und Russen unterjochten oder vertrieben die eingeborenen Völker Sibiriens, die Ostjaken, Tungusen usw. Von diesen Völkern, deren Zahl man auf einige zwanzig schätzt, gibt es kaum noch 300 000 Menschen, während es ursprünglich anderthalb Millionen waren. Die zwischen 1893 und 1903 gebaute Transsibirienstrecke sicherte die Verbindung zwischen dem Ural und Wladiwostok. Rußland besaß im Fernen Osten nur die nördlichen Gebiete. Alles, was jenseits des Flusses Amur lag, gehörte seit Jahrhunderten China. Erst 1860 fiel das Gebiet von Wladiwostok in die Hände der Russen, und in diesem Jahre wurde die Stadt gegründet. Jenisseisk lag früher in der Mitte der Handelsstraße und war zugleich das Verwaltungszentrum des ganzen mittleren Jenissei-Gebiets. Seine Bevölkerungsziffer ist verhältnismäßig konstant geblieben. Es hat nur zehntausend Einwohner, ein Zehntel der Einwohnerzahl Krasnojarsks, und diese Zahl beweist schon deutlich genug, wie wenig es sich entwickelt hat.

Ein Teil der Bevölkerung lebt von der Fischindustrie. Aber um gute Fänge machen zu können, muß man zweitausend Kilometer weiter nach Norden gehen, zur arktischen Küste, und das ist zu weit, um der Stadt von Nutzen sein zu können. Bedeutend ist allein die Holzindustrie.

Der Exporttrust „Polarholz" hat seinen Hauptsitz in Jenisseisk. Er hat sich in zahlreichen, in der ganzen Stadt verstreuten Gebäuden, vor allem längs des Flusses nieder-gelassen. Der Trust lenkt den gesamten Holzexport Mittelsibiriens. Nach Archangelsk nimmt er in der Zahl der getätigten Geschäfte den zweiten Platz (in der Holzindustrie der UdSSR ein. Da die Holzindustrie die Hauptindustrie im ganzen, von Krasnojarsk bis zur Insel Dickson reichenden Jenisseibecken ist, beherrscht die „Polarholz" das gesamte Wirtschaftsleben dieses Riesengebietes. Sie exportiert selber den größten Teil des Holzes und unterhält zu diesem Zweck nicht nur ein Dutzend Forstbetriebe im Jenlissei-becken und vor allem am Angara und anderen Nebenflüssen des Jenissei, sondern auch fünf mechanische Sägewerke, zwei in Jenisseisk, eins in Malchewo und zwei ultramoderne und besonders große im hohen Norden, in Igarka. Ihr Jahresumsatz beträgt 104 Millionen Rubel. In Wirklichkeit ist er freilich noch viel höher, denn diese relativ bescheidene Ziffer ergibt sich daraus, daß der Trust dem Staat, zum amtlichen Kurs selbstverständlich, alle von ihm eingenommenen ausländischen Devisen aushändigen muß. Der Staat kommt so bequem in den Besitz von Devisen, während der Trust selber ständig im Defizit ist, trotz seiner gewaltigen Einnahmen und der Hungerlöhne, die er seinen Arbeitern, zumeist deportierten Bauern, zahlt. Darum kann er auch, da er nie Geld in der Kasse hat, die Lohnzahlungen niemals pünktlich vornehmen. Die weit entfernten Forstbetriebe entlohnen ihr Personal sogar mit zwei oder drei Monaten Verspätung. Die Arbeiter müssen deshalb immer um Vorschüsse oder Darlehen bitten oder zu allen möglichen Schlichen ihre Zuflucht nehmen. Die Angestellten der Verwaltung dagegen erhalten, was auch immer kommen mag, ihre Gehälter stets pünktlich auf Heller und Pfennig. Ich weiß das aus Erfahrung, denn im Februar oder März nach der ersten Verfolgungswoge, die die Ermordung Kirows auslöste, stellte der Trust wieder Deportierte ein, und ich wurde so Buchhalter in der Abteilung „Bauten und Reparaturen". Sein jährliches

Ausgabenbudget betrug 7,5 Millionen Rubel. Wenn die Angestellten meiner Abteilung einmal montags statt wie gewöhnlich samstags entlohnt wurden, hatte ich ernstliche Unannehmlichkeiten. Ich erinnere mich nicht mehr genau der Gesamtzahl der Arbeiter des Trusts; es waren 12 000 bis 20 000, die Mehrzahl davon, wie schon erwähnt, deportierte Bauern. In den Sägewerken, auf den Holzplätzen und in den Sowchosen waren fast ausschließlich Verbannte beschäftigt. Der eine der Trust-Sowchosen, in Worogow, hundert Kilometer nördlich von Jenisseisk, hieß nach Stalins berühmtem Gefährten, der in der Zarenzeit dorthin verbannt worden war. Als dann Jenukidse aber 1935 in Ungnade fiel, wurde der Sowchos in „Molotow" umgetauft. Ich stand in Verbindung mit ihm, weil er der nächstgelegene war. Nur ein einziger freier Arbeiter war dort tätig, und dieser eine war dazu noch der Sohn eines lim Gefängnis sitzenden Jenisseisker Geschäftsmannes. Er war dem Schicksal seines Vater nur dadurch entgangen, daß er einen Arbeitsvertrag mit dem Sowchos unterzeichnet hatte. Lediglich die Sägewerke des Trusts in Jenisseisk beschäftigten eine ziemlich große Anzahl freier Arbeiter. Es versteht sich von selbst, daß der beim Trust arbeitende Deportierte seinen Arbeitsplatz nicht verlassen darf. Der Trust hingegen kann ihn schicken, wohin er will. Kurz vor meiner Abreise ins Ausland hatte ich die Kosten des „Transfers" von 150 Deportierten zu regeln, die für den Sommer von Angara nach Igarka geschickt wurden. Die Deportierten wurden in besonderen Pinassen befördert, als hätte es sich um Vieh oder Sklaven gehandelt. Es fehlten nur die Ketten. Selbstverständlich wurden sie fortgebracht, ohne nach ihrer Meinung gefragt zu werden, und ohne ihre Familien mitnehmen zu dürfen, die in Angara auf ihre Rückkehr warten mußten. Das einzige Menschliche bei der ganzen Sache waren die unaufhörlichen Bemühungen des Transportführers um genügend Verpflegung für die Fahrt. Der Grund all dieser Verlegungen war immer derselbe: der Mangel an Arbeitskräften in Igarka. Früher wurden alle Deportierten nach Sibirien gebracht, aber seit 1935 hatte der ununterbrochene Zustrom deportierter Bauern aufgehört. Es gab eine Zeit, da ein Dekret verkündete, daß nach fünfjähriger Verbannung die Deportierten wieder in all ihre bürgerlichen Rechte eingesetzt würden. Später wurde dieses Dekret dann „berichtigt": die Wiederherstellung der bürgerlichen Rechte war nicht gleichbedeutend mit Freizügigkeit. Dann kam eine letzte und geheime „Be-irichtligung": die bürgerlichen Rechte konnten nur auf Vorschlag der örtlichen GPU wieder zuerkannt werden. Die in Fabriken arbeitenden Deportierten wohnten in Baracken unweit der betreffenden Werke und wurden von der GPU bewacht. Wer auf einem Holzplatz oder tief in den Wäldern arbeitete, war ebenfalls in der Gewalt eines aus mehreren Wachtposten bestehenden GPU-Kom-mandos. Alle Forstbetriebe verfügten über ein eigenes Gefängnis.

Während des Fünfjahresplans konfisziert« die GPU einen Teil des Lohns der Deportierten. Das Gesetz von 1935 untersagte das und verfügte, daß die Deportierten denselben Lohn wie freie Arbeiter zu erhalten hätten. Aber der Lohntarif war so niedrig, daß kein freier Arbeiter dafür arbeiten wollte. So kam es, daß im Trust zumeist nur Zwangsarbeiter beschäftigt waren. Der Monatsverdienst des ungelernten Arbeiters belief sich auf 100 bis 120 Rubel, der des (Facharbeiters auf 200 bis 250 Rubel. Die Angestellten erhielten 300 und 400 Rubel. In der Investierungsabteilung, in der ich arbeitete, bekam der Chefingenieur 1100 Rubel, der Chef des Planungsbüros 700, der Direktor (ein Kommunist) 700, der Hauptbuchhalter und der Hauptkassierer 600, der Kassierer (das war ich) 500, der eine Buchhalter 450, der andere 400, der Listenführer 175, der Sekretär 120 und die Putzfrau 80 (es war eine Bäuerin, deren Mann in ein Konzentrationslager gekommen war. Sie hatte vier kleine Kinder zu ernähren; außer ihrem Lohn hatte sie freie Wohnung). Die Hauptverwaltung des Trusts schüttete natürlich für ihre Angestellten höhere Gehälter aus. Der Direktor (Kommunist) bekam monatlich 1500 Rubel, der Chefingenieur 2500 und der Geschäftsführer 3000. Dies waren die höchsten Gehälter, die der Trust zahlte. Das leitende Personal hatte außerdem ein Anrecht auf freie Wohnung, auf Leistungen in Naturalien und konnte für seine persönlichen Bedürfnisse die Autos und Motorboote des Unternehmens benutzen. In der ganzen Stadt besaß allein der Trust Personenkraftwagen und Motorboote. Aber auch die besten Plätze im Theater und Kino waren für ihn reserviert.

Im Trust gab es zwei Konsumläden, einen für die Arbeiter und einen für die Angestellten. Der für die Angestellten war mit Waren bedeutend reichlicher beliefert, und auch deren Qualität war, vor allem was Textilien anbetraf, wesentlich besser. Ebenso unterhielt die Hauptverwaltung des Trusts zwei Restaurants, eins für die Direktion, das andere für die Arbeiter. Das erste war gut eingerichtet, sehr sauber, mit Vorhängen, Tischtüchern und schönem Porzellan. Die Kellnerinnen trugen hübsche weiße Schürzen. Das Arbeiter-Restaurant war schmutzig und dunkel. Hier standen lange, ungedeckte Tische. Die Preise im ersten waren zweimal so hoch wie im änderen, aber die Menüs ließen sich überhaupt

nicht vergleichen.

Das der Arbeiter bestand lediglich aus Kohlsuppe und Grütze, während die Angestellten außerdem noch Fleisch und Nachtisch bekamen.

Der Trust residierte zum Teil in alten, schon vor langer Zeit in Staatseigentum übergegangenen Gebäuden, zum Teil in von ihm selber erbauten Häusern. Er beschlagnahmte in Jenisseisk auch Privatwohnungen. Ihre Bewohner wurden ohne jede Scheu vertrieben; man enteignete die Hausbesitzer und setzte Angestellte des Trusts hinein. Der Ortssowjet machte es ebenso.

Ich habe einen Fall mit eigenen Augen gesehen. Es handelte sich um das Haus, in dem ich anfangs wohnte. Es war sehr schön, hatte zwei Stockwerke und einen sehr sonnigen Balkon. Die Eigentümerin war die Witwe eines Jenisseisker Geschäftsmannes. Sie vermietete vier oder fünf Zimmer, und das bildete ihre einzige Einnahmequelle. Auf diese Wohnung hatte nun ein Funktionär des Ortssowjet, der gerade eine für ihn passende suchte, ein Auge geworfen, und eines schönen Tages erhielt die Besitzerin die Aufforderung, unverzüglich zweitausend Rubel zusätzliche Steuer zu bezahlen. Das war ihr natürlich unmöglich. „Und selbst wenn ich es täte", sagte sie, „würde man mir im nächsten Monat mit einer neuen Forderung von 2000 Rubel kommen." Vierzehn Tage später wurde das Haus wegen „Nichtbezahlung von Steuerschulden" beschlagnahmt. Die Schreiberlinge des Sowjet jagten seine sämtlichen Bewohner, die Eigentümerin an der Spitze, hinaus. Die Witwe verzichtete darauf, gegen dieses ungesetzliche Vorgehen des bürokratischen Egoismus beim Gericht Klage zu erheben. „Sie hätten mich Gott wer weiß wohin geschickt, und das Haus hätte ich doch nicht wiederbekommen." Eines Tages waren der Trust und die ganze Stadt in großer Aufregung. In einem der Sägewerke war Feuer ausgebrochen. Für eine so kleine Stadt war das ein Ereignis, für den Trust eine Katastrophe. Der Verlust des Sägewerks machte die Erfüllung des Jahresplans unmöglich.. Die Erregung erreichte ihren Siedepunkt, und man telegraphierte unablässig nach Moskau und Krasno-jarsk.

Die entscheidende Frage war folgende: sollte man die halbausgebrannte Fabrik sofort wiederherstellen und die Arbeit wieder aufnehmen oder eine neue, schönere und größere bauen, wie es der Trust schon seit Jahren plante?

Die beiden Meinungen prallten heftig aufeinander, und es kam darüber zu einem schweren internen Kampf. Man berief eine Konferenz zur Lösung des Problems ein. Hundert Personen, das gesamte Verwaltungspersonal und die Leiter einiger Fabriken, nahmen daran teil. Die Diskussion dauerte viele Stunden. Als erster ergriff der Direktor der abgebrannten Fabrik das Wort, dann sprachen die Ingenieure, die Buchhalter, der Prokurist, der Leiter des Trusts, der Gewerkschaftsvorsitzende und alle Arten von einflußreichen Leuten, Kommunisten, parteilose Spezialisten und sogar politisch Deportierte, die wichtige Stellungen als Wirtschaftler, Statistiker oder Planer bekleideten. Alle nahmen an der Diskussion teil, außer den Arbeitern. Noch nie hatte man einen von ihnen in solcher erlauchten Versammlung gesehen...

Man hatte sie nicht einmal zusammengerufen, um ihnen die Möglichkeit zu geben, ihre Meinung zu der Frage zu äußern. Erst wenn die Entscheidung getroffen war, würde man sie ihnen mitteilen. Nur die kommunistischen Führer und die parteilosen Spezialisten hatten das Recht, zu diesem Problem das Wort zu nehmen. Manch einer wird es vielleicht seltsam finden, daß so etwas in einem sich stolz Arbeiterstaat und sozialistischer Staat nennenden Reich möglich ist. Aber dieser Einzelfall gibt eine sehr genaue Antwort auf die Frage: Wer befiehlt in der UdSSR?

In jeder Fabrik, in jedem Unternehmen begegnet einem immer wieder das gleiche Bild: alles was sich auf die Produktion und den Aufbau bezieht, wird von dem Direktor, seinem Stellvertreter, dem Chefingenieur unter mehr oder weniger aktiver Beteiligung der Abteilungsleiter und der parteilosen Spezialisten entschieden. Nur wo es um die Produktionssteigerung, um eine Erhöhung der Arbeitsnormen geht, ruft man die Arbeiter zusammen, um sie in die Verantwortung einzubeziehen und an die gefaßten Beschlüsse zu binden.

Wenn man den amtlichen Verlautbarungen der sowjetischen Verfassung glaubt, gehören alle Produktionsmittel und alle Reichtümer des Landes dem Volk, dem „Proletariat", aber wenn man die Dinge aus der Nähe betrachtet, merkt man sofort, daß nichts dem Proletariat als solchem gehört, sondern denen, die sich als seine Vertreter ausgeben, d. h. der kommunistischen Bürokratie, den 'Fabrik- und Trustdirektoren, den Sekretären der Parteikomitees, den Gewerkschaftsvorsitzenden usw. Sie stehen scheinbar im Dienst des Proletariats, aber das hindert sie nicht, in Palästen zu wohnenj die Produktion zu kommandieren und auf allen Lebensgebieten das Dasein reicher und gebildeter Leute zu führen. Im Vergleich zu (ihnen lebt das Proletariat, der angebliche Herr des Landes, in

Elendsbehausungen, arbeitet unter der Knute, hat kaum das Nötigste zum Dasein und nur schwer Zugang zur Kultur. Die kommunistische Bürokratie ist als streng hierarchisches System aufgebaut. Ihr Oberhaupt Stalin spielt gewissermaßen den Generaldirektor der Union aller Trusts der Sowjetunion, den ideologischen, politischen und ökonomischen Papst der Sowjetoligarchie. Dieser Widerspruch zwischen der Fiktion und der Wirklichkeit des sowjetischen Lebens ist fundamental und selbst im Ausland bekannt genug.

Das Monopol der kommunistischen Bürokratie ist aber nicht so unbegrenzt, wie es äußerlich scheinen mag. Sie muß, wie wir hier schon geschildert haben, es mit den parteilosen Spezialisten und der Intelligenzia teilen. Die Wissenschaft, die Literatur und die Künste sind Gebiete, wo diese Teilung sich spontan vollzogen hat. Ebenso hat der Fabrikarbeiter zwei Herren: den Kommunisten (Fabrikdirektor, Parteisekretär, Gewerkschaftsvorsitzender usw.) und den Spezialisten: Ingenieur oder Meister. Und auch der Bauer in seiner Kolchose hat es mit Kommunisten und parteilosen Spezialisten zu tun. In der sowjetischen Verwaltung, den Büros, Trusts und sogar in der Armee bietet sich das gleiche Bild.

Die strikte Schematisierung der sowjetischen Produktion und jeder verwaltungswissenschaftlichen, sozialen Tätigkeit in der UdSSR gibt den Spezialisten eine ungeheure Macht über die Masse, über die Ausführenden. Und wenn auf politischem Gebiet auch das Monopol der kommunistischen Bürokratie weiterbesteht, auf wirtschaftlichem und sozialem Gebiet herrscht die Doppelregierung der kommunistischen und Spezialisten-Bürokratie. Diese beiden Bürokratien haben sich auch in die Privilegien geteilt. Sie leben zusammen oder nebeneinander in schönen Häusern, sitzen Seite an Seite in den Theaterlogen, und ihre Frauen unternehmen gemeinsame Ausflüge im Auto. Auf der Straße oder überall sonst erkennen sie sich gegenseitig an ihrer gepflegten Kleidung, sie werden mit Vorrang in den Läden bedient, sie reisen miteinander ins Bad, sie sind die wahren Herten der Sowjetgesellschaft.

Natürlich gibt es auch bei ihnen feine Unterschiede. Um vom Materiellen zu sprechen:' die Bestbezahlten sind sicherlich die Ingenieure und Wissenschaftler. Den freien Berufen dagegen (Ärzte, Lehrer usw.) ging es bis vor kurzem in dieser Hinsicht weniger gut. Sie besserten ihre Einnahmen dadurch auf, daß sie mehrere Tätigkeiten ausübten; zwei oder drei Stunden hier, zwei oder drei Stunden dort.

Die Frauen der Kommunisten und parteilosen Spezialisten unterscheiden sich weniger voneinander als ihre Männer.

Jahrelang zielte die Politik der kommunistischen Bürokratie den parteilosen Spezialisten gegenüber darauf hin, deren politische Bedeutungslosigkeit und Rechtsungleichheit durch materielle Vorteile (sehr hohe Gehälter usw.) auszugleichen. Zugleich verbarg die kommunistische Bürokratie ihre eigenen materiellen Vorteile hinter einer Maske strenger Kargheit. Während meines Aufenthaltes in Sibirien vollzog sich aber ein Wandel, und die Tendenz, die Lebensverhältnisse der Kommunisten und parteilosen Spezialisten einander anzugleichen, wurde sichtbar. Die Parteilosen werden außerdem den Kommunisten politisch gleichgestellt. Stalin erklärte, die parteilosen Spezialisten und die Intelligenzia seien „parteilose Bolschewisten". Diese Erklärung, die in der sowjetischen Verfassung von 1936 ihre Bestätigung fand, ist, unter diesem Blickwinkel, ein bedeutendes Ereignis in der Geschichte der UdSSR. Die neue Verfassung hat die prinzipielle politische Gleichheit der beiden Gruppen der Bürokratie verkündet. Freilich, in der Praxis ist sie nicht verwirklicht worden. Darum geht heute der Kampf. Aber bevor wir uns mit den Aussichten dieses Kampfes befassen, werden wir noch am Beispiel unseres Trusts zeigen, wie die Doppelregierung der Bürokratie der Kommunisten und Spezialisten funktionierte.

Der Direktor des Trusts war Kommunist. Wie jeder Direktor in den Unternehmen konnte er keine Ausgabe ohne die Zustimmung und Unterschrift des Chefbuch-halters veranlassen. Und der war stets ein parteiloser Spezialist. Mit anderen Worten: eine Kontrolle seitens der Arbeiter oder ihre Beteiligung an der Geschäftsführung war ausgeschlossen. Ja, so seltsam das scheinen mag, der kommunistische Leiter war sogar von dem parteilosen Spezialisten abhängig. Einige Beispiele mögen das ver- deutlichen.

Der Direktor beschließt etwa, eine Inspektionsreise zu den verschiedenen, in der Provinz verstreuten Abteilungen der Firma zu unternehmen, oder er wird zur Hauptverwaltung nach Moskau gerufen. Solche Reisen sind die legale Form, durch die man sein Gehalt fühlbar aufbessern kann. Der Direktor erbittet für seine Reisekosten vom Buchhalter einen Vorschuß. Nach der Reise legt er eine

Spesenquittung vor, in der die Ausgaben künstlich auf- gebläht sind. Die Richtigkeit dieser Quittung muß vom Hauptbuchhalter geprüft und mit seiner Unterschrift bestätigt werden. Dann beginnt das Handeln. Der Hauptbuchhalter streicht Posten, die ihm allzu phantastisch erscheinen, und empfiehlt im übrigen, einige kaum zulässige Ausgaben (in einer anderen Rubrik erscheinen zu lassen. Einige Tage später dann wird die so „berichtigte" Kostenaufstellung dem Direktor bezahlt. Unter diesen Umständen muß sich der Direktor natürlich mit dem Hauptbuchhalter gut stellen und bereit sein, ihm im entsprechenden Fall den gleichen Dienst zu erweisen. Bisweilen kommt es vor, daß jemand es allzu unverfroren treibt. Er wird dann streng bestraft. So habe ich in Krasnojarsk folgendes erlebt: der Direktor einer Fabrik, ein Kommu- nist,und der Chefingenieur der Bauwerkstätten, ein Parteiloser, ließen sich mehrmals schon bezahlte Spesen noch einmal vergüten. Sie teilten sich diese widerrechtlich erhaltenen Summen. Das wurde schließlich ruchbar, und die Schuldigen wurden zu mehreren Jahren Zwangsarbeit ver- urteilt. Sie verbüßten diese Strafe jedoch an Ort und

Stelle, unter Beibehaltung ihrer bisherigen Funktionen.

Nur mit dem einen Unterschied, daß sie als Verurteilte ein bedeutend geringeres Einkommen bezogen. In einem analogen Fall verbüßte der Direktor einer Krasnojarsker Fabrik seine Strafe dadurch, daß er die Leitung eines viel bedeutenderen, jedoch der GPU unterstehenden "Werkes übernahm.

Die Spezialisten haben ihre eigene Gewerkschaftsorgani- sation, die ITR. Die Gesetzgebung erkennt ihr bedeutend höhere materielle Vorteile als den anderen Gewerkschaf- ten zu. Dies geschah ursprünglich in der Absicht, dem Regime die Sympathie „sozial fremder", aber in tech-nischer Hinsicht unentbehrlicher Elemente zu sichern. Die kommunistische Leitung als solche hatte dagegen keinen An-spruch auf irgendein Privileg, und es war sogar ausdrücklich festgelegt, daß die Kommunisten niemals Nutznießer von Vorteilen sein durften, die der Arbeitermasse versagt waren... Dieser Grundsatz aus den Anfängen der Revolution wurde in der Praxis jedoch nicht befolgt. Die zu Amt und Würden gelangten Kommunisten zögerten nicht, sich gewisse Privilegien anzueignen, zuerst heimlich, dann in aller Offenheit. Sie wurden der von Marx und Engels in der „Pariser Kommune" aufgestellten berühmten These untreu, nach der die Einkünfte der sozialistischen Funktionäre niemals das mittlere Einkommen eines Arbeiters übersteigen dürfen. Die Bolschewisten haben gewiß den größten Respekt vor Marx' Werk, aber sie behalten sich das Recht vor, es auf ihre Weise auszulegen. Eins der Mittel, das die Kommunisten ausheckten, um sich legal in den Besitz der materiellen Vorteile zu setzen, war ihr Eintritt in die ITR. Offiziell muß der der ITR einer Firma zugebilligte Gehalts- „Fonds" zehn Prozent der für die Entlohnung der Arbeiter des betreffenden Unternehmens vorgesehenen Gesamtsumme betragen. In Wirklichkeit sind es aber zwanzig Prozent, was im einzelnen Gehältern entspricht, die drei- bis zwanzigmal höher als die Arbeiterlöhne sind.

Mit dem Eintritt in die ITR kamen die Kommunisten in die hohe Gehaltsgruppe und waren so nicht mehr auf den „mittleren Arbeiterlohn" angewiesen. Ein einfacher Federstrich versetzte so eine ganze soziale Gruppe still und heimlich in jene Kategorie, die gesetzlichen Anspruch auf den Genuß beträchtlicher materieller Vorteile hatte. Hatten diese Vorteile einst nur den Zweck gehabt, sozial fremde Elemente, die das Wissens-Monopol besaßen, zu „kaufen", so rechtfertigten sie sich jetzt — da der ITR nicht mehr nur „parteilose Bolschewisten" angehörten — dadurch, daß die Facharbeiter sich besser stehen mußten, sei es auch nur, um ihrer Arbeit mehr Bedeutung zu geben.

Das Eindringen der Kommunisten in die Reihen der ITR vollzog sich mit der größten Diskretion und unter dem Deckmantel eines Rundschreibens des Zentralkomitees der Gewerkschaftsunion. Die Spezialisten wurden selbstverständlich gezwungen, diesen Einbruch der Kommunisten in ihre Organisation hinzunehmen, aber sie ließen diese deutlich spüren, daß sie den Wert des ihnen damit erwiesenen Dienstes kannten.

Ich will noch ein Detail erzählen. In der UdSSR ist der Schulunterricht für alle gleich. Aber in Wirklichkeit gibt es in jedem Stadtviertel und in jeder kleinen Stadt Schulen, die nur von den Kindern der hohen kommunistischen und parteilosen Gesellschaft besucht werden und wo in der Praxis der Unterricht und das Lehrpersonal weitaus besser sind als in den Schulen, in die die Kinder der Arbeiter und Angestellten gehen. Diese beiden Schularten unterscheiden sich grundlegend voneinander — das geht ' von den Gebäuden bis zu den Büchern. Den privilegierten Schulen fehlt es an nichts. Dort wird auch Unterricht in fremden Sprachen erteilt. Ich erinnere mich an folgenden Einzelfall: zwei meiner Freunde, politische Verbannte wie ich, hatten Kinder im schulpflichtigen Alter und schickten sie in eine der privilegierten Schulen von Jenisseisk. Das hatte seinen tieferen sozialen Sinn. Wir deportierten

Intellektuellen hatten, wiewohl wir wie alle anderen Deportierten aller Rechte beraubt waren, als Buchhalter, Statistiker, Planer eine soziale Stellung inne, die uns der neuen sozialen Klasse gleichsetzte, aus der die Führer der neuen Gesellschaft hervorgingen.

Als in der privilegierten Schule von Jenisseisk der sozialistische Wettbewerb um die Bezeichnung „bester Schüler" eingeführt wurde, errang die Tochter des Genossen Iskra, des Bezirkssekretärs der Partei, den ersten Platz und erhielt den Preis: einen Flug von Jenisseisk nach Krasno-jarsk. Natürlich berichtete die Lokalpresse darüber. Iskra selbst war es nicht möglich, einen Platz in einem der Sanatorien des Kaukasus zu erhalten, um dort seinen Sommerurlaub verbringen zu können. Der „Polarholz"-Trust war in dieser Hinsicht besser gestellt. Alljährlich wurden dort für ihn mehrere Plätze reserviert. Und er stellte einen davon ohne jeden Umstand dem Bezirkssekretär zu Verfügung.

Der Genosse Iskra hatte nicht genug Geld, um die prächtigen Waren, die es getreu Stalins Parole vom „leichteren und froheren Leben" in den Läden gab, kaufen zu können. Indes, keine Lage ist ausweglos. Genosse Iskra kaufte in den Konsumgeschäften der Stadt auf Kredit Tuch, Seide, Samt und auch weniger kostspielige Dinge, wie Konserven, Zucker usw. In allen Läden hatte er ein Konto. Aber welcher Komsumleiter hätte gewagt, den Bezirksparteisekretär daran zu erinnern, daß bei ihm noch eine Rechnung zu begleichen war? Es ist sehr gut möglich, daß der GPU die hohen Schulden des Genossen Iskra bekannt sind. Und eines Tages könnte sie sein Gedächtnis in dieser Hinsicht auffrischen. Trotzdem, auch dann wird Iskras Lage nicht ganz so verzweifelt sein. Er hat gerade von dem Fall des Genossen Strelnikow, des GPU-Ghefs von Jenisseisk, erfahren, dessen Schwieger- sohn — dem die Kontrolle der Bauten der Polarholz untersteht — Ausgaben gemacht hat, von denen sich schwer eine Spur in den Büchern des Trustes entdecken lassen würde.

Wenn man in einem großen sowjetischen Trust arbeitet und mit dessen Arbeitern und Angestellten in engem Kon- takt steht, erhält man schließlich einen gewissen Über- blick über die soziale Struktur der Sowjetgesellschaft. Die Masse der Arbeiter ist in ihrer Gesamtheit von den Ergebnissen der Revolution enttäuscht und nimmt eine politisch passive Haltung ein. Ihre Wünsche und ihre Stimmung äußern sich fast durchweg in der Form passiven Widerstandes. Sie verfechten in ihrem Kampf gegen die neuen Privilegierten keinerlei politische Forderungen. Der Kampf zwischen den herrschenden Gruppen dagegen ist ganz anders, viel intensiver und manchmal sogar blutig, aber immer geheim. Die kommunistische Bürokratie und die parteilosen Spezialisten streiten sich um das Erbe der Revolution. (Um sich ein Bild von der Tragweite und den Aussichten dieses Kampfes machen zu können, muß man die Kräfte der beiden Gegner analysieren. Die kommunistische Bürokratie verdankt ihre Macht der Partei, den Gewerkschaften und Massenorganisationen. Sie nimmt den ersten Platz im Staatsapparat des Landes ein, hat die wichtigsten Posten in der Staatswirtschaft inne und verfügt über das politische Monopol. Die parteilose Bürokratie setzt sich aus den verschiedenen Kadern der Intelligenzia zusammen. Ihr Fundament bildet die technische Intelligenz. Das ist sehr wichtig, denn es bedeutet, daß sie in der Lenkung der Produktion die erste Geige spielt. Die parteilose Intelligenzia spielt ebenso eine hervorragende Rolle im wissenschaftlichen, literarischen, künstlerischen Leben des Landes. Sie besetzt einen bedeutenden Platz im Staatsapparat und sogar in der Armee. Sie kann auf die Unterstützung einer der mächtigsten Organisationen des neuen Rußlands zählen, der Kirche und der geistigen Hierarchie.

Wie ist die Haltung der Arbeiter gegenüber der Rivalität der beiden Gruppen? Was die Bauernschaft betrifft, so liegt der Fall klar. Seit der Liquidierung der Großgrund besitzer und des endgültigen Sieges des neuen Regimes ist für sie der Feind Nr. 1 die kommunistische Partei. Bei den Arbeitern verhalten sich die Dinge nicht so ein fach. In der Zeit der NEP zog die Arbeiterklasse, wie wohl enttäuscht und darüber unzufrieden, daß die kom munistische Bürokratie sie beiseite drängte, diese doch den parteilosen Spezialisten vor, in denen sie Verteidiger des alten Regimes, Verfechter des Privatkapitalismus sah. Nach dem Fünf jahresplan änderte sich die Situation aber völlig. Nicht nur der ökonomische und technische Aspekt Rußlands hatte sich gewandelt, sondern auch die Men talität aller Klassen, aller sozialen Gruppen des Landes. Die Industrialisierung und Kollektivierung beseitigten

jede Möglichkeit einer Wiederherstellung des Privatkapitalismus. Die Rivalität zwischen kommunistischer und parteiloser Bürokratie bezog sich nicht mehr auf eine mehr oder weniger teilweise Restauration dieses Systems, sondern auf die Teilung der politischen Macht innerhalb eines staatskaplitalistischen Regimes. Der Einfluß der Spe zialisten auf die Produktion und die Industrie Verwaltung ist heute noch viel größer als zu Zeiten des Privatkapitalismus. Die sowjetischen

Techniker, Ingenieure, Agrono-men, ganz zu schweigen von den Ärzten und Gelehrten, hassen die Kommunisten, soweit das nur möglich ist, wün- schen aber keineswegs die Rückkehr der einstigen Herren und der Privatwirtschaft. Ihr Kampf gegen die Kommu- nisten muß also, ungeachtet aller ideologischen Differen- zen, auf dem Boden des herrschenden Wirtschaftssystems ausgetragen werden. Das hat 'zu neuen Beziehungen zwischen der parteilosen Bürokratie und der Arbeiterklasse geführt. Nicht so sehr, weil beide den gleichen Gegner vor sich haben, sondern weil sie jetzt nach dem Fünfjahresplan zwar für ver- schiedene Ziele, aber im Rahmen der neuen sozialen Ord- :nung kämpfen. Ich habe in meinem Trust beobachten können, wie die Ingenieure und anderen Spezialisten ge- meinsam die Unzufriedenheit der Arbeiter fördern, len ken, stärken, indem sie die Kommunisten für alle Ent behrungen und mißliebigen Maßnahmen verantwortlich machen. „Die Partei fordert, die Partei befiehlt, und wir müssen alle gehorchen", erklären die Spezialisten bei jeder unpopulären Entscheidung, bei jedem von der Arbeiter- klasse verlangten Opfer. Und obwohl die Spezialisten die gleichen sozialen Vorteile haben wie die Kommunisten, richtet sich der ganze Haß nur gegen diese, denn in ihnen allein sieht man die wahren politischen Machthaber. So hat sich zwischen parteiloser Bürokratie und Arbeiterklasse eine geschlossene Front gegen die Kommunisten gebildet. Das ist das ebenso unerwartete wie unbestreitbare Ergebnis der Fünfjahrespläne. Wir sind in die Periode der Isolierung der kommunistischen Bürokratie eingetreten, eine Isolierung, die Tag für Tag zunimmt. Seit meiner Abreise hat sich in Rußland vieles ereignet, das das deutlich beweist. Ich will hier nur das Wichtigste erwähnen: die Verfassung von 1936 und die Moskauer Prozesse. Da er die immer gefährlicher zunehmende Isolierung der kommunistischen Bürokratie erkannte, hat Stalin versucht, durch eine ganze Reihe von Artikeln seiner neuen Verfassung die Parteilosen um sich zu sammeln; seit der Verkündung der Verfassung werden die Wahlen unter dem Zeichen „Stalinistischer Block der Kommunisten und Parteilosen" durchgeführt. Die Einführung patriotischen und nationalistischen Gedankenguts in die sowjetische Terminologie hat den gleichen Zweck. Aber der Artikel 126 der Verfassung hält nichtsdestoweniger das Monopol der Partei aufrecht und bestätigt ihre herrschende Rolle in allen Organisationen und den verborgensten Winkeln des sozialen Lebens. Damit leugnet die neue Verfassung, weit davon entfernt, der parteilosen Bürokratie ein Übergewicht zu geben, klar und deutlich die Gleichheit der Rechte, die sie dieser in anderen Artikeln verbal gewährt. Und so hat die Verfassung dem Kampf zwischen den beiden Gruppen kein Ende gesetzt.

Die Moskauer Prozesse haben nicht nur dazu gedient, die Konkurrenten und Feinde Stalins innerhalb der Partei zu liquidieren. Sie sollten auch eine Warnung an die parteilose Bürokratie sein, für den Fall, daß sie versuchen würde, das Monopol der kommunistischen Partei anzugreifen. Hier liegt der wahre Sinn der Erschießung Tuchatschewskis und anderer Offiziere der Roten Armee. Die Ereignisse zwingen die Rote Armee, den Schiedsrichter zwischen den beiden Gruppen der Sowjetbürokratie zu spielen, solange es sich nur um eine einfache Verlagerung des Schwergewichts und nicht um eine brutale Beseitigung des politischen Monopols der Kommunisten handelt. Die aus der Revolution hervorgegangene Rote Armee kann der kommunistischen Bürokratie ausreichende Garantien gegen eine Wiederherstellung des Regimes der Weißen Garden geben. Andererseits können die Generäle, da sie nun einmal über der Partei stehen, die Gleichheit der Rechte zwischen der parteilosen und der kommunistischen Bürokratie verbürgen. Die beiden Bürokratien der neuen herrschenden Klasse können gewiß sein, daß die Armee die „Ordnung" aufrechterhalten wird, wenn die enterbten Proletariermassen ihrer Unzufriedenheit allzu deutlichen Ausdruck geben. Und hier liegen die politischen und sozialen Wurzeln des sowjetischen Bonapartismus. Kriegsgefahr und der Krieg selber, die die nationalistische und patriotische Ideologie begünstigen, können die Chancen der Generäle nur vermehren. Es ist durchaus möglich, daß die jungen Generäle mehr Initiative und Entschlußkraft bekunden werden als die der alten Generation, wie Tuchatschewski und seine Kameraden. Die von der Revolution enttäuschten Arbeiter bilden eine passive Masse und werden eher Zuschauer als Akteure bei den kommenden politischen Ereignissen sein. Darin liegt der Grund für die Schwäche aller Linksströmungen im heutigen Rußland.

Die russische Revolution ist im Verfall begriffen. Rußland versinkt mehr und mehr in der Reaktion. Stalin hat viel dazu beigetragen, und seine Nachfolger werden noch viel Vorteil daraus ziehen.

Wie groß aber auch immer die Niederlagen der Revolution sind, nichts wird wieder an seinen alten Platz zurückkehren. Die ökonomische, soziale und technische Grundlage der Gesellschaft hat sich für immer gewandelt. Die Stuarts konnten wieder' auf den Thron gelangen und Cromwell hängen;

das England der Zeit vor Cromwell wurde trotzdem nicht wiederhergestellt. Das Direktorium, Napoleon und selbst Ludwig XVIII. haben Robespierres Nachfolge antreten können; das Frankreich der Generalstände blieb dennoch verschwunden. Und so wird auch das „Heilige Rußland" der Muschiks mit den Holzpflügen, der Großgrundbesitzer mit den blitzenden Säbeln, der blutlosen russischen Bourgeoisie niemals wieder auferstehen!

12.LEBEWOHL RUSSLAND, DU GRAUSAMES UND JUNGES LAND!

Ich vergaß in Jenisseisk nicht, daß es mein Hauptziel war, wieder aus der UdSSR herauszukommen. Unter geduldigem Warten auf den günstigen Augenblick und dem genauesten Bedenken jeden Schritts verbargen sich glühende Ungeduld und quälende Verzweiflung. Arme, einsame Ameise, inmitten 170 Millionen ebenso aller Rechte beraubter Ameisen, die ich war! Aber die Verzweiflung, die mich bei dem Gedanken packte, daß meine physischen Kräfte stich mehr und mehr erschöpften, die Empörung, die ich einer Regierung gegenüber empfand, die die Welt glauben machen wollte, daß sie die Verteidigerin der Unterdrückten, die Avantgarde der Freiheit und des Sozialismus sei, während sie in Wirklichkeit 170 Millionen Menschen zu Sklaven machte, trieben mich stärker zum Handeln als die kühle Berechnung, denn diese gab mir, wenn man alle Chancen genau abwog, kaum Grund zur Hoffnung. Die Heuchelei einer Regierung, die genau das Gegenteil von dem tat, was sie sagte, brachte mich noch mehr auf als die Gewalt und Unigerechtigkeit. Als ich nach Jenisseisk kam, hatte ich noch sechs Monate Verbannungszeit vor mir. Meine Strafe endete im Mai. Würde man mich dann fahren lassen? Bestand die GPU vielleicht nur, um das „Gesicht zu wahren", darauf, mich bis zum Ablauf der von ihr festgesetzten Frist hier festzuhalten? Der Wunsch, mich „freundschaftlich" von meinen ehemaligen Genossen zu trennen, hat immer all meine Entscheidungen bestimmt. Darum wollte ich vor dem Mai nichts forcieren. Aber ich mußte dennoch wissen, wie sich die italienische Gesandtschaft der Tatsache gegenüber verhielt, daß die GPU mich heimtückisch um meinen Paß betrogen und meine Rechte als italienischer Staatsbürger verletzt hatte. Das Telegramm, das ich der Gesandtschaft schicken wollte, mußte so abgefaßt sein, daß die Sowjetorgane, denen es vor Augen kam, verstanden, daß ich bereit war, die sechs vorgesehenen Monate abzuwarten, aber daß ich andernfalls nicht vor einem energischen Vorgehen zurückschrecken würde. Der Lauf der Ereignisse nach Kirows Ermordung beschleunigte die Absendung des Telegramms. Eines schönen Tages veröffentlichten die Moskauer Zeitungen eine sensationelle Geschichte: Kirows Mörder, Nikolajew, hatte mit dem Konsul eines Nachbarlandes in Verbindung gestanden, der ihm fünfhundert Rubel geboten hatte, wenn er in Briefwechsel mit Trotzki träte. Auf den ersten Blick war zu erkennen, daß es sich hier um eine Provokation handelte. Im Ausland, wo der Name des Konsuls publik geworden, wurde rasch festgestellt, daß dieser in Wirklichkeit ein Sowjetagent war. Aber in der UdSSR hütete man sich wohlweislich, seinen Namen bekanntzugeben und den Staat zu nennen, den er vertrat. Der sowjetische Informationsdienst fügte übrigens hinzu, daß Nikolajew dem Konsul keinen Brief für Trotzki übergeben habe. Aber der Sinn der ganzen Sache war sonnenklar. Stalins politische Gegner sollten dadurch desavouiert werden; man wollte damit bereits andeuten, was man dann in den Moskauer Prozessen anderthalb Jahre später öffentlich erklärte: „Die politischen Feinde Stalins, die Oppositionellen, sind nur Agenten einer ausländischen Macht." Ich konnte damals wahrlich die Moskauer Prozesse nicht vorausahnen, aber ich spürte deutlich, daß die Provokation des estnischen Konsuls und GPU-Spitzels den Zweck hatte, die politischen Gefangenen zu terrorisieren.

Nun gut, sagte ich mir, jetzt ist der Augenblick gekommen, ihnen zu beweisen, daß ihre Verdächtigungen und Drohungen mich nicht schrecken.

Und am gleichen Tage sandte ich ein Telegramm an die Gesandtschaft ab. Vierundzwanzig Stunden später erhielt ich aus Moskau die Empfangsbestätigung des Telegramms. Aber ich bekam keine Antwort von der Gesandtschaft. Was hatte das wohl zu bedeuten? Sollte mein Telegramm trotz der amtlichen Bestätigung der Moskauer Post an seinem Bestimmungsort nicht angelangt sein? Oder war es in meiner Angelegenheit zu einem Einverständnis zwischen Gesandtschaft und GPU gekommen? Ich beschloß jedenfalls, solange mir die italienische Gesandtschaft nicht mitteilte, daß sie mich nicht mehr als italienischen Staatsangehörigen betrachte, meine Rechte als Bürger eines ausländischen Landes geltend zu machen, um die Herausgabe meines Passes und die Ausstellung des Ausreisevisums zu erreichen.

Ich schrieb so schließlich einen sehr bestimmten Brief an die Gesandtschaft, in dem ich genau darlegte, wie man mir meinen Paß entwendet, mich zwangsweise nach Sibirien deportiert und von Krasnojarsk nach Jenisseisk transportiert hatte. Auch diesmal wieder kam kein Lebenszeichen von der Gesandtschaft. Nach dreieinhalbmonatiger Korrespondenz zwischen der Moskauer und Jenisseisker Post teilte man mir endlich am 8. April 1935 mit, daß der „eingeschriebene Brief Nr. 1718,

aufgegeben am 26. 12. 1934 in Jenisseisk an die italienische Gesandtschaft in Moskau, unterwegs verlorengegangen ist." Gut. So schien also ein kurzes an die Gesandtschaft gerichtetes Telegramm seinen Bestimmungsort zu erreichen, während ein eingeschriebener Brief, in dem die Angelegenheit in allen Einzelheiten geschildert und der klare Beweis für das ungesetzliche Vorgehen der GPU erbracht war, unterwegs verloren ging. Man schämt stich, ihn auszuhändigen, und teilt einem verleben den Verlust des Briefes mit. Nun, noch ist nicht alles verloren. Nur Geduld und Beharrlichkeit!

In jener Zeit verlor ich meine Stellung. Die Ermordung Kirows führte zu einer unverzüglichen Entlassung aller politischen Deportierten und zu allererst jener, die erst nach dem Mord eingestellt worden waren. Mein Abteilungsdirektor war mit meiner Arbeit nicht unzufrieden, und da er keinen passenden Ersatz für mich fand, stellte er sich taub. Aber nach zwei oder drei „Verwarnungen" seitens des Trustdirektors, der wahrscheinlich über das, was in Moskau gespielt wurde, besser im Bilde war, sah er sich doch gezwungen, mich zu entlassen. Ich war schon einen Monat ohne Arbeit, und meine Geldreserven begannen bereits knapp zu werden, als ich Anfang Mai, da ich mich pflichtgemäß bei der GPU meldete, von deren Chef gefragt wurde: „Haben Sie schon mit dem Leiter des Goldminen-Trusts von Jenisseisk gesprochen? Er benötigt einen gewissenhaften Angestellten und hat dabei an Sie gedacht. Ich habe ihm Ihre Adresse gegeben."

Eine Anstellung bei diesem Trust war ein wahrer Glücksfall. Und so begab ich mich freudigen Herzens sogleich zu der Direktion des Trusts. Aber der Direktor gab mir eine ausweichende und verlegene Antwort. Und ich fragte mich, warum man mir überhaupt geraten hatte, mich bei diesem Trust zu bewerben, da man im Augenblick prinzipiell keine politische Deportierten engagierte. Sollte man, weil ich ausländischer Kommunist war, mir gegenüber eine Ausnahme machen?

Das Angebot der GPU war jedenfalls äußerst ungewöhnlich. Nach einigen Tagen des Grübelns über dieses Rätsel überfiel mich ein jähes Entsetzen: war das nicht eine „psychologische Vorbereitung" auf die Verlängerung meiner Verbannungszeit? Sollte die „süße Pille" mich die Verlängerung der Strafe leichter verdauen lassen? Noch ein Winter in Jenisseisk! Nein, das war unmöglich... Es waren noch nicht zwei Wochen seitdem verflossen, und meine Deportationszeit ging ihrem Ende zu, als ich die Lösung des Rätsels bekam.

„Bürger Ciliga, ich habe die Ehre, Ihnen mitzuteilen, daß entsprechend einem Beschluß des Volkskommissariats des Inneren vom 23. März 1935 Sie zu drei Jahren politischer Deportation in Jenisseisk verurteilt worden sind", erklärte mir der GPU-Chef.

„Aber warum? Was habe ich getan?" fragte ich bestürzt. Ich wollte einfach nicht glauben, daß es möglich war, und wußte nicht, was ich nun tun sollte. Ich hatte das Gefühl, die Sonne sei für immer untergegangen. Ich hätte es lieber gehabt, schien es mir, wenn man mir meine bevorstehende Exekution angekündigt hätte, als mir diese automatische, unmenschliche Verlängerung einer Verbannungszeit, die nie mehr enden zu sollen schien, bekanntzugeben. „Ich kenne die Anschuldigungen nicht. Ich habe der Sitzung des Sonderkollegs nicht beigewohnt, und im übrigen ist die GPU auch nicht verpflichtet, Ihnen darüber Erklärungen abzugeben", antwortete man mir in schroffem Ton. Von einem Verbannungskameraden bekam ich dann aber die Erklärung, „Sie können noch von Glück sagen, Ciliga. Man hat Sie in Jenisseisk gelassen. Ich war überzeugt, daß Ihr Starrsinn Ihnen eine Verschickung weiter nach Norden und in die schlimmsten Verhältnisse einbringen würde." Die Lage schien verzweifelt. Die GPU machte mit mir, was sie wollte. Zahlreiche Genossen rieten mir, ruhig zu bleiben und bessere Zeiten abzuwarten. Und bisweilen sagte ich mir das sogar selbst. Aber worauf warten? Ich konnte nicht noch einen dritten Winter in Sibirien ertragen. Zusätzlich zu den drei weiteren Jahren Verbannungszeit zwang mich die GPU auch noch zum Feiern. Der Briefwechsel mit den Meinen und meinen ausländischen Freunden, der mir im Jahr vorher in Krasnojarsk noch gestattet gewesen war, wurde mir jetzt untersagt. Während meines ganzen Aufenthalts in Jenisseisk durfte ich nicht einen einzigen Brief ins Ausland schicken. Und selbst wenn ich diese drei Jahre durchstand, wer garantierte mir, daß man mich dann nicht noch zu weiteren oder gar zu Gefängnis verurteilte? Werden die Strafen in Rußland nicht automatisch verlängert? Die von der Sowjetregierung zwischen Rußland und dem Ausland errichtete chinesische Mauer ist fast undurchdringlich. Es ist die einzige Möglichkeit, die Welt über das zu täuschen, was in Rußland wirklich vorgeht. Ich entschloß mich, zu handeln: ich würde mein Visum bekommen, oder ich würde im Kampf unterliegen. In den beiden folgenden Monaten legte ich mir meinen Aktionsplan nach gründlichem Überlegen zurecht. Zuallererst entschied ich mich diplomatisch, aber mit unerschütterlicher Entschlossenheit gegen die von der GPU mir zudiktierte Strafe zu protestieren und diesen Protest an

den Generalstaatsanwalt der UdSSR Wischinski, den späteren Motor der Moskauer Prozesse, zu richten. Das Protestschreiben war schon fertig, und ich brütete noch über einigen Verbesserungen des Textes, als mir die GPU eine neue Überraschung bescherte.

Um zwei Uhr morgens klopfte es an die Haustür. Mein Wirt war gerade abwesend. Ich erhob mich in dem Glauben, er habe geklopft. Ich fragte: „Wer ist da?" — „Polizei." — „Polizei? Was wollen Sie zu solcher Zeit?" erwiderte ich, während ich einen Mantel überstreifte, und hinunterging, um zu öffnen. Es waren zwei Tschekisten. „Wir sind ihretwegen gekommen." Wir gingen in mein Zimmer. Sie zeigten mir einen Ver-haftungs- und Haussuchungsbefehl. Verhaftung, das bedeutete Gefängnis, Konzentrationslager und was weiß der Teufel noch. Was die Rückreise ins Ausland anbetrifft... Aber ich werde mich nicht ergeben. Ich werde durchhalten. Hungerstreik, wenn es sein muß. Und selbst wenn das zum Tode führt. Das alles muß ein für allemal ein Ende haben. „Was wollen Sie von mir? Was soll dieser Ver-haftungs- und Haussuchungsbefehl?" fragte ich die Tschekisten.

»Sie sind nicht verhaftet. Es handelt sich lediglich um eine Haussuchung", antwortete mir der eine der beiden.

„Wieso, ich bin nicht verhaftet? Sie halben mir doch eben

den Verhaftungsbefehl gezeigt."

„Wir hatten gerade kein anderes Formular zur Hand. Sehen Sie selbst, nur das Wort ‚Haussuchung' ist mit der Hand geschrieben."

Die Haussuchung dauerte vier Stunden. Während der ganzen Zeit wußte ich nicht: war ich nun verhaftet oder nicht? Vor der Durchsuchung hatte ich keine Angst. Ich hatte nichts Illegales in meinem Zimmer. Die GPU blätterte jedes Buch genau durch und studierte jeden Brief sorgfältig. Ich konnte mich eines Lächelns über ihr Pech nicht erwehren. Aber da nahmen sie meine Korrespondenz mit der Gesandtschaft in die Hand. „Ach, ein Briefwechsel mit der Gesandtschaft..." Sie legten die Schriftstücke wieder hin, ohne sie auch nur zu lesen. Die Sowjetregierung hat mehr Respekt vor den Gesandtschaften der Bourgeoisie als vor der proletarischen Solidarität. Sie nimmt mehr Rücksicht auf die kapitalistischen und faschistischen Regierungen als auf die öffentliche Meinung des Proletariats.

Ich hätte es lieber gesehen, wenn die Tschekisten den Entwurf meines Protestschreibens an den Generalstaatsan-walt nicht gesehen hätten. Mit Geduld und nicht ohne Schwierigkeiten gelang es mir, ihn trotz ihrer gespannten Wachsamkeit ihnen zu entwinden. Das war der einzig angenehme Augenblick in den vier Stunden. Die Durchsuchung war um sechs morgens beendet. Das Wort „Verhaftung"' wurde ausgestrichen, und die Tschekisten trollten sich wieder. Man wird nicht nur bei mir eine Haussuchung abgehalten halben, sagte ich mir, als ich die Tür hinter ihnen zumachte, und ich beschloß, meine Genossen aufzusuchen, um zu hören, was sie in der Nacht erlebt hatten. Einer von ihnen, namens Boiko, wohnte mir gerade gegenüber. „Man hat ihn eben abgeführt", sagte mir seine Wirtin traurig. Ich begab mich dann zu einem österreichischen Trotzkisten, Langer. Man hatte bei ihm alles durchsucht, ihn jedoch nicht festgenommen. Wir gingen zusammen zu einem

Genossen P... Er war aber nicht zu Hause. Auch bei ihm hatte in der Nacht eine Haussuchung stattgefunden.

Dann machten wir uns zu Dawidow auf. Er war ebenfalls nicht zu Hause. Wie wir von seiner Frau erfuhren, war er verhaftet worden. Ebenso erging es Maximow. Im Lauf des Tages hörten wir, daß ein Dutzend Sinowjewisten festgenommen worden waren. Maximows Nachbarin berichtete uns, sie sei die ganze Nacht aufgeblieben, um zu erfahren, ob man Maximow mitgenommen habe oder nicht. Das Mitleid von Boikos Wirtin, die Sympathie von Maximows Nachbarin waren vereinzelte Fälle, die nichtsdestoweniger alber das Interesse der Zivilbevölkerung für die Deportierten verrieten. Und das war eine große Stärkung in dieser traurigen Lage.

Die in der Nacht verhafteten Trotzkisten und Sinowjewisten wurden der Bildung einer „Gemeinsamen Front" beschuldigt. Man sieht, daß die GPU die Moskauer Prozesse schon vorbereitete. Erwähnt muß hier werden, daß die Sinowjewisten (vor allem Lifschitz) sofort Beschwerde beim Staatsanwalt Wischinski einlegten, worin sie erklärten, von der GPU zu falschen Aussagen gezwungen worden zu sein. Sie sollten zugeben, daß die Trotzkisten den Sinowjewisten Vorschläge für einen Untergrundkampf und die Bildung einer gemeinsamen Front gemacht hätten. Der provokatorische Charakter des (ganzen Vorgehens war damit eindeutig erwiesen. Aber die Genossen wurden nicht wieder freigelassen. Die deportierten Frauen, die Frau Dawidows, eine Links-Sozialrevolutionärin, Gala Luzina, eine Sozialistin, Eva Lozmana usw. packten Pakete, die wir den Gefangenen brachten. Die ganze Kolonie nahm sich, wie das üblich ist, der Verhafteten an. Dann wurden sie ins

Krasnojarsker Gefängnis übergeführt. Dort befanden sie sich noch, als ich ins Ausland fuhr.

Diese Machenschaften der Krasnojarsker und Jenisseisker Tschekisten waren nicht das einzige, bei dem ich Opfer 'und Zeuge zugleich war. Ich sollte kurz vor meiner Abreise noch Schlimmeres erleben.

Während des Sommers wurde der größte Teil der Sinowjewisten nach Norden verschifft. Zum Zeichen der Solidarität fanden sich Genossen, die selber keine Sinowjewisten waren, darunter auch ich, am Landekai ein, um ihnen Lebewohl zu sagen. In der Nähe der Schiffe begegneten wir den Inspektoren und Kommissaren der GPU. Bei ihrem Anblick sagte die Witwe Chatskis mit leichtem Lächeln zu mir:

„Sie hätten nicht kommen dürfen. Die Terroristen' werden Sie kompromittieren."

„Helene Ignatjewna, glauben Sie, daß mich überhaupt etwas in den Augen der GPU kompromittieren kann? Ich werde vielmehr die anderen kompromittieren..." Die Situation war nichts weniger als heiter und schien völlig ausweglos, und als ich am Abend am Ufer des Jenissei stand, blickte ich lange in seine gewaltigen, stillen Fluten und gedachte dabei derer, die nach Norden gefahren waren. Wie würden sie durch den Winter kommen? Würden wir uns eines Tages wiedersehen? Es wurde ein glühendheißer Sommer. Das Thermometer stieg am Tage auf 40 Grad über Null. Aber die Abende und Nächte waren frisch, wie immer bei kontinentalem Klima. Jenissdisk war übrigens die letzte Stadt des Gebietes, wo man einen richtigen Sommer kannte. Im nächsten Ort, hundert Kilometer von dort entfernt, gab es schon keinen wirklichen Sommer mehr. Und in all den noch nördlicher gelegenen, wie Imbarskoje, Turuchansk, Igarka, Dudinka, Insel Dickson, schon gar nicht. Trotz der Hitze konnte mich der Jenisseisker Sommer nicht den Alptraum des Winters vergessen machen, Ich vergaß ihn eine oder zwei Stunden, aber nicht länger. Meine Zähne begannen sich zu lockern und taten mir weh. Die ersten Symptome von Skorbut... Und das auf der Höhe des Sommers! Wie sollte es erst im nächsten Winter werden!

Man hatte meine Wohnung in der Nacht vom 21. zum 22. Juli durchsucht. Am 24. Juli schickte ich mein Protestschreiben an Wischinski eingeschrieben und mit Rückschein ab. Er war „die Erklärung des Dr. Anton Ciliga, italienischer Staatsangehöriger, ehemaliges Mitglied des Politbüros des Zentralkomitees der jugoslawischen kommunistischen Partei", in der gefordert wurde: „1. Annullierung des Beschlusses des Volkskommissariats des Inneren vom 23. März 1935, nach dem er zu drei Jahren Verbannung in Sibirien verurteilt wird, weil diese Entscheidung ungesetzlich ist und den Venfügungen des Dekrets des Exekutivzentralkomitees und des Rats der Volkskommissare vom 5. November 1934, Paragraph 1, Abschnitt B widerspricht; 2. sofortige Ausstellung eines Ausreisevisums," Ich schilderte dann darin im einzelnen alle „Willkürakte", die ich durch die GPU in den letzten fünf Jahren hatte erdulden müssen und die der Leser schon kennt, und kam schließlich noch einmal auf den letzten zurück:

„Die Höhe der Willkür ist die Entscheidung des Volkskommissariats des Inneren, die unmittelbar und unbestreitbar das Dekret des Rats der Volkskommissare vom 5. November 1934 verletzt, in dem es wörtlich heißt: ‚Das Volkskommissariat des Inneren der UdSSR ist berechtigt, ausländische Staatsangehörige, die eine Gefahr für die staatliche Ordnung bilden, aus dem Lande auszuweisen.' Weder das Kommissariat des Inneren also, noch die GPU", stellte ich fest, „dürfen gegen einen Ausländer eine andere Strafmaßnahme anwenden." Diese Beschränkung der Rechte der GPU war, wie es in Rußland hieß, die Folge einer Intervention des Präsidenten Roosevelt vor der Anerkennung der UdSSR durch die Vereinigten Staaten und zielte vor allem auf die ausländischen Ingenieure. Aber sie war mir jetzt von höchstem Nutzen. Sie bildete sogar das juristische Fundament meines Einspruchs, jetzt, da die italienische Gesandtschaft die Einziehung meines Passes und die Verlängerung meines Exils in Sibirien stillschweigend hinnahm. „Ich habe nicht die Absicht", fuhr ich fort, „darüber zu diskutieren, ob ich eine Gefahr für die staatliche Ordnung in der UdSSR bin oder nicht, ebensowenig wie über meine persönlichen Ansichten über den Mangel an Menschlichkeit in einem sozialen Regime, dessen Anhänger ich nicht mehr bin. Ich messe auch den Beschwerden der GPU über mich in dieser Hinsicht keinerlei Bedeutung mehr bei. Ich bestehe jedoch darauf, als ausländischer Bürger ein Ausreisevisum zu erhalten."

Ich schilderte dann die Geschichte meines Gesuchs um ein Ausreisevisum und des Kampfes, den ich seit sieben Jahren führte, um die UdSSR verlassen zu können. „Die Sowjetregierung und ihre Organe zögern, nur um mich am Verlassen der UdSSR zu hindern, nicht einmal, allein die menschlichen Gesetze, sondern auch ihre eigenen Gesetze mit Füßen zu treten."

„Und warum diese unbegreifliche Furcht vor einer simplen Abreise?" fragte ich. „Eine Großmacht, ein Staat, der den sechsten Teil der Erde umfaßt, der von allen anderen Mächten anerkannt ist, mit ihnen normale diplomatische Beziehungen unterhält, ein Staat, zu dessen Schutz Dutzende von Parteien,, Hunderte von politischen Organisationen in allen Ländern, eine Arbeiterinternationale, eine Gewerkschaftsinternationale sich erheben würden, ein solcher Staat würde sich lächerlich machen, wenn er die Rückkehr eines Unbekannten ins Ausland fürchten wollte." „Diese erstaunliche Furcht der Regierungsorgane der UdSSR geht so weit, daß man zu Gewalt, Ungesetzlichkeit, Verleumdung, Feigheit bereit ist, nur um meine Ausreise zu verhindern. Im letzten Jahr hat man sich nicht gescheut, als ich meinen italienischen Paß erneuern ließ, mich mit Hülfe schamloser Kniffe meiner italienischen Staatsangehörigkeit zu berauben. Sowjetrußland, das verkündet, es sei die Wiege einer neuen Welt, versucht den Sklavenhandel wieder einzuführen, ausländische Bürger zu kaufen, um sie zu Sklaven zu machen und sie für alle Ewigkeit im Gefängnis festzuhalten." Ich hatte lange über die zweideutige Haltung der italienischen Gesandtschaft nachgedacht, wie ich auch jedes Wort, bevor ich es schwarz auf weiß niederschrieb, genau abgewogen hatte. Und nach all diesen Überlegungen hatte ich mich entschlossen, die amtlichen Sowjetorgane ebenso wie die Gesandtschaft (der ich eine Kopie meines Protestschreibens schickte) wissen zu lassen, daß ich sehr genau darüber im Bilde war, warum sie um mich feilschten, und daß ich diesmal einen endgültigen Kampf um Freiheit oder Tod führen würde, was immer auch kommen mochte und welche Risiken man dabei auf sich nahm. Ich schoß den letzten Pfeil ab und schloß mit diesen Worten: „Um das Maß lihrer Missetaten voll zu machen, braucht mich die Sowjetregierung nur umbringen zu lassen. Das ist die einzige Lösung, die ihr bleibt, und wenn sie vor ihr bisher noch zurückgescheut ist, dann gewiß nur darum, weil es schwer fallen würde, diese Untat meinen Verwandten und Freunden im Ausland zu verbergen." „Indem ich Ihnen alle diese Tatsachen zur Kenntnis bringe, Herr Generalstaatsanwalt, bitte ich Sie, die erwähnte ungesetzliche Entscheidung des Kommissariats des Inneren aufzuheben und mir meine sofortige Abreise ins Ausland zu verbürgen."

„Ich erwarte von Ihnen eine baldige klare Antwort und bin mit vorzüglicher Hochachtung..." Ich hatte nie ein Hehl daraus gemacht, wie ich über das bürokratische Regime der UdSSR dachte, aber in die-, sem Brief an den Generalstaatsanwalt setzte ich wahrlich das Tüpfelchen auf das i. Nach diesem Schreiben, dachte ich, kann mich die Moskauer Regierung nur noch erschießen lassen oder ausweisen.

„Anton Antonowitsch", sagte mir «einer meiner Freunde, ein Sibirier, dem ich meinen Brief vorgelesen hatte, „du bringst dich damit um deinen Kopf. Du hättest nicht so brutal sein dürfen. Man wird dir das nie vergeben." „Nein", antwortete ich, „im Gegenteil, wenn mich noch etwas retten kann, dann dieser Ton." Meine Überlegung war sehr einfach: wenn ich weiter schwieg, war die Katastrophe unausbleiblich, denn ich konnte das Klima physisch nicht ertragen. Ob man mich darum erschoß oder ins Konzentrationslager schickte, mit Hungerstreik und dem übrigen, das Resultat war das gleiche. Andererseits gab mir ein entschlossenes Handeln eine gewisse Rettungschance, keine große sicherlich, aber immerhin doch eine. Und nicht nur weil ich Ausländer war und mit meinem Ausreisegesuch auf juristischen Argumenten fußen konnte, sondern auch weil die russische Revolution noch nicht das Stadium der Hinrichtung aller oppositionellen Kommunisten erreicht hatte. Man verhaftete sie, man sperrte sie in Konzentrationslager, man verbannte sie, aber man erschoß sie noch nicht. Ausgerechnet in einem so weltverlorenen Provinzwinkel und bei jemandem wie mir würde man nicht damit beginnen. Auf all diesen Überlegungen beruhten meine Berechnungen, und sie reizten mich, „doppelt oder nichts" zu spielen. Die Moskauer Prozesse hatten noch nicht stattgefunden; ich hatte Chancen, davonzukommen. Die Erklärung ging im eingeschriebenen Brief an den Generalstaatsanwalt ab und ebenso die Kopie an die Gesandtschaft. Ich schickte dieser außerdem noch ein kurzes Telegramm, um sie von der Absendung meines Briefes zu unterrichten. Wenn er wie der vom 26. Dezember verlorengehen sollte, das Telegramm würde auf jeden Fall ankommen." Ich begnügte mich jedoch damit noch nicht. Die Verzweiflung gibt der Phantasie Flügel. Wie jedes andere Sowjetorgan konnte Generalstaatsanwalt Wischinski meinen Brief unbeantwortet lassen. Die Gesandtschaft schwieg seit sechs Monaten. Nichts hinderte sie, es weiter zu tun, noch drei Jahre, bis zur Beendigung meiner Strafe. Die GPU, die sich den estnischen Konsul hatte kaufen können, hätte ebensogut einen Beamten der italienischen Gesandtschaft bestechen und dieser das ultra-faschistische Argument benutzen können: „Was haben wir mit diesen Geschichten zu tun? Sollen das die Nicht-Faschisten untereinander ausmachen!" Nichts konnte mehr den Interessen der GPU dienen... Das Schweigen der Gesandtschaft bewies

vielleicht, daß sie ein stillschweigendes Abkommen mit der GPU getroffen hatte, aber die Tatsache, daß meine Tele- gramme ihren Bestimmungsort erreichten, und der bei der Haussuchung von den Tschekisten meiner Korrespondenz mit der Gesandtschaft bekundete Respekt bewiesen in jedem Fall, daß hinsichtlich meiner Staatsangehörigkeit es zu keiner Vereinbarung gekommen war, und daß die Ge- sandtschaft nicht die Absicht hatte, mich völlig in die Hände der GPU zu geben... Diese Überlegung vermehrte meine Chancen. In meinem Paß stand, daß er mir am 8. November 1934 entsprechend einem Beschluß des Außen- und Innenministeriums des Königreichs Italien vom 8. August ausgestellt war. Dies gab mir das Recht, mich unmittelbar an das Außenministerium zu wenden. Ich schickte deshalb ein Telegramm nach Rom, in dem ich auf das Verfahren betreffs der Erneuerung meines Passes anspielte und die Verweigerung des Ausreisevisums und die Einbehaltung des Passes durch die Sowjetbehörden erwähnte. Ich teilte zugleich mit, daß seit sechs Monaten meine Telegramme an die italienische Gesandtschaft unbeantwortet geblieben seien. Ich schloß mit diesem Satz: „Jedenfalls bitte ich Sie, mich die Meinung der Gesandtschaft und der italienischen Regierung hinsichtlich der Verletzung meiner Rechte als italienischer Staatsbürger von Seiten der Behörden der UdSSR wissen zu lassen. Mit anderen Worten: wenn Sie mit dem Vorgehen der Sowjets einverstanden sind, teilen Sie es mir bitte mit." Ich schickte eine Zweitschrift des Telegramms an Kalinin, den Präsidenten des Exekutivkomitees des Obersten So- wjet der UdSSR, und eine weitere an die Gesandtschaft. „Wofür geben Sie das viele Geld aus? Sie werden doch nicht freigelassen werden", sagte das junge Mädchen am Postschalter in Jenisseisk, als sie mir das kleine Vermögen vorrechnete, das die Absendung all dieser Telegramme verschlang. Sie war achtzehn Jahre alt und sehr hübsch, die kleine Genia mit ihren schönen schwarzen Augen, aber, mein Gott, wie war sie pessimistisch! Es gibt in Rußland eine ganze Kategorie junger Leute, die kein Glück gehabt haben, und Genia gehörte dazu. Sie hatte in einer großen Stadt in Mittelrußland die Universität besuchen wollen, aber es war ihr nicht geglückt. Und so war sie nun nur eine kleine Postangestellte in ihrer Heimatstadt.

„Und was hat Sie daran gehindert?", fragte ich sie einamal.

„In Rußland studieren doch so viele und sogar sehr arme junge Menschen."

„Ich bin nicht Mitglied des Komsomol. Mein Vater ist kleiner Beamter und wir sind so viele Kinder, daß er mir nicht das Geld fürs Studium geben kann." In Sibirien begegnet einem das neue Leben, das glückliche und unglückliche, aber man stößt immer auch auf die Spuren der Vergangenheit, auf die der einstigen Deportierten beispielsweise, unserer Vorgänger in der Zarenzeit. Dieses kleine verfallene Haus in Jenisseisk hat schon die unter dem Zaren verbannten Bolschewisten beherbergt. Die Mieter sind nicht mehr dieselben, aber ich habe eine alte Frau getroffen, die sie alle gut gekannt hatte und gern von ihnen sprach. Jenukidze, der spätere Sekretär des Exekutivkomitees des Obersten Sowjet, und Petrowski, der spätere Präsident der ukrainischen Sowjetrepublik, haben hier gewohnt. „Petrowski glaubte, man würde ihn in Jenissdisk lassen und seine Frau sollte darum nachkommen, aber ich erfuhr durch meinen Neffen, der Polizist war", erzählte die gute Frau, „daß sie alle nach Tu-ruchansk kämen. Und so kam's dann auch." In Turuchansk trafen sich alle Führer der russischen bolschewistischen Partei, die sich in Rußland befanden. So Petrowski (und drei andere Dumaabgeordnete), Swerd-low, der der erste Präsident der Sowjetrepublik werden sollte, Kamenew, der nach den Moskauer Prozessen erschossen wurde, und der jetzige Diktator, Stalin. Sie blieben dort den ganzen Krieg von 1914 bis 1917. Jenukidze lebte in jener Zeit in Worogowo, zwischen Turuchansk und Jenisseisk.

Ein echter Sibirier ist ebenso sehr an den Anblick von Deportierten gewöhnt wie ein Europäer an den von Birnen und Äpfeln... Im 19. Jahrhundert gab es in Sibirien mehr als eine Million Verbannter. Und dabei betrug die Gesamtbevölkerungsziffer Sibiriens zu Anfang des 20. Jahrhunderts nur 8 Millionen. Nachdem ich gehört, daß die alten Bolschewisten in Jenisseisk und Krasnojarsk gehaust hatten, bemühte ich mich, soviel ich nur konnte, nähere Einzelheiten über ihr Leben in der Verbannung in Erfahrung zu bringen. In Jenisseisk setzten sie ihre Tätigkeit fort, machten Propaganda lim Volk, gaben illegale Druckschriften heraus, hatten ihre Paßfälscherwerkstatt und hüteten ihre illegalen Archive. In der Tu-ruchansker Zelle gab es große Meinungsverschiedenheiten.

Ein Teil der Bolschewisten hatte sich um Swerdlow und Kamenew geschart, um zu arbeiten, zu lesen, politische Diskussionen zu veranstalten, kurz, um bereit zu sein, wenn die Stunde schlagen würde. Der andere um Stalin gruppierte Teil ergab sich lieber einem angenehmen und leichten Leben, betrank sich den lieben langen Tag und wartete so auf bessere Zeiten. Stalins Trunksucht war in der

ganzen Gegend sprichwörtlich bekannt. Das ist aber kein Hindernis für die Karriere eines Mannes, in Rußland schon gar nicht. Stalin hatte noch eine andere Erinnerung in Turuchansk hinterlassen, einen Sohn, den ihm eine Bäuerin, deren Mann an der Front stand, geschenkt hatte. 1935 war der junge Mann zwanzig Jahre alt und lebte immer noch in der dortigen Gegend. Er hatte nicht zu seinem Vater nach Moskau gehen wollen und arbeitete lieber als Fischer. Und seltsamerweise hörte Stalins ehemalige Geliebte nicht auf, schlecht von ihm zu sprechen. Sie hatte ihren Sohn in ausgesprochener Feindseligkeit gegen seinen Vater erzogen. Aber er betonte doch hin und wieder gern seine Abstammung. So rief er, als er sich mit einem neben ihm Sitzenden im Zirkus von Krasnojarsk gezankt und Skandal gemacht hatte, der Polizei, die ihn festnehmen wollte, zu: „Rühren Sie mich nicht an. Ich bin der Sohn Stalins."

Nicht alle nach Jenisseisk verbannten Bolschewisten sollten nach der Revolution an die Macht kommen. Mehr als einer gab sein Leben in den Partisanenkämpfen gegen Admiral Koltschak hin. Auf dem Großen Platz in Krasnojarsk befanden sich die Gräber der damals erschossenen Bolschewisten.

Eine Woche später stellte mir die Post die Empfangsbestätigung zu. Mein Brief war zu Wischinski gelangt. Deo gratias! Aber die Empfangsbescheinigung für die der Gesandtschaft übermittelten Kopie blieb ebenso aus wie die für das Telegramm. Nicht anders verhielt es sich mit dem Telegramm, das ich an das italienische Außenmini-sterium gesandt hatte. Nach drei Wochen Wartens telegraphierte ich an Kalinin, um gegen das Schweigen der Post hinsichtlich der Übermittlung meiner Telegramme an die Gesandtschaft und das Außenministerium sowie meines eingeschriebenen Briefes zu protestieren. „Wenn diese Briefe den Empfängern nicht zugestellt sind, so bedeutet das nicht nur einen Angriff auf meine persönlichen Rechte, sondern auch eine ernste Vernachlässigung der sich aus dem internationalen Recht ergebenden Ver pflichtungen. In diesem Fall wird die Verantwortung da für auf die Sowjetregierung zurückfallen." Noch eine Woche des Wartens. Immer noch keine Ant wort. ' , Ich sagte mir, daß nichts bei alledem herauskommen würde. Niemand beachtete meine Briefe und Proteste, Ich mußte also eine Flucht ins Auge fassen. Und ich be- gann sie fieberhaft vorzubereiten. Die Kontrolle auf den Straßen und in den Zügen war sehr streng. Darauf mußte man von vornherein gefaßt sein und sich darum Mitver- schworene dingen. Nach reiflichem Überlegen entschloß ich mich, mit einem jungen Arbeiter zu sprechen. „Das läßt sich machen, Ciliga. Einer unserer Kameraden ist gerade gestorben. Wir haben seinen Paß versteckt, weil wir wußten, daß wir ihn gewiß noch einmal brau chen könnten. Es ist ein Techniker mit intellektuellem Gesicht. Der Paß wird sehr gut zu dir passen." Während ich noch auf das Ergebnis meiner Demarchen wartete und für den schlimmsten Fall die Flucht vorbe reitete, mußte ich mich gegen eine mögliche Bestrafung durch die GPU — Verhaftung oder Verschickung in ein Lager — schützen.

Würde das nicht leichter möglich sein, wenn ich zu dem GPU-Chef ging, um mit ihm noch einmal über die Arbeit bei dem Goldtrust zu sprechen? Oder über irgendeine andere? Mein Interesse an der Arbeit konnte die GPU irreführen und sie glauben machen, ich hätte mich abge funden und auf die Abreise verzichtet. In einem fiebrig erregten Zustand betrat ich das GPU- Büro. Der Sekretär sagte: „Der Chef ist besetzt und empfängt niemanden." , „Sagen Sie ihm, daß ich da sei. Er braucht mich nur wissen zu lassen, wann er mich empfängt."

Während wir noch so diskutierten, erschien der Chef, der uns gehört hatte, auf der Türschwelle. „Sie kommen wegen der Vorladung, die Ihnen mein Beamter zugestellt hat, Ciliga?"

Um ein Haar hätten mich meine verfluchte Hast und Erregung mir alle Befreiungschancen verderben lassen. Aber meine Stimme, die bei dem Gespräch mit dem Se- kretär noch sehr aufgeregt geklungen hatte, wurde jetzt sofort gesetzt und ruhig. Ich sagte mir: „Ein Beamter? Eine Vorladung? Etwas Wichtiges und Neues, von dem ich noch nichts weiß..." Und ich fühlte mich innerlich völlig durcheinander. „Nein, Bürger Strelnikow, ich habe keinen Polizisten gesehen. Ich bin wegen meiner Arbeit gekommen."

„Sie müssen dann unterwegs aneinander vorbeigelaufen sein. Er ist gerade fortgegangen, um Ihnen eine Vorladung für morgen zu bringen. Ich habe Ihnen eine bedeutsame Mitteilung zu machen."

„Um was handelt es sich? Sagen Sie es mir gleich, da ich nun einmal da bin."

Er lehnte das ab und vertagte das Gespräch auf den nächsten Tag. Wir, meine Freunde und ich, kratzten uns den Kopf, was das bedeuten konnte.

„Übermorgen geht ein Schiff nach Krasnojarsk ab. Du wirst auf ihm mitfahren", sagte mir einer meiner Genossen.

„Bravo! Das ist die Abreise!"

„Ja, aber wohin? Ins Ausland oder ins Krasnojarsker Gefängnis?"

Am nächsten Morgen um neun Uhr fand ich mich wieder bei der GPU ein.

„Sie fahren morgen nach Krasnojarsk. Packen Sie Ihre Sachen!"

„Aus welchem Grunde? Ist mein Ausreisevisum eingetroffen?"

„Ich weiß es nicht. Sie werden alles Weitere in Krasnojarsk erfahren. Man scheint in Ihrem Fall zu einer anderen Entscheidung gekommen zu sein."

Eine andere Entscheidung, sicherlich, jedoch in welcher Richtung? Ich konnte es nur indirekt herauszubekommen versuchen.

„Fahre ich allein oder in Begleitung?" Die Antwort auf diese Frage würde mich darüber belehren, ob die neue Entscheidung etwas Gutes oder das Gegenteil bedeutete. „Sie fahren allein. Sie erhalten einen Marschbefehl und melden stich bei der GPU in Krasnojarsk." Der Tag verging wie im Traum. Ich bedauerte, daß ich schon am nächsten Tage und nicht erst in der folgenden Woche abreisen würde. Mehr denn je verlangte es mich, meine Freunde und Genossen zu sehen. Wir hatten lange Jahre in Gefängnis und Verbannung miteinander verbracht, wir hatten mit vielen jetzt in ganz Rußland verstreuten Genossen zusammengelebt und waren mit ihnen in Kontakt geblieben, wenn er auch immer wieder unterbrochen worden war. Und indem ich jetzt die Grenze überschritt, richtete ich eine unübersteigbare Mauer zwischen ihnen und mir auf. Wann würden wir wieder in Verbindung kommen?

Jahre gemeinsamen Kämpfens, Leidens, Grübelns,)die aus uns Mitglieder einer einzigen großen Familie gemacht hatten, gingen nun jäh zu Ende. Wann würden wir uns wiedersehen? In einem Jahr, in einer fernen Zukunft oder niemals mehr? Ich war glücklich, wieder in die Freiheit, nach Hause, nach Europa zurückzukehren, und dennoch beschlich mich ein Gefühl der Verzweiflung, wenn ich daran dachte, daß ich mich jetzt von meinen Freunden in Rußland trennen mußte. Ich litt darunter, sie in ihrer Unfreiheit zurücklassen zu müssen. Ich hätte diesen letzten Tag dazu nutzen mögen, mir ihre Gesichter und Gedanken für immer einzuprägen. Ich verabschiedete mich von den Bewohnern der Stadt, den Sibiriern. Sie waren alle mit mir glücklich und gratulierten mir herzlich und aufrichtig, daß ich die Freiheit wiedergewann. Am nächsten Morgen, dem 1. September, holte ich mir bei der GPU meinen Marschbefehl. Eine Viertelstunde später hatte ich alle Papiere in Händen und konnte abreisen. „So werde ich Sie doch in gutem Andenken behalten", sagte ich zu dem Kommissar. „Es hätte mir leid getan, nur mit trüben Erinnerungen abfahren zu müssen." Man ließ mich dann in den Nebenraum gehen, wo der GPU-Chef saß. „Über Ihre Arbeit brauchen wir uns ja nicht mehr zu unterhalten, Ciliga. Aber ich glaube, neulich wollten Sie mir noch etwas anderes sagen..." Zweifellos hatte er zwei Tage zuvor die Veränderung meiner Stimme bemerkt, als er mir mitteilte, daß ein Polizist auf dem Wege zu mir sei, und es war ihm klar geworden, daß ich ihm eine Erklärung abgeben wollte. Aber seine Reaktion kam ein wenig spät... In dem Duell zwischen der GPU und ihren Opfern, in dem es immer nur um Bagatellen geht, obwohl es ein unaufhörlicher Kampf auf.Leben und Tod ist, hatte er eine gute Gelegenheit verstreichen lassen. Ich zog einen Schlußstrich darunter.

„Nein, es war nur wegen der Arbeit...", sagte ich mit der größten Ruhe. Er verstand, daß er nichts weiter aus mir herausbringen würde. So endete mein letztes Gespräch mit der GPU von Jenisseisk.

Die meisten der Deportierten gaben mir das Geleit zur Schiffsanlegestelle.

Es waren mehr als hundert Kameraden der verschieden- sten politischen Richtungen. Sie grüßten in mir nicht nur die Freiheit, sondern den fernen Westen, Europa und Amerika, die durch mich, der ich Zeuge ihres Lebens, ihrer Kämpfe, ihrer Leiden gewesen war, von ihnen hören würden. Sie hofften dadurch eine Erleichterung ihres harten Loses zu erlangen. Einige mir bekannte Sibirier hatten sich ebenfalls eingefunden, um mir Lebewohl zu sagen. Gegen Mittag fuhr das Schiff ab. Es war ein alter, abgenutzter Kasten und kam nur langsam voran. Wir brauchten fünf Tage für die vierhundert Kilometer von Jenis-seisk nach Krasnojarsk. Amerikanisches Tempo und schläfrige Langsamkeit sind in Rußland zugleich zu Hause.

Nach dem Fahrplan hätten wir am Mittag des fünften Tages in Krasnojarsk sein müssen. Aber unser Schiff wurde durch die vor den Toren der Stadt stärker werdende Strömung aufgehalten. Wir lagen sieben Stunden fest und kamen so erst um Mitternacht an. Am nächsten Morgen begab ich mich zur GPU, wo ich vom stellvertretenden Chef, Lewchin, empfangen wurde. „Bürger Ciliga", sagte er „ich bin beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß Sie auf Beschluß des Kommissariats des Inneren" (mir

stockte das Herz; so erregt war ich in diesem entscheidenden Augenblick) „aus der UdSSR ausgewiesen werden..."

Das Folgende hörte ich wie durch einen Nebel.

„... Das Datum Ihrer Ausweisung werden Sie zu gege bener Zeit erfahren. Ich werde noch heute Moskau von

Ihrer Ankunft in Kenntnis setzen, und Sie werden in wenigen Tagen Antwort bekommen."

Ich ging, ganz trunken vor Freude.

Die Häuser und die Menschen in Krasnojarsk wirkten

gepflegter, als ich sie in Erinnerung hatte.

Auch die Läden machten einen saubereren und gefälligeren Eindruck. Die damals noch im Bau gewesenen Fabriken waren jetzt bereits in Betrieb, und man errichtete dazu noch weitere neue. Metallindustrie, chemische Fabriken, Kriegsindustrie liefen auf vollen Touren. Für die Ver sorgung der Armee wurde die Brotfabrik vergrößert. So verwandelte sich die Stadt mit dem ganzen Lande zugleich.

Es ist die russische Dynamik, auf die Europa neidisch herüberblickt. Ein solches Land, was auch kommen mag, wird nicht untergehen.

Ich wartete von Tag zu Tag auf eine Mitteilung der GPU, durch die ich das Datum meiner Abreise erfahren würde, und ich nahm Abschied von einem Land und Volk, das der Welt und mir selbst so viele beklemmende Fragen gestellt hat. Wie mächtig und verlockend ist es! Wie schäumt es von Kraft und Jugend über! Aber auf jedem Schritt begegnen einem Ungerechtigkeiten und Grausamkeiten. Die Grausamkeit der Herrschenden wird jedoch durch die Herzlichkeit und Güte der Menschen des Volkes ausgeglichen, und das mildert die schwersten Situationen. Als ich mich von ihnen verabschiedete, bekundeten mir die Leute eine spontane Sympathie.

„Vorsicht, Anton Antonowitsch! Seien Sie auf der Hut! Sie können Sie unterwegs umbringen. Bei der GPU muß man auf alles gefaßt sein. Sie bringt es fertig, einem zu sagen: ‚du kommst nach Hause' und einen trotzdem zu töten... Passen Sie. auf, vor allem nach Überschreiten der Grenze, daß Sie nicht einem ihrer Agenten im Ausland in die Hände fallen. Da unten sind ‚sie' nicht mehr verantwortlich für Ihr Leben."

Man überschüttete mich mit guten Ratschlägen und Empfehlungen.

„Wenn Sie wieder in Europa sind, berichten Sie von dem, was hier in Wahrheit vorgeht. Erzählen Sie keine Lügenmärchen wie die Schriftsteller, die auf Besuch herkommen und des Lobes voll wieder davonfahren." Man mag darüber denken, was man will, aber meine Überzeugung ist unerschütterlich: diese Menschen dieses Volk werden dem Stalinschen System ein Ende setzen. Gewiß, die GPU ist allmächtig, aber letztlich sind Rußland und das russische Volk stärker als die GPU. Sie werden sich ihr zum Trotz einen Weg bahnen. Sie haben der Welt noch vieles zu sagen, sie noch viele Wahrheiten zu lehren.

Eine Woche verging, und Moskau hüllte sich über das Datum meiner Abreise immer noch in Stillschweigen. Von neuem überfielen mich Zweifel. War das Ganze nicht ein \ neuer Betrug? Ich erinnerte mich der letzten Worte Lewchins: „Das Datum Ihrer Ausweisung werden Sie zu gegebener Zeit erfahren."

In der Tschekisten-Sprache konnte das heißen: niemals. Ich ging deshalb noch einmal zur GPU.

„Bürger Lewchin, ich protestiere gegen dieses neue Hinaus zögern. Wann werden Sie das Datum meiner Abreise festsetzen? In zehn Jahren oder vielleicht erst nach meinem Lewchin schwor mir, es handle sich nur um Verwaltungsformalitäten, die ein paar Tage, im Höchstfall eine Woche in Anspruch nehmen würden. Worin sie eigentlich bestanden, konnte ich nicht in Erfahrung bringen. Ich habe übrigens nie herausbekommen, wem ich meine Ausweisung verdankte. Meinem Protest beim Staatsanwalt Wischinski? Meinem Telegramm an den Präsidenten der Republik? Meinen Telegrammen an das italienische Außenministerium und die italienische Gesandtschaft, die, zu guter Letzt, doch nie ihren Bestimmungsort erreichten? Der Tatsache, daß die Regierung meine Ausweisung der Übermittlung der Telegramme vorzog? Da man mich nach meinem Telegramm an Kalinin von Jenisseisk hatte abfahren lassen, neigte ich zu dem Glauben, daß es eine entscheidende Rolle in der Angelegenheit gespielt hatte: post hoc ergo propter hoc. Nach den Moskauer Prozessen fällt mir ein Erlebnis ein, das ich damals hatte und das ein bezeichnendes Licht auf die Umstände meiner Abreise wirft.

In Krasnojarsk und Jenisseisk wimmelte es nach der Kirow-Affäre von nach Sibirien

verbannten Menschen. Unter hunderten anderen befanden sich dort Sinowjews Neffe, Zaks, und Trotzkis Sohn, Serge Sedow, ein Di- plomingenieur, der sich nicht für Politik, sondern einzig und allein für wissenschaftliche Forschungen interessierte. Er war niemals Mitglied der Partei gewesen und sogar, als Trotzki ausgewiesen wurde, lieber unter dem Stalin regime in Moskau geblieben — ganz im Gegensatz zu seinem jüngeren Bruder Leo, der sich politisch aktiv be- tätigte und 1938, nach den Moskauer Prozessen, unter eigenartigen Umständen in Paris starb. Serge Sedow hatte seinem Vater nie ins Ausland folgen wollen. Als ich ihn fragte, warum die GPU ihn deportiert habe, ant- wortete er mir mit bitterem Lächeln: „Wegen meiner schlechten Herkunft." Ich sagte ihm dann, ich würde bin- nen weniger Tage wieder im Ausland sein und könnte darum den Seinen eine Nachricht von ihm überbringen. Er bat mich darauf jedoch, ihnen nur zu sagen, daß er gesund sei, weiter in seinem Beruf arbeite und ihnen seine besten Wünsche schicke.

Unter den Deportierten war auch ein alter Bolschewist, Artuk Solowian, der vor noch nicht langer Zeit in Mos- kau wegen Trotzkismus verurteilt worden war. Man hatte ihn zuerst nach Minussinsk gebracht, wo sich die bekanntesten Trotzkisten, Kossior und andere, befanden. Dann hatte man ihn vor kurzem überraschend nach Krasnojarsk befördert. Ich begegnete ihm mit großer Ehrerbietung, denn er war ein alter bolschewistischer Kämpfer, ein Revolutionär aus der Zarenzeit. Und obwohl wir nicht die gleichen potitischen Ansichten hegten, hatte ich sehr viel Vertrauen zu ihm, um so mehr, als sein Bruder in der Opposition sehr bekannt war Solowian sprach den Wunsch aus, durch meine Vermittlung einen kurzen Bericht über die Lage der verbannten Trotzkisten und ihre Organisation ins Ausland gelangen zu lassen. Ich hatte mich zwar 1932, weil ich mit Trotzki nicht mehr übereinstimmte, von den Trotzkisten getrennt, erklärte mich aber aus Solidarität und Kameradschaft sowie im Interesse des Kampfes gegen Stalin bereit, den Auftrag zu übernehmen. Er sagte mir dann, daß der Text nach Absprache mit seinen Genossen in Minussinsk aufgesetzt werden würde.

Bald darauf jedoch wurde er anderen Sinns. Die Absendung dieses Berichts könne für mich gefährlich werden, meinte er und bat mich darum um etwas anderes: Trotzki nämlich oder seinem Sohn Leo Sedow persönlich eine genaue Nachricht zu übermitteln, um so den Kontakt zu ihnen wiederherzustellen.

„Was uns hier am meisten fehlt", sagte er, „sind Trotzkis persönliche Direktiven."

Ich war auch dazu gern bereit, machte ihn aber zugleich darauf aufmerksam, daß, wenn der briefliche Bericht an Trotzki gut chiffriert wäre, ich kaum Gefahr laufen würde, wenn ich ihn durchschmuggelte. „Nein, nein, geben Sie lieber der GPU keinen neuen Beschuldigungsgrund."

Besonders verwunderte es mich an Solowians Erklärungen, daß die Trotzkisten nach seiner Meinung geneigt waren, eine gemeinsame Front mit den Sinowjewisten zu bilden und die besten von ihnen zu einem Eintritt in die trotzkistische Organisation zu bewegen. Ich hatte in Jenis- seisk nämlich festgestellt, daß die Trotzkisten die Sinowje- wisten wie die Pest flohen und jedes politische Gespräch mit ihnen vermieden, denn sie weigerten sich, einen Unterschied zwischen den Sinowjewisten zu machen, den Provokateuren und denen, die es; nicht waren. In den letzten Stunden meines Aufenthalts in Krasnojarsk wurde mein Verdacht zur Gewißheit. Solowian war mir von der GPU geschickt worden und nichts weiter als ein Spitzel. Den eindeutigen Beweis dafür lieferte mir an der Grenze, in Niegoroloje, das Verhalten der GPU. Nach meiner Ankunft in Paris hütete ich mich wohlweislich, Solowians Auftrag auszuführen und berichtete Trotzkis Sohn, Leo Sedow, der sich damals in Paris befand, von dem Manöver der GPU kurz vor meiner Abreise, mit dem sie eine neue Provokation bezweckt hatte. Ich maß dem im Augenblick keine besondere Bedeutung bei, weil es dem üblichen Vorgehen der GPU entsprach. Aber die Moskauer Prozesse bewiesen mir dann, daß es sich im Gegenteil um eine äußerst wichtige Angelegenheit gehandelt hatte.

Etwas frappierte mich besonders am Verlauf der Mos-kauer Prozesse: der Ankläger hatte nicht ein Beweisstück, nicht einen persönlichen Brief Trotzkis in Händen. Die Zeugen wie die Angeklagten, die „gestanden", die alten Bolschewisten, die sich selbst beschuldigten, die Sinowjewisten, die ehemaligen Trotzkisten, die schon vor Jahren vor Stalin „kapituliert" hatten, zitierten Trotzkis „terro-, ristische" politische Direktiven „aus dem Gedächtnis". Der Mephisto all dieser Prozesse, Radek, sagte aus dem Kopf ganze Seiten dieser angeblichen Schriften Trotzkis auf und erklärte, die Texte seien unglücklicherweise vernichtet worden.

Jedenfalls konnten weder Stalin noch die GPU in den Prozessen das kleinste terroristische Schreiben des Spions Trotzki noch eine einzige politische Zeile von ihm oder seinem Sohn, Leo

Sedow, vorlegen.

Und daraus erklärt sich, warum Solowian so dringend persönliche Direktiven von Trotzki oder Sedow begehrte. Ich fragte mich nach dieser Entdeckung, ob die GPU sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, meine Abreise zur Ein-fädelung dieser Provokation zu benutzen (das schienen die berühmten „Verwaltungsformalitäten" zu sein) und mich darum noch bis zu dem Augenblick zurückhielt, da ich den mir von Solowian übermittelten Auftrag angenommen haben würde... Es lief mir kalt über den Rük-ken bei dem Gedanken an die Gefahren, in denen ich da gerade geschwebt hatte...

Aber Solowian und die GPU hatten" sich in einer Illusion gewiegt. Statt der „Direktiven" Trotzkis für den Moskauer Prozeß mußten sie sich mit einer Notiz begnügen, die in dem ausländischen Organ der trotzkistischen Opposition, dem „Oppositions-Bulletin" erschien: „Nach uns aus Sibirien zugegangenen Informationen ist der politische Deportierte Artuk Solowian ein GPU-Spitzel." Ich will noch kurz erzählen, wieso die GPU getäuscht wurde. Das Bessere ist immer der Feind des Guten. Und indem sie diesen Grundsatz verletzte, fing sie sich in ihren eigenen Netzen. Kleine Unvorsichtigkeiten und die bürokratische Routine trugen ebenfalls zum Scheitern des so klug eingefädelten Plans bei. Ich war darauf gefaßt, in den letzten Tagen in Krasnojarsk genau so überwacht zu werden, wie bei meinem ersten Aufenthalt dort. Aber nichts dergleichen war zu bemerken. Ich wollte es nicht glauben, mußte mich dann jedoch davon überzeugen; ich wurde nicht mehr bewacht.

„Sie überwachen mich also durch einen Spitzel." Und das führte mich zu dem Schluß, daß sich unter den Leuten, mit denen ich verkehrte, ein Agent befand. Man brauchte kein großes Kirchenlicht zu sein, um zu erkennen, daß das Solowian war. Eine Reihe kleiner, an sich unbedeutender Tatsachen bildeten zusammen eine untrügliche Beweiskette.

Ich wurd zur GPU gerufen. Mehrere Tage vorher hatte man mir mitgeteilt, daß ich mich zur Abreise bereithalten solle. Ich hoffte, an diesem Tage darum die genaue Stunde meiner Abfahrt zu erfahren. Vor dem Gebäude traf ich Solowian. Er kam gerade aus Lewchins Büro, wo er, wie er sagte, sich wie üblich zur Registrierung gemeldet hatte. Ich vermutete aber heimlich, daß sich die Unterhaltung um mich gedreht haben mußte. Solowian gab mir noch einmal seine Instruktionen fürs Ausland. „Sie werden gleich verhaftet werden", sagte er nervös, „wir sehen uns zum letztenmal. Behalten Sie gut, was ich Ihnen sage..."

, Woher weißt du', fragte ich mich, ‚daß ich jetzt verhaftet werde und nicht nur die Stunde meiner Abreise mitgeteilt bekomme? Nur ihren Agenten enthüllt die GPU so etwas.'

Lewchin erklärte mir, ich würde am nächsten Tage mit dem Transsibirienexpreß von zwei Beamten der GPU zur sowjetisch-polnischen Grenze gebracht werden. Ich wurde sofort als verhaftet erklärt, und Lewchin ging selber mit mir zu meiner Wohnung, wo ich vor seinen Augen meine, Sachen packen mußte, und ließ mich dann ins GPU-Gefängnis bringen. Dort verbrachte ich meine letzte Nacht in Krasnojarsk.

Am Abend erschien Lewchin, von einem Wächter begleitet, in meiner Zelle und nahm eine gründliche Durchsuchung meines Gepäcks vor. Meine gesamte Korrespon-denz, selbst die mit der italienischen Gesandtschaft, wurde mir abgenommen. „Wir nehmen sie mit Einverständnis der Gesandtschaft, der wir sie übermitteln werden", erklärte er auf meinen lebhaften Protest. Ebenfalls wurden mehrere meiner sowjetischen Bücher, die jetzt als umstürzlerisch galten, beschlagnahmt, nicht nur Trotzkis Bücher, sondern auch die Kropotkins und Chliapnikows. Lewchin hielt sich lange bei drei harmlosen Büchern auf, die mir Solowian gegeben hatte.

Solowian hatte mir gesagt, die handschriftlichen Bemerkungen darin könnten Trotzki und dessen Sohn als Schriftproben dienen. Sie brauchten sie nur mit der Schrift in den Briefen, die sie später bekommen würden, zu vergleichen, um so ihre Echtheit feststellen zu können. Die Bemerkungen waren völlig nichtssagend und bezogen sich lediglich auf den Text, an dessen Rand sie geschrieben waren. Ich konnte nicht verstehen, was für einen Nutzen sie haben sollten, aber nun gut, die Art, wie die Trotzkisten miteinander Kontakt aufnahmen, war mir völlig gleichgültig. Gerade für diese Randbemerkungen jedoch interessierte sich Lewchin sehr: „Was bedeuten die? Haben Sie sie gemacht?"

„Sie sehen doch selber, ich habe sie bei der Lektüre des Buches niedergeschrieben."

Selbst an der Grenze in Niegoroloje erregten sie die besondere Aufmerksamkeit der GPU-Wache. Ich hatte mehr als hundert Bücher bei mir, aber nur diese zwei, die mir Solowian gegeben hatte, wurden mir abgenommen. Nachdem sie einen Augenblick überlegt hatten, fragten mich die Tschekisten, ob ich Bücher in deutscher Sprache habe. Ich verstand sofort, was sie suchten. Solowian hatte mir drei Bücher gegeben, zwei russische Romane (die sie schon konfisziert hatten) und eine Volksausgabe von Ecker-

manns Gesprächen mit Goethe. Wegen seines kleinen Formats war dieses Werk den wachsamen Augen der Tschekisten entgangen. Solowian hatte in dem Buch ein paar Notizen gemacht. Ich besaß im ganzen übrigens nur zwei deutsche Bücher. Dieses und eine deutsche Grammatik. Ich antwortete dem Polizisten ruhig, ich hätte lediglich eins, und händigte ihm die Grammatik aus. Mit wahrem Feuereifer stürzte er sich auf sie, und nachdem er einen Blick in sie hineingeworfen hatte, gab er sie mir mit schlecht verhüllter Enttäuschung zurück, wobei er mich fragte: „Weiter keins?" — „Nein", sagte ich, und ich wußte nun genau Bescheid, welche Rolle Solowian gespielt hatte.

Die beiden Bücher mit seinen Bemerkungen waren in das GPU-Büro gebracht worden und wurden mir eine halbe Stunde später zurückgegeben. Man sieht, die GPU hatte beträchtliches Interesse daran, den Beweis für einen Kontakt zwischen Solowian und Trotzki zu finden. Und man gab mir die Bücher wieder, damit dieser Kontakt nicht verhindert würde. Die fotografierten und fachgerecht entwickelten „harmlosen" Bemerkungen Solowians enthielten genau das, was man für die Moskauer Prozesse benötigte.

Es war schon längst Winter geworden, als ich am 27. November in Krasnojarsk den Zug bestieg. Es war in ihm wunderbar warm, und wir, meine drei Wächter und ich, hatten ein ganzes Abteil für uns. In den anderen Abteilen saßen nur Mitglieder der Sowjetaristokratie, Offiziere, Beamte, ihre Frauen, ihre Töchter, ihre Geliebten. Der Zug führte keinen einzigen Wagen für Proletarier. Alles in ihm war sauber und „zivilisiert". Die Armut und das Elend des Volkes hatten hier ebensowenig Zutritt wie die grimmige sibirische Kälte. In der Mitte Westsibiriens, hinter Kurgan, bogen wir noch Norden ab, nach Swerdlowsk (dem früheren Jeka-terinburg). Ich war auf der südlichen Strecke, über Samara und Tscheljabinsk, hergekommen und fuhr nun auf der nördlichen, über Swerdlowsk und Wjatka, zurück. Meine Wächter bildeten meine einzige Gesellschaft. Sie waren alle drei aus dem Volk hervorgegangen. Der Führer der Eskorte war ein junger Kommissar, der eben seine Studien in Moskau beendet hatte. Der zweite, ein ehemaliger Arbeiter, war Unteroffizier, der dritte, ein einfacher Soldat, ein Bauernsohn. In den ersten drei Reisetagen war unsere Unterhaltung alles andere als lebhaft. Aus Protest gegen die Beschlagnahme meiner Korrespondenz und meiner Bücher war ich für die sechs Tage, die die Reise von Krasnojarsk bis zur Grenze dauerte, in Hungerstreik getreten. Das war mein Abschiedsgruß an das Rußland der GPU, und er schuf eine gewisse Reserve zwischen meinen Begleitern und mir. Wir unterhielten uns ein wenig über die neuen Sitten und die Politik. Der Offizier und der Unteroffizier waren sehr interessiert an Bildung und „guten Manieren". Der Unteroffizier versuchte, mich auf alle Weise davon zu überzeugen, daß die ausländischen Tänze, Foxtrott, Charleston, Rumba usw., die jetzt gestattet waren, obwohl man sie einst als „Ausdruck der bourgeoisen Korruption" gebrandmarkt hatte, als Leibesübung sehr nützlich seien, was man früher nicht erkannt habe. Im Lauf eines Gesprächs über die Kolchosen lud der Führer der Eskorte den gerade im Gang vorbeikommenden Zugkontrolleur in unser Abteil ein. Dieser tat alles, um den Anschein zu erwecken, als stimmte er in seinen Ansichten mit denen der Tschekisten völlig überein. „Da hören Sie, was die Arbeiter denken", sagte mir der Offizier in triumphierendem Ton. Aber ich spürte trotzdem, daß der Kontrolleur nicht alles sagte, was er dachte. Und tatsächlich, als wir in Swerdlowsk hielten und meine Wächter auf den Bahnsteig gingen, so daß ich mit dem Kontrolleur allein im Abteil zurückblieb, vertraute er mir Ansichten über die Kolchosen und das Stalinsche Rußland an, die von seinen vorher geäußerten stark abwichen. Er hatte keinen Grund, sich mir zuliebe zu verstellen, aber sehr viel, einem GPU-Kommissar nicht zu widersprechen. Er fand sich sogar bereit, mehrere Postkarten, die ich an meine Genossen und Freunde in Rußland geschrieben hatte, um sie davon zu unterrichten, daß ich mich auf der Rückreise ins Ausland befand, in den Briefkasten zu werfen. Wir kamen um fünf Uhr morgens in Moskau an. Nach fünfjähriger Abwesenheit und nachdem der Fünfjahresplan erfüllt war, hätte ich die Stadt brennend gern aus der Nähe gesehen. Aber ich mußte in meinem Abteil in dem auf ein Abstellgleis geschobenen Waggon bleiben. Und das einen ganzen Tag! Unser Zug hatte schon zehn Stunden Verspätung, als wir in Moskau eintrafen. Wir kamen statt am Abend, wie vorgesehen, erst am nächsten Morgen an (auch einer der schwachen Punkte Rußlands), und da der Zug erst am Abend weiterfuhr, mußten wir also warten.

Meine Wächter langweilten sich noch mehr als ich. Sie beschlossen deshalb, in die Stadt zu gehen. Der Führer brach als erster auf und kam erst am Abend zurück. Dann machte sich auch der Unteroffizier auf den Weg, und ich blieb mit dem einfachen Soldaten allein. Dieser hatte den strengen Befehl bekommen, nicht Fortzugehen. Aber er hielt sich nicht an ihn, sondern machte sich ebenfalls

aus dem Staube.

„Rühren Sie sich nicht von der Stelle! Ich komme gleich wieder!"

Und so war ich nun ganz allein. Ich hätte auch einen kleinen Rundgang durch die Stadt machen können, unter Hinterlassung; einiger beruhigender Zeilen, daß ich in drei Stunden wieder da wäre. „Nein", sagte ich mir, „das geht doch nicht so einfach. Sie werden es mit der Angst zu tun bekommen und sich gegenseitig denunzieren. Ich muß auch in meinem eigenen Interesse Komplikationen vermeiden. Und sie werden alle drei bestraft werden. Ich habe nicht das Recht, ihnen den Spaß zu verderben; sie sind immerhin junge Leute aus dem Volk." Und so wartete ich geduldig auf ihre Rückkehr. Der einfache Soldat kam nach zwei Stunden wieder; die beiden anderen kehrten erst später zurück. Ich sagte ihnen dann, daß ich mich gern rasieren lassen würde, und der Soldat wurde beauftragt, mich zum Bahnhofsfriseur zu begleiten. Ich konnte dabei einen Blick auf den Bahnhofsplatz werfen und mir so eine ungefähre Vorstellung machen, wie es jetzt in der Stadt' aussah. Als wir an einem Briefkasten vorüberkamen, nahm ich die Briefe, die ich während der Abwesenheit meiner Wächter geschrieben hatte, aus der Tasche und schob sie, seelenruhig und ohne ein Wort zu sagen, in den Schlitz des Kastens. Mein Begleiter fand das so natürlich, daß er es überhaupt nicht beachtete. Wir verließen Moskau spät abends, und am Mittag des folgenden Tages erreichten wir die Grenze. Zwei Stunden später fuhr der Zug nach Polen ab. Die Reisenden stiegen wegen der Zugkontrolle mit ihrem ganzen Gepäck aus, während meine Wächter und ich im Abteil blieben. Mein Gepäck war schon in Krasnojarsk kontrolliert worden. Aber zehn Minuten vor der Abfahrt mußte auch ich den Zug verlassen. Ich hatte Angst, daß man mich wieder nach Moskau bringen würde. Oder würde man mich gar im letzten Augenblick erschießen? Der GPU-Chef stand auf dem Bahnsteig.

„Bürger Ciliga, Sie werden mit dem nächsten Zug fahren. Ihr Paß ist nicht in Ordnung. Es fehlt da noch etwas. Die Polen würden Sie nicht durchlassen und zurückschicken." „Machen Sie stich keine Sorge um das, was die Polen tun werden. Ich werde ihnen schon alles erklären, und ich bin gewiß, daß sie mich nicht zurückweisen werden." Da er zu meinen Worten nur den Kopf schüttelte, geriet ich in Zorn. „Wann werden Sie endlich mit Ihren Winkelzügen aufhören? Sie stellen den ganzen Tag Pässe aus, und ausgerechnet meiner soll nicht in Ordnung sein?" „Sie scheinen eine schlechte Meinung von uns zu haben." „Sie kann gar nicht schlecht genug sein. Je mehr man mit Ihnen zu tun hat, desto mehr merkt man, daß man immer noch eine viel zu gute Meinung von Ihnen hat." Man führte mich irgendwo hinter das Bahnhofsgebäude. „Wo führen Sie mich hin?" rief ich heftig. „Haben Sie doch keine Furcht", erwiderte mir der Tsche-kist.

„Ich habe vor nichts Furcht, denn ich bin auf alles gefaßt, selbst darauf, daß Sie mich auf der Stelle abknallen. Aber ich will wissen, wohin Sie mich führen und warum. Und welche ‚Unregelmäßigkeit' findet sich denn in meinem Paß?"

„Ich führe Sie in den Wartesaal. Ihr Paß ist wegen der notwendigen Ergänzungen sofort nach Minsk geschickt worden. Heute abend ist alles in Ordnung, und Sie können Weiterreisen. Ihre Ausweisung ist vom Kommissariat des Inneren verfügt und wird strikt durchgeführt werden. Was die Unregelmäßigkeit in Ihrem Paß betrifft, so sehe ich mich nicht veranlaßt, Ihnen darüber Auskunft zu geben", erklärte der GPU-Chef kühl. Tatsächlich führte man mich in den Wartesaal. Meine drei Tschekisten aus Krasnojarsk ließen sich neben mir nieder, und wir warteten auf die Rücksendung des Passes. Er kam weder am Abend, noch am nächsten Tage, sondern erst am dritten Tage, dem 3. Dezember. Begleitet vom GPU-Chef von Niegoroloje und dem Kommissar aus Krasnojarsk bestieg ich den Zug nach Polen. Keiner sagte ein Wort. Was sollten wir uns auch sagen? Es war nicht der Augenblick für irgendein Geschwätz und noch weniger für ernste Reden. Ein kurzer Halt am Grenzpfahl, und ich empfing aus den Händen der beiden GPU-Beamten eine Fahrkarte und meinen Paß. Es war der, den man mir ein Jahr vorher in Krasnojarsk weg-) genommen hatte. Die GPU hatte ihn vor kurzem von der Gesandtschaft in Moskau verlängern lassen.

Die Tschekistenwache verließ den Zug, der von polnischen Eisenbahnern und Gendarmen übernommen wurde. Er fuhr ab, und ein paar Augenblicke später passierte ich die polnische Grenze. Ich war frei.

Hinter mir lag das riesige, heroische, elende Rußland. Hinter mir lagen die härtesten, erlebnisreichsten, erregendsten Jahre meines Lebens.